

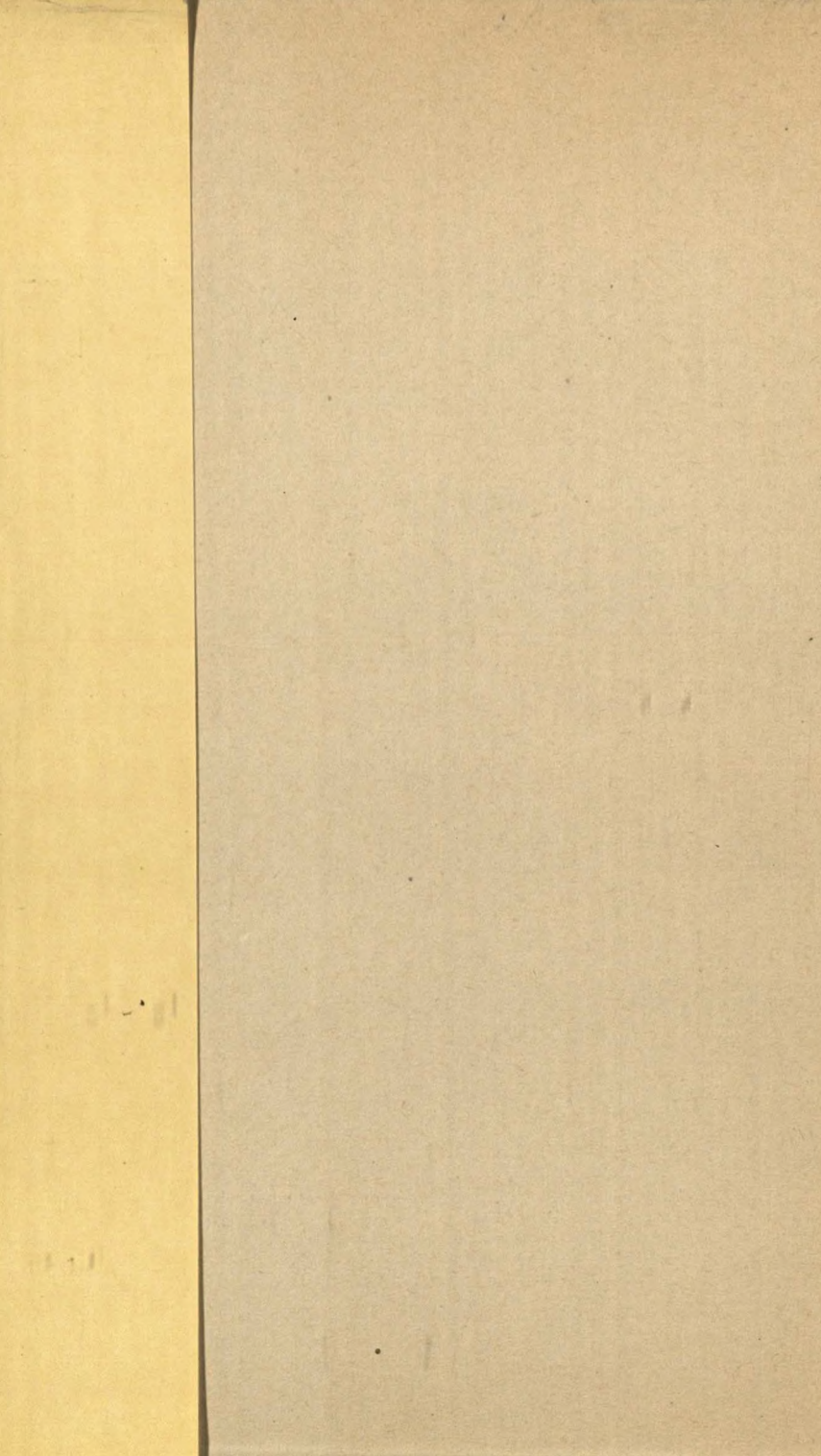
20 765



Wild
Wald
UND
Welt

BRUHN

VERLAG PAUL PAREY BER



Wild, Wald und Welt

Wild, Wald und Welt

Ein fröhliches Wanderbuch

Von

Graf von Pückler-Burghaus
Friedland

Mit photographischen Abbildungen
auf 16 Tafeln

Verlag Paul Parey in Berlin

lit. f. d. r.
Niemes
Polak

CBGiOŚ, ul. Twarda 51/55
tel. 22 69-78-773



Wa5168548



20.765

Alle Rechte, auch das der Überetzung, vorbehalten. —
Printed in Germany. —
Druck von Hermann Beyer & Söhne (Beyer & Mann) in Langensalza

NH-6940 N-4919307/TKK

Zum Geleit

Im Jahre 1936 habe ich unter dem Titel „Jagen — Reisen — Lustig sein“ eine Anzahl von Erinnerungen der Öffentlichkeit preisgegeben. Es ist mir eine große Freude gewesen, daß dies Buch vielen Menschen gefallen hat. Ich habe eine dicke Mappe der denkbar nettesten Zuschriften angesammelt. Ich habe es nur bedauert, daß es mir völlig unmöglich war, jedem persönlich zu schreiben, und daß ich mich darauf beschränken mußte, in „Wild und Hund“ all denen zu danken, die so freundlich meiner gedacht.

Nun hat man verschiedentlich die Anregung an mich herangetragen, ein zweites Buch, eine Fortsetzung in die Welt hinauszusenden.

Als ich das erste Buch schrieb, da kam ich mir so vor — suchen wir mal einen materiellen Vergleich: als ob ich vor einer prächtigen Gänseleberpastete säße. Es ist eine schlechte Angewohnheit vieler Leute, daß sie dann geneigt sind, erst mal die Trüffel „herauszupolken“. — So ähnlich ist es mir gegangen. Aus der Fülle eines langen Jägerlebens griff ich das heraus, was mir am lebhaftesten in der Erinnerung haftete. Es ist aber noch viel an Erinnerungen übrig geblieben. Ich wäre selbst froh, wenn es mir in den vergangenen zwei Jahren vergönnt gewesen wäre, „nach Afrika“ od „Amerika“ zu pilgern und mit einem ganzen Rucksack voll Nashörnchen, Büffel oder Elefanten heimzukehren. Das ward mir nicht beschieden — vielleicht glückt es mir doch noch mal? — Aber ich meine: Das Erleben in Wald und Feld unseres schönen Deutschen Vaterlandes ist wirklich des Rühmens wert genug.

Wenn man seine Jagdtrophäen betrachtet, so kommen all die lieben, stolzen Erinnerungen wieder. Wenn man aber darüber schreibt, so ist das mehr. Dann erlebt man ganz positiv das Ganze aufs Neue.

All das Hangen und Bängen, all die Freuden und Enttäuschungen werden wieder lebendige Wirklichkeit. Ich folge dem Bleistiftstrich auf dem weißen Papier, aber um mich weitet sich der Raum zu der schönen, wunderherrlichen Gotteswelt, die ich einst mit begnadeten Augen schauen durfte. Das Zauberland der Erinnerungen ist kein Traum- oder Märchenbild — es wird, es ist lebendige Wahrheit.

Ich habe diesmal ganz bewußt der Niederjagd einen breiten Raum eingeräumt. Das ist logisch begründet, denn — „der Knüppel liegt beim Hunde“ — die Niederjagd spielt bei uns in Schlessien eine wesentliche Rolle.

Es ist ein goldener, heller Sommermorgen, an dem ich diese Zeilen schreibe. Ich habe schon mein Jagdhabit angelegt. Heute nachmittag gehen wir auf Hühner. Ein leichter, frischer Wind zieht über die Felder und scheucht all das Gewölk, das sich in den letzten Tagen zusammengebraut — am Himmel und in der Atmosphäre überhaupt. Ein köstlicher Frieden liegt über der Landschaft, die heuer so reichen Erntesegen getragen. Überall regen sich fleißige Hände, in Arbeit für die Zukunft, Saat und Wachstum neu zu schaffen. Erstes Herbststahnen liegt in der Luft. Ein schwacher grüngoldener Schimmer färbt die Waldbüsche am Horizont. — Über dem feinen Rauch eines Kartoffelfeuers blauen die Schlessischen Berge. Bald tritt der edle Hirsch in die Brunft. — Ich genieße meine Urlaubstage. —

Wollen Sie, liebe Waidgenossen mich ein zweites Mal begleiten; mit Büchse und Flinte? Und da es dem oder jenem Freude macht, vertauschen wir die Waffe zeitweilig mit dem Wanderstab, der uns gelegentlich über des Vaterlandes Grenzen hinausführt in eine fremde Welt, die des Schauens und Erlebens wert.

Friedland, D.-Sch., September 1938

Carl Friedrich Graf v. Pückler-Burghaus

Inhalt

	Seite
Die seltene Gelegenheit	9
Schlesische Herbstjagden	16
Die beherrte Hirschbrunft	25
Wo bleiben die starken Böcke?	47
Waidwerk in kritischen Tagen	52
Wasserwild	74
Gamstreiben	83
Die Schneerinne	95
Das verlorene Fernrohr	99
Rebhühner	102
Die Insel	114
Römischer Spaziergang	119
Tod und Leben	122
Frühling in Wien	123
Zum Nürburgering	133
Am „alten Zoll“	136
Wanderung durch Schlesien	142
Von wohlischmeckenden Dingen	162
Paralipomena	168
Schlusswort	178

Die seltene Gelegenheit

Thüringen nennt sich wohl bekanntlich „das grüne Herz Deutschlands“. Ich habe das manchmal etwas anmaßend gefunden. Wenn in Thüringen das Herz unseres großen Vaterlandes sitzt, welcher Körperteil fällt dann nach anatomischen Gesichtspunkten uns Schlesiern zu? Denken wir lieber nicht darüber nach. Im übrigen — bei aller Liebe zu meiner in weiten Teilen sehr, sehr schönen Heimat — und ganz unter uns gesagt: Die Gegend, die der Zug Breslau—Brieg durchheilt, die ist so beschaffen — — na sagen wir mal ruhig: wie eine wohlproportionierte Sitzfläche. — Dies auf die Gefahr hin, daß mir ein Landsmann von dorten „a paare ei die Fresse“ anbietet. — Aber davon wollte ich ja gar nicht reden, sondern ich entsteige auf einer thüringischen Station dem D-Zuge und wundere mich aufs Neue über die Unruhe des „deutschen Herzens“, die Massen von Menschen, Radfahrern, L. K. W.s und Fabrikanlagen, sowie die Tatsache, daß unweit von hier noch der geheimnisvolle Vogel, der Urhahn, balzen soll.

Schloß wie aus einer Dornröschenwelt, räumlich nahe und doch so himmelweit dem hastenden neuzeitlichen Leben. Alter Hausrat und alte Beschließerin, Requisiten eines Romans aus dem achtzehnten Jahrhundert, jener Zeit, in der ein schönheitsfroher Herr dieses „Etablissement“ geschaffen.

Der gütige Jagdherr wird selbst nicht mehr auf die Balz gehen, die Tochter hat eine bössartige Erkältung am ersten Balzmorgen erwischt, zwei andere Gäste haben abgesagt — — vor mir allein liegen praktisch die weiten Reviere, in denen heuer noch kein Schuß gefallen. Die seltene Gelegenheit — die ganz seltene Gelegenheit! Zweimal bin ich schon hier gewesen. Jedesmal habe ich zwei Hähne geschossen und doch — irgendwie — hat mich ein konzentriertes Hahnenpech begleitet. Es passierten immer gräßliche Widrigkeiten, die Dinge „zwischen Lipp und Kelchstrand“, die allerdings — — wenn man philosophisch denken

will — — am Ende grade jenen besonderen Reiz jeder hohen Jagd geben, weil es eben nicht so ganz einfach ist.

Es ist noch ganz dunkel, als ich am nächsten Morgen nach weiter Fahrt das Auto verlasse und von einem Förster begleitet in den Bergwald hineintaste. Sagenhaft gutes Revier. Hier balzen ganz nah beieinander etwa fünf Hähne. Vier davon kommen aber noch nicht auf ihre Kosten, weil ein alter unverträglicher Gesell, ein wahrer Urhahn, keine anderen Götter neben sich duldet. — Vor zwei Jahren habe ich diesen alten Herren glatt vorbei geschossen. Ich sah — — es war noch sehr dunkel — — die Bewegung seines Kopfes und es wird nie herauskommen, ob der Körper wirklich links davon stand, dort, wohin ich schießen wollte, oder ob der unsichere Schuß über die noch nicht zu erkennende Lauffchiene ohne Fernrohr eben einfach zu hoch oder zu tief gegangen ist? Voriges Jahr haben sich andere vergeblich um ihn bemüht, darunter der zuständige Oberförster. Diesem Hahn soll es heute gelten. Ein Verhörer bleibt am oberen Steig. Wir nehmen den unteren dorthin, wo er gestern Abend eingefallen sein soll. — — Bb — — Bb — — ganz leise — er balzt. Jetzt mußte es klappen, wir haben ja noch so viel Zeit, es ist ja noch viel zu früh, und wir können auf dem bequemen Steige in aller Ruhe ohne Fährnis noch weithin anspringen. In endlosen Pausen leise Balztöne, die uns wenig weiterbringen. Noch ist es zu dunkel, noch ist es zu weit, da verschweigt der Hahn ganz. Wir warten. Wir dürfen uns nicht bewegen, wir dürfen keine Zigarette rauchen, wir dürfen ausharren bis es ganz hell wird und der Hahn, weit, weit von uns polternd zu Boden geht. — — Der Verhörer hatte weiter oben sehr schüchterne und dürftige Liebesarien von zwei anderen Hähnen gehört, die nun auch abgeritten sind.

Draußen auf dem Felde balzt noch ein Spielhahn. Als wir mühsam auf weitem Umweg in prachtvoller Deckung herankommen, hat er sich auf einige hundert Meter umgestellt, und als ich dahin komme, steht er bereits auf einer himmelhohen Fichte jenseits des Tales — unerreichbar.

Abendeinfall — Ein anderes Revier. Es ist noch vor neunzehn Uhr, etwa anderthalb Stunden zu früh. Der Verhörer deutet mit

dem Stoß nach oben „Hier is er gestern um bunkt ochte einchefoll'n“ — Purr! — Da reitet der Hahn auch schon aus selbigtem Fichtenhorste ab. —

Am nächsten Morgen wieder beim Urhahn. Er balzt oberhalb des oberen Steiges. Günstig, da sind weniger dichte Fichten. Der Oberförster führt mich höchstselbst. Der Hahn balzt wie ein Uhrwerk. Wir kommen prachtdoll heran. Kein Astchen hat geknackt. Wir müssen dicht am Hahn sein. Wir rühren uns nicht während der nächsten drei oder vier Balzstrophen, sondern äugen uns nur die Lichter aus dem Haupte. Der Minnesang verstummt, die Morgensonne klettert über Hang und Aste, Ameisengekribbel in der Beinmuskulatur auf schrägem Hang. Jetzt hilft nichts mehr. Glas an den Kopf. Nichts, gar nichts. Minuten dehnen sich zu Ewigkeiten. Erlösung fast, als endlich der Hahn mit wahnsinnigem Gepolter aus dem obersten Wipfel der hundertmal abgesuchten Fichte vor uns abreitet. Da ist wohl mal der Wipfeltrieb abgebrochen, und es hat sich dort ein undurchdringliches Nest, eine Art Korb gebildet. In dem hat er gefressen. — Mein Freund, der Birkhahn, ist natürlich auch wieder da, und ebenso flatterhaft unbeständig wie tags zuvor. Außerdem scheint er die „Portée“ eines Patrönchens 5,6-Vierling genau zu kennen. Ja, wenn ich die „Halger zweihundertvierundvierzig H. W.“ hier hätte! — Dann hätte ich ihn wahrscheinlich gefehlt!

Vom Abendeinfall ist nur zu berichten, daß ich sotto voce Gedichte deklamirte.

Der Oberförster führt mich am nächsten Morgen ins Revier meines gestrigen musischen Zeitvertreibes. Zwei Forstbeamte als Zuhörer. Fabelhaft organisiert. Ein Hahn balzt in über hundertjährigem Altholz. Ein Sandweg durch eine Schonung führt gradewegs darauf zu. Als wir halbwegs sind, stellt sich der Hahn polternd um — verfluchte Sauerei — es ist doch noch so früh. Hallelujah — er nimmt Kurs auf uns zu und muß auf einer der Randkiefeln eingefallen sein, wo er flott weiterbalzt. Noch zwei bis drei Sprünge — da sehe ich undeutlich die Bewegungen des Hahns im Kieferngeäst. Beim nächsten Hauptschlag Flinte an den Kopf, am Stoß angestrichen. Moment großer Spannung. Der erste Versuch mit dem

Fernrohr der Bocktaubenflinte (mit Einstecklauf für die Vierlingpatrone). Prachtvoll — klar steht der Hahn im Fernrohr, viel besser sichtbar als mit bloßem Auge zu erkennen. Druck am Abzug — — nichts — — Schrecksekunde — — dann fällt der Hahn wie ein Paket auf den Weg. Er muß im Knall steintot gewesen und einen Moment starr auf dem Aste festgeklammert gewesen sein.

Mit denkbar befriedigten Gefühlen wird weiter gepürscht zu den Stellen, wo ich vor drei Jahren meine beiden ersten Hähne geschossen habe. Erlebnisse sind nicht zu berichten. — Das köstliche Frühstück im von der Morgensonne durchfluteten Eßzimmer schmeckt ganz besonders gut.

Abend — das Übliche. — Allmählich gewöhnt man sich auch daran, daß man erst gegen zweiundzwanzig Uhr zur Abendäszung kommt.

Am nächsten Morgen geht es in das weiteste aller Reviere. Hier wird jedes Jahr ein todsicherer Hahn geschossen und jedes Jahr ist nur ein neuer Hahn da.

Vor zwei Jahren vertrat ich ihn — trockener Ast unter Blaubeerkraut — und zwei Tage später schoß ihn Wether H. auf derselben Stelle. — Der Verhörer ist seiner Sache ganz sicher, doch über Nacht hat sich der Hahn umgestellt, und wir verlieren viel Zeit bis wir seinen Minnesang weit entfernt vernehmen. Es ist schon sehr hell. Man muß in dem verfluchten Blaubeerzeug (ich hasse dies Kindergericht — mit blauer Milch womöglich — und die dreimal verfluchten Beerensucher, die so manche Rehbockpürsch daheim gestört) — — sehr vorsichtig anspringen. Obwohl die Kiefern nur niedrig sind, kann ich den Hahn lange nicht finden. Endlich sehe ich durch einen alten Kiefernzwiesel Bewegung. Flinte hoch — aber durchs Fernrohr ist nichts vom Hahn zu sehen, nur wackelndes Geäst. Mitten druff — rumsch — raus ist der Schuß! — Flattern, Flügelschlagen — in einem Zickzackflug rauscht mir der Hahn fast über den Kopf — streicht, streicht — — außer Sicht dumpf polternder Fall, verbunden mit knackenden Ästen. — „In der großen Schonung“ meint der Verhörer. Oberförster und Verhörer, die getrennt weiter zurückgeblieben waren, haben beide den Hahn sehen können. Und da wäre ein guter Kugelschuß möglich gewesen — — es ist ja immer so!

Also runter zur Schonung. Ein hoher Teil, ein niedriger. Einige Altholzhorste dazwischen — sehr dicht — — sehr steil bergab — bis ins Tal!

Humm! — „Hund?“ — — „Woher?“ — — angepachteter Abschuß auf Bauernrevier. Also „verloren suchen“. Der Verhörer geht zum Auto, um aus dem Dorf seine Söhne zu holen, wir rasten kurz auf einer Bank, die ein Verschönerungsverein, dankenswerterweise, an herrliches Plätzchen gestellt. Weit geht der Blick über Wald und Hügel im Leuchten der frühen Morgensonne. Tief unten im engen Tal, in dem noch die Schatten der Nacht ruhen, ein Dorf mit spitzen Schieferdächern mit einem jener reizenden Zwiebeltürme, die für jene Länder an der Grenze zwischen Nord- und Süddeutschland typisch sind. Klar ist die Luft, kein Laut stört den tiefen Frieden dieses weltfernen Erdenwinkels, im wohlthuenden Kontrast zu dem unausgesetzt hastenden brausend pulsierenden Leben der großen Haupttäler, mit ihren Flüssen, Bahnen, Straßen, Städten und Industrieanlagen, mit all dem, was Menschen an sich zieht, was Menschen seßhaft macht, und in deren Gefolge Unrast und Lärm. — — —

Langsam suchen wir den Rand der Schonung ab. Allmählich kommen die Männer. Wir sind zu sechst und beschließen planmäßig die Schonung streifenweise parallel etwa zur Schichtlinie abzusuchen. Mühsam kraxig, schweißtreibende Arbeit. Fünf Streifen haben wir abgesucht. Noch ein sechstes Mal hin. — Tiefer unten kann er nicht liegen. Da hätten wir ihn gar nicht fallen gehört. Also noch einmal im Winkel zur bisherigen Dichtung durch das an die Schonung grenzende ältere Holz senkrecht bergauf. Es ist erheblich steil. Ohne Stoß mit der schweren Flinte gebückt unter tiefhängenden Ästen — das ist schweißtreibend. Und die untrainierte Beinmuskulatur des Großstädters fängt an erheblich fühlbar zu werden. Laune viele Grade unter dem Gefrierpunkt. Durst und dazu die Sehnsucht nach dem seit Stunden fälligen Frühstück — — zum Kosen!! Hätte ich Idiot doch lieber gar nicht geschossen! — Solche selbstzerfleischenden Regungen sollen moralisch heilsam sein. Mag sein — aber ich finde, daß eine Büsserrolle in jedweder Form mir ganz und gar nicht liegt. Ich bin

geneigt viel eher die Sünden zu bereuen, die ich unterlassen. Deren gibt es mehr als genug.

Solch und ähnlich verbitternde Reflexionen geleiten mich wieder zu der Bank, dem ästhetisch schönen, ruhenden Pol zwischen dem Ort der Tat, dem Anschuß und der ach so ersehnten Schlussszene des Dramas, dem unbekanntem, tückisch verborgenen kleinen Fleckchen, wo irgendwo auf hartgrünem Blaubeerkraut der schwarze, schillernde Riesenvogel liegen muß. — — Noch ein Quergang durch die links anschließende höhere Dichtung. Nichts — gar nichts, keine Feder, kein geknicktes Astchen!

Auf dreiviertel Höhe in der bewußten Schonung steht ein sehr markanter Horst älterer Fichten. Der lag auf der Grenze zwischen zwei der Streifen, die wir abgesucht. — — Ich weiß nicht welche magische Kraft den Oberförster an diesen Punkt zurückzog, während ich voll schmerzvoller Resignation der Verschönerungsvereinsbank zuwanke. — Ihm fällt ein frisch abgebrochener Wipfel auf. Er konstruiert die Richtung, noch ein abgebrochener Ast, ein schneller Schritt, ein blißschnelles zupacken. Flattern — aus! — triumphierender Ruf: „Ich habe ihn!“ — Es ist erstaunlich, mit welcher Geschwindigkeit ich lahmbeinig, steifgliedrig, verschwißt und außer Puste bei ihm bin und mit einer fast zärtlichen Bewegung über die blau-grün-schwarz schimmernde Halskrause des großen Hahnes streiche. — Diana und allen anderen gut gesinnten Himmelsbewohnern sei Dank!

Heimfahrt mit dankbaren Gefühlen der Genugtuung durch Wald und wunderhübsche Täler. All die schlechte Laune, all die Selbstvorwürfe, das gesamte böse Gewissen — — das ist alles vergessen. Ich bin auf einmal kein Pazer mehr, sondern ein Held, ein gewaltiger, erfolgsgekrönter Nimrod. — Und dann das Frühstück, eingeleitet mit einem zweistöckigen Wodka. Herrlich! Dann die lahmen Knochen ins Bett! — —

Am Abend wieder an einer ganz komischen Stelle, die mir schon von früheren Jahren her bekannt ist. In der Nähe einer größeren Stadt und eines bekannten Ausflugsortes. Parallel zum Steilhang, an dem ich sitze, geht drüben über der Bachschlucht in Serpentina eine Hauptverkehrsstraße. Wenn jetzt ein Hahn anfängt zu balzen, dann

Kann ich ihn bestimmt nicht hören, denn es ist keine Minute ohne Motorenlärm, heulend bergauf, knallend bergab, vom Baß alias x-Sonnen-Lastzug bis zum Tenor alias Motorrad auch „Brautomobil“ genannt — „Pupperhutschen“ sagt der Österreicher. — Apropos — ein entschieden entwicklungsfähiges Liebespärcchen rennt sozusagen auf mich auf, vermutlich auf der Suche nach sichtsgeschützter Abgeschiedenheit. Die ärgern sich wahrscheinlich weit mehr über mich, als ich mich über sie. — Es dunkelt, es sind heute keine Gedichte, sondern Lieder, die ich — natürlich auch sotto voce — produziere. Man kann sich dann dem angenehmen Wahne hingeben, man sänge so schön wie Caruso (oder wie hieß der wohlbeleibte Mann, der in meiner Erinnerung irgendwie mit einem Affenkäfig verknüpft ist). — Singen tue ich übrigens auch immer, wenn ich allein im Auto fahre. Dann aber — ganz laut! Das Motorengeräusch wird dadurch nicht gestört, und Freunde leiden nicht darunter. — Also — es dunkelt und wie Gespensterbalken oder ein — na — ein besoffener Leuchtturm, der sein Tempo verloren hat, huschen Lichterbündel durchs Geäst um mich her. — Ich bin etwas länger sitzen geblieben — es ist der letzte Abend.

Am letzten Morgen zum letztenmal wieder zum Urhahn. Er ist dort, wo er das erstemal war. Es geht zuerst ganz gut — dann wird die Bestie faul und fauler, und es endet wie es jedesmal gewesen ist. Es soll nicht sein. Und der Birkhahn ist überhaupt nicht da.

Und damit schließt der Bericht von der „seltenen Gelegenheit“. Ich habe mein Waidmanns Heil gehabt, bin quietschbergnügt und selig. Die Zahl macht es doch, weiß Gott, nicht. Wäre die Zahl ausschlaggebend, dann könnte man ja auch Sperlingshekatomben auf einem Misthaufen schießen. Mein gütiger Jagdherr hätte mir sicher noch den einen oder den anderen Hahn gegönnt und Birkhähne dergleichen. Und der Oberförster hat sich sicherlich alle Mühe gegeben, die „seltene Gelegenheit“ zu einem vollen Erfolg für mich zu gestalten. — Nur — den alten Urhahn, dem ich drei Morgen und einen Abend gewidmet, den hätte ich allzu gern noch geschossen.

Am Nachmittage geht es wieder heim ins Berliner Häusermeer voll dankbarer Erinnerungen an fünf herrliche Tage im „grünen Herzen Deutschlands“.

Schlesische Herbstjagden

Einer meiner Freunde hat sich seinerzeit zu dem Ausspruch ver-
stiegen: „Ach, wenn der November bloß sechzig Tage hätte!“ Der
November, der Monat, den der Städter bekanntlich haßt, ist eigent-
lich unser schönster Monat. Es ist außer der Hirschbrunft die Zeit
im Jahre, in der wir uns möglichst freizuhalten suchen, die Zeit, in der
wir besonders gern des Morgens die Post durchsehen, ob nicht eine der
ersehnten und erwarteten Einladungen dabei ist. November ist unsere
„Caison“. — Es wird nun entgegengehalten: Warum stehen Oktober
und Dezember nicht im gleichen Kurs? — Sehr einfach: Die Oktober-
jagden sind freilich die hübschesten. Ich gehe auch lieber bei heller
Herbstsonne in dünnem Röckchen durch den herbstbunt schillernden
Wald. Aber — die großen Fasanenjagden kann man im Oktober
noch nicht geben. Die jungen Fasane fliegen noch nicht richtig. Außer-
dem sind sie in der Masse noch in den Feldern verzettelt. Da sind
noch Rüben drin, da steht überall Gründüngung, Mais und andere
Leckereien, in denen sich der Fasan tagsüber aufhält. Man müßte
Quadratkilometer Feld eindrücken, um die Fasane in die Triebe
hinein zu bekommen. Und das mißlingt meistens. Im November da
rechne ich höchstens mit der oder jener Gründüngung. Die kann ich
als besonderen Trieb nehmen. Und wenn ich die Schützen dann weit
genug ab mit dem Rücken gegen das Holz stelle, da bekommen meine
Gäste wirklich hohe, erstklassig fliegende Fasane zu Schuß.

Im Dezember machen wir gewöhnlich die Feldjagden. Ich aller-
dings und manche meiner Freunde streben danach, die Feldjagden auch
noch in die letzte Novemberwoche hinein zu kriegen — wegen der
Hühner. Nichts belebt die sonst etwas eintönige Feldjagd so wie die
hoch und schnell anstreichenden Hühnervölker. Das ist ein ganz an-
derer Schuß wie auf das „Puddel“, daß sich Ende August langsam





Gäste und Begrüßung in Friedland O/S.

und ungeübt aus dem Kartoffelkraut erhebt. Jeder von uns hat schon vergeblich versucht, die Genehmigung zum Hühnerabschuß für Dezember zu erhalten. Leider steht das Jagdgesetz dem entgegen. Im Grunde mit Recht natürlich. Aber für uns ist es schade. Wir jagen nur einmal Anfang September auf Hühner. (Vgl. das Kapitel „Rebhühner“.)

Der kleine zweite Aderlaß, den wir dem Hühnerbestande bei der Feldjagd zufügen, steht in gar keinem Verhältnis zu der Masse Hühner, die bei sonst üblichem Jagdbetriebe unter drei- bis viermaligem Überjagen mit dem Hunde zur Strecke kommt. Es steht auch in gar keinem Vergleich zu dem Späß, den wir haben, wenn außer den Hasen noch einhundert bis zweihundert himmelhohe, schnelle Hühner zur Strecke gebracht werden können. Ich habe eine Feldstreife, die in einem Teich endet. Der ist im November natürlich längst abgelassen. Die Schilfstreu darf aber erst nach der Jagd geschnitten werden. Ich habe es da schon erlebt, daß wir schätzungswise fünfhundert Hühner und einen Haufen Fasanen von den Feldern in den Teich hineindrückten. Der Teich kommt dann als „Kopftrieb“ zurück. Die Schützen stehen hinter Schirmen. Es fielen weit über hundert Stück Flugwild und eine ganze Masse Hasen in diesem einen Trieb. Dabei kam die Hühnerstrecke eigentlich nur auf drei Schützen. Die drei anderen haben nicht sehr viel herunterbekommen und sich mehr auf die Hasen konzentriert. Solche Triebe sind meines Erachtens ganz besondere Leckerbissen jagdlichen und schießtechnischen Erlebens. Sie würden die Dezemberjagden ganz wesentlich beleben — aber — wie gesagt: non licet!

Je später man die Jagden legt, desto unsicherer der Faktor des Wetters. Ich habe einmal eine herrliche Fasanenjagd im Dezember mitgemacht. Frost, Blatteis (also Prellschrote), dazu Sturm mit Schneeschauern unterbrochen. Man schoß mit Klammern Fingern in zu dicken Handschuhen, unbeholfen steif in viel zu dicken Hüllen — „wie eine gefengte Gau“. Und die Fasanen hatten auch keinen Späß daran, drückten sich oder strichen zurück. Die einzigen vernünftigen waren die Karnickel — die blieben im Bau. Als dann noch das Jagdfrühstück an einem besonders windigen Punkte ohne Zelt gereicht

wurde, neben einem Feuer, das die eine Backe röstete, die andere vereist ließ, da sank auch die rosigste Jägerlaune weit unter den Gefrierpunkt. Man stellte unwillkürlich Meditationen, wie schön diese Jagd bei sonnigem, klarem Herbstwetter gewesen wäre. Am meisten hereingefallen ist am Ende der Jagdherr, der mit Recht eine Rekordstrecke erwartete und dank der Launen des zuständigen Wettergottes um all seine hochgespannten Erwartungen gebracht ist. Bei der ersten Pürsch nimmt man Strapazen und Unbilden der Witterung gern in Kauf. Schrottreibjagden aber sollen doch eigentlich ein Vergnügen sein — oder nicht?

Ich habe Treibjagden außerhalb Schlesiens mitgemacht: im Rheinland, in Westfalen, in Mecklenburg und in Ungarn. — Ungarn ist ein Kapitel für sich — da können wir nicht mit, aber viel lernen können wir von der Organisation der dortigen Jagden. Meine absolut größte Strecke erzielte ich in Mecklenburg. Damals — vor dem Kriege — gab es dort noch Leute, die Aufwendungen für ihre großen, in sich geschlossenen Eigenjagdbezirke machen konnten und wollten. Die Erfolge waren erstaunlich. Das hat meines Wissens ganz aufgehört. — Doch nun zurück zum Thema, zu den schlesischen Jagden.

Der Betrieb der großen Niederjagden in meiner Heimat ist in mancher Beziehung anders als im übrigen Reich. Wir jagen zu vier, allerhöchstens zu zehn Schützen. Bei den großen Entfernungen kehren wir oft schon den Abend vorher in den Häusern unserer Freunde ein, wenn es nicht notwendig wird, die Nacht auszunützen, um schon am nächsten Morgen pünktlich am neuen Rendezvous zu sein. Wir dürfen oft unsere Damen mitbringen, und die Abende am Jagdtag oder Vortag sind zugleich die nettesten gesellschaftlichen Ereignisse in einer Zeit, in der wir längst verlernt haben, große Gastereien, feierliche Dinners oder prunkvolle Hausbälle zu geben. Es hat schon einen großen Reiz, wenn man den Frack eingepackt hat, wenn der Jäger einen gewaltigen Patronenkoffer herbeischleppt und man dann den Wagen anläßt, um unbeschwert und tatendurstig einem gastlichen Freundeshaus, einem sagenhaft guten Revier entgegenzueilen. Dazwischen aber kraut man sorgenvoll den licht gewordenen Haarflaum. In fünf Tagen

habe ich selbst Jagd. Es wird gut werden. Mir fehlen noch zwei Schützen von den sechsen, die ich brauche. Einer von den „verfluchten A stern“ hat noch immer nicht geantwortet. Der X, der Glückspilz, ist auf der Gamsbrunst, der ist entschuldigt. Am Ende werde ich noch selber mitschießen müssen. Das tue ich aber sehr ungern; denn es macht mir viel mehr Freude, meine Gäste zu beobachten, sie durch Lob oder Spott aufzuputtschen, mich um all die Pflichten des Jagdherrn zu bekümmern und die neuesten oberschlesischen Wisse zu erzählen, als selbst die Flinte zu führen, wobei ich mich doch nicht so konzentrieren kann, wie es nötig ist.

Ich will heute ein paar reale Angaben über unsere Jagden machen. Ich möchte dem Wahn entgegentreten, daß uns hierzulande die gebratenen Tauben ins Maul flogen. Unser Boden ist mager, unser Klima ist schlecht. Die Grundbedingungen für das Wild sind ungünstiger als in den meisten Teilen des Reichs. Wir können dagegen als Pluspunkte buchen: Relativ große Reviere und die jahrzehntelangen Erfahrungen der Hege, besonders aus den sorgenlosen Zeiten vor dem Krieg. Schonung und Hege, Schutzstreifen und Schutzremisen, Winterfutter und Raubzeugvertilgung, Jagdschutz in jeder Beziehung, das sind die Vorbedingungen, wobei die Worte Schonung und Raubzeugvertilgung dreimal groß zu schreiben sind. Würde ich unter hiesigen Bedingungen eine Feldmark mit einem Duzend oder mehr Schützen alljährlich einmal abjagen, würde ich dieselbe Waldstreife auch nur dreimal in vier Jahren nehmen, so gäbe es in zwei bis drei Jahren keinen Hasen mehr. Und wenn der Fasan, der dümmste Vogel der Schöpfung, Duzenden von Hühnerhabichten, Füchsen, Misseten und Graukrähen — „Fix“ und „Miez“ des Nachbardorfes nicht zu vergessen — zur Akzung dient, so wird das Ergebnis der mit hohen Erwartungen gestarteten „Fasanenschlacht“ kläglich sein.

Ein Beispiel: Auf der Herrschaft S. (früher R.) des Grafen S. war nach dem Krieg womöglich noch weniger Wild als bei uns anderen. Ich entsinne mich, daß wir an einem kalten Dezembertag am frühen Nachmittag frech und froh das Lied anstimmten: „Ein Männlein steht im Walde so ganz allein“, um den Jagdherrn zu veranlassen, die Jagd abzubrechen. Er tröstete uns mit einem herrlichen

Jagdesseu, und wir waren sehr vergnügt. Da die umliegenden Dorfgemeinden unerhörte Anforderungen stellten, gab er, kurz entschlossen, alle Jagdpachten auf. Die Bauern jagten selbst, und in einigen Jahren waren die Reviere völlig wildrein. Nun boten sie diese jagdlichen Wüsten dem Grafen wieder an, der die Reviere zu angemessenen Preisen auf längere Zeit pachtete. Das war um das Jahr 1928. Der strenge Winter 28/29 gab auch der Eigenjagd nahezu den Rest. Nun hieß es schonen, schonen, schonen und hegen in jeder Form. Die Jägerei war auf dem Posten. Ein Revierförster brachte in zwei Jahren annähernd dreihundert wildernde Köter zur Strecke! Allmählich hoben sich die Wildbestände. Da nun weiter geschont wurde, war die Aufwärtsentwicklung in den letzten drei klimatisch günstigen Jahren erstaunlich. Ich gebe im folgenden die Zahlen der bisher abgehaltenen diesjährigen Treibjagden (1936):

Datum Revier	Zahl der Schüssen	Hasen	Kaninchen	Sajanen	Hühner	Diverse	Summa	Größte Einzel- strecke
26. 8. Feld	6	—	—	—	952	4	956	262
8. 9. Feld	8	—	—	—	847	6	853	190
9. 11. Wald	5	450	1545	480	—	3	2478	602
10. 11. Wald	5	376	280	138	—	9	803	217
28. 11. Wald u. Feld	5	410	142	466	52	1	1071	297
30. 11. Feld	8	549	18	81	124	2	774	133
2. 12. Wald, etwas Feld	5	416	662	172	—	9	1264	325
5. 12. Wald	5	80	678	166	—	23	947	281
		2281	3325	1503	1975	57	9146	

Es sollen noch zwei Jagden abgehalten werden! Rechnet man das Ergebnis dieser und die kleinen Försterjagden dazu, so werden zehntausend Stück Wild weit überschritten.¹⁾ Die Größe der bejagten Reviere beträgt an Eigenjagd rund tausendeinhundert Hektar, an Pachtjagden der angrenzenden Gemeinden, die zum Teil nur den Wert von Schutzjagden haben, zweitausend Hektar.

Nicht anders ist die Entwicklung auf den guten Böden und kleineren Besitzern Mittelschlesiens südlich von Breslau. Wo die nachbarlichen Bauernjagden wieder in die Hand der Gutsbesitzer gekommen sind, wurden in den letzten Jahren die berühmten Vorkriegsstrecken erreicht. Jagden von tausend bis zweitausend Stück Wild, von sechs bis zehn Schützen erlegt, sind dort keine Seltenheit. Hier handelt es sich vorzugsweise um Fasanen, und zwar „wilde“ Fasanen, also nicht etwa um künstlich aufgezogene. Große Hasenstrecken sind seltener, weil gewöhnlich nicht das Gelände für große Feldstreifen zur Verfügung steht. Aber prozentual zur Fläche sind auch die Hasenstrecken beträchtlich. Bei Herrn von N. in M. wurden an einem Tag auf etwa tausend Morgen Wald rund tausend Hasen und dazu einige hundert Fasanen und Karnickel zur Strecke gebracht.

Hier muß die Frage des Wildschadens gestreift werden. Der Fasanenschaden ist bei weitem nicht so groß, wie landläufig angenommen wird, und betrifft in erster Linie Weizenstaaten. Die wertvollste Abhilfe dagegen sind: große „Kaff“-Haufen, mit ein wenig „Hintergetreide“ gemischt, auf den Gestellen oder unter dem Schirm gestutzter Fichten, des weiteren die Beize des Saatguts. Es ist aber selbstverständlich, daß man den gesetzlich nicht vorgesehenen Fasanenschaden den Bauern, deren Jagden man anpachtet, großzügig vergütet. Im übrigen ist der Fasan ein Freund der Landwirtschaft, weil er ungeheuer fleißig all die Schädlinge verzehrt, welche die Landwirtschaft, besonders den Rübenbau, bedrohen. Karnickel wird auf wertvollen Böden niemand hochkommen lassen. Sie gehören auf einen mageren, vorzugsweise sandigen Boden und bedingen, daß man die Kulturen durch Draht schützt. Wenn ich aber in einer Remise rund zweihundert Kar-

¹⁾ Statistik von Weihnachten 1936.

nickel zur Strecke bringe, so habe ich mehr an Fleisch und Geldeswert produziert als die zwölf Zentner Roggen, die ihnen im angrenzenden Schlag zum Opfer gefallen sind. Diese Rechnung gründet sich auf ein praktisches Ergebnis, wobei der betreffende Inspektor selbst so schätzen durfte, wie er es zur Wut und unter Protest des Försters für optimal hielt. Außerdem brachte dieselbe Remise noch fünfzig Fasanenhähne, die geschossen, und zwanzig Hennen, die lebend verkauft wurden. Exempla docent!

Selbstverständlich kann hier und da die Gefahr einer „Überhege“ auftreten. Erkenne ich dies an, so brauche ich nur den Busch zweimal zu treiben. Da kann es leicht passieren, daß ich schon im nächsten Jahr zur gänzlichen Schonung gezwungen bin, ganz besonders im Falle eines nassen Frühjahrs. Also: So gefährlich ist die Sache nicht. Nun kommt gewöhnlich noch ein Einwand: Wir können keine große Jagd organisieren, weil wir kein Personal haben. — Dem kann ich nur eins entgegenhalten: Gerade ein Teil der allerbesten Reviere, die ich kenne, hat nur einen Jäger bzw. Förster. In den erwähnten Revieren südlich von Breslau ist das die Regel. Und doch klappen dort die Treibjagden vorzüglich, weil der Jagdherr persönlich mit diesem einen Jäger und einigen „Obertreibern“ oder sonstigen „Vertrauensleuten“ alles systematisch Trieb für Trieb vorgearbeitet und organisiert hat. Das allerdings ist Vorbedingung.

Wenn man mit Zahlen operiert, so sieht das leicht prozig aus. Ich will gar nicht mit eigenen Zahlen renommieren, denn meine Lebensstrecke ist für einen Schlesier von einundfünfzig Jahren mit rund achtunddreißigtausend Stück durchaus nicht als hoch zu bezeichnen.

Ich habe in „Jagen — Reisen — Lustig sein!“ einige Ziffern erfolgreicher Jäger angegeben. Diese konnte ich inzwischen ergänzen. Ich will dies Material deshalb nochmals zusammenstellen. Der zahlenmäßig erfolgreichste Jäger ist wohl der Carl de Grey gewesen, der bis zu seinem Tode 1923 insgesamt über fünfhundertfünfzigtausend Stück erlegt hat. Erzherzog Franz Ferdinand, gestorben 1914, erreichte rund zweihundertfünfzigtausend, Graf Wladimir Mittrowsky aus Mähren, gestorben 1930, überschritt zweihunderttausend. Ebenso hoch ist die Lebensstrecke des schlesischen Grafen Dankelmann, gestorben

1934. Wahrscheinlich gibt es noch einige Ungarn mit ähnlichen Strecken, doch sind mir diese nicht bekannt. Ich denke dabei vor allem an den Grafen Iwan Draskowicz.

Von noch lebenden deutschen Jägern dürfte der Prinz Hans Ratibor Graffenegg Niederösterreich einer der erfolgreichsten sein, der bis zum ersten August 1938 insgesamt hundertsechszwanzigtausend-siebenhundertsechundsechzig Stück Wild erlegt hat. Das ist eine kolossale Zahl, wenn man bedenkt, daß er bis zum Kriege aktiver Offizier in Potsdam war. Ratibor schoß insgesamt mit der Kugel sechstausendzweihundertachtzehn Stück Wild vom Reh aufwärts.

Ich will nun die interessantesten Zahlen von vier der genannten Herren gegenüberstellen.

	Earl de Grey	Graf Dankelmann	Graf Mittrowsky	Prinz Ratibor
Hirsche . . .	568	115	34	595!
Kahlwild . .	—	115	10	958
Damböcke . .	?	97	197	390
Damwild . .	?	218	208	647
Rehhirsche . .	?	928	4 391!	2 630
Ricken . . .	?	722	627	410
Sauen . . .	96	234	49	267
Hasen . . .	31 934	54 080	83 584	28 481
Kaninchen . .	40 138	37 879	5 868	7 516
Fasanen . .	241 234	68 441	30 413	37 697
Hühner . .	124 193!	88 501	79 683	27 235
Gänse . . .	?	257	14	1 510!
Enten . . .	?	6 315	387	7 633
Schnepfen . .	2 454!	436	639	1 017!
Grouse . . .	97 503	—	—	—

Ich glaube, daß dies statistische Material doch interessant und der Aufzeichnung wert ist. Auch dies ist ein Stück Kulturgeschichte. Es ist ohne weiteres klar, daß solche Ziffern im Westen und Norden Deutschlands und überhaupt in hochkultivierten Gegenden undenkbar sind. Dazu gehören große Flächen, wie wir sie allenfalls noch in Schlesien, sonst aber nur noch in der Tschechoslowakei oder in Ungarn

finden, wo milderes Klima und bessere Böden, verbunden mit riesigen Eigenjagdbezirken, noch eine so intensive Wildhege ermöglichen.

Die „hohe Jagd“ ist ein Kapitel für sich. Hier kann und darf die Zahl überhaupt keine Rolle spielen. Mir kommt es dabei nur auf die Trophäe und — fast ebenso stark — auf das „Drum und Dran“ an. Deswegen wertere ich persönlich auch hinter dem schreienden Hirsch in erster Linie den Gams.

Dies Kapitel handelt aber von der Niederjagd — und da können wir uns von den Zahlen nicht ganz frei machen. Das schaltet nicht aus, daß man auch auf bescheidenen Jagden seine Freude findet. Ich genieße jeden jener blaugoldenen Oktobertage, an denen wir hierzulande unsere ersten Waldjagden abhalten. Groß ist die Strecke nie, aber bunt. Da ist ein Schnepf bei, ein Fuchs, ein Häher usw. Man genießt den Tag im bunten Wald, in dem jeder Trieb etwas Neues bringt. Aber — darüber habe ich schon zu oft geschrieben und möchte mich nicht wiederholen. Ich trete nur der Auffassung entgegen, daß wir Schlester nichts anderes seien als blutrünstige Massenmörder. Wenn etwa Herr X sich stolz in die lodenumpanzerte Brust wirft, weil er auf seiner schlecht gehegten und schlecht geleiteten Jagd nur 3 Häschen mit vermutlich viel Patronen umgebrungen und sich dieserhalb als allein waidgerechter Jäger dünkt, so lasse ich ihm gern diesen stolzen Wahn. Er mag dann auch meinetwegen behaupten, daß meine pflichttreuen Jäger und Heger und ich selbst auf dem Holzwege seien, weil wir auf der gleichen Fläche dreihundert Hasen strecken konnten. Jeder nach seinem Gusto — es ist halt überall so im Leben!

Die beehrte Hirschbrunst

„Hochmut kommt vor dem Fall“, oder „der liebe Gott sorgt dafür, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen“. Als der Herbst 1935 ins Land zog, war bei mir — wie man hierzulande so drastisch zu sagen pflegt — „riesengroße Fresse“. „Auf zwanzig Böcke geschossen — neunzehn zur Strecke — der zwanzigste auf fünfzehn Schritt im Unterholz — Kugel verschlagen, verstehen Sie? — Sonst: Entfernungen spielen keine Rolle — Angelegenheit des Büchsenmachers — Brenneke-Patentgeschöß. Man muß eben mit seinem Schießeißen einig sein — auf du und du sozusagen — ich kenne meine Büchse — usw.“ Und irgendein tückischer Kobold hörte das wohl und lachte: „Warte nur Freundchen, warte nur!“

Zwei verlockende Einladungen waren da. Die Muschel wird hervorgeholt und der Zielstock, der die Qualitäten eines mittleren Bergstockes hat. Neue Pürschstiefel müssen eingelaufen werden — kurzum, es tritt jene vorbereitende Phase ein, die den Auftakt zur Brunstzeit bildet. Die Stimmung ist ebenso sonnig wie zuversichtlich.

Darf der Jäger abergläubisch sein? Er soll es sogar sein, meine ich. Also: Da passierte es mir, daß mir jemand besonders herzlich Waidmannsheil zur Hirschbrunst gewünscht hatte. Ich hatte aber gleich das dunkle Gefühl, daß irgendwas damit nicht richtig sei. Und ein bemerkenswert hübsches Mädchen, das einem in letzter Stunde über den Weg gelaufen wäre und damit wieder alles gutgemacht hätte, das trat nicht auf — leider!

Reise über die polnische Grenze. Sehr teure Papiere. Der Wartesaal in Posen gleicht einer Turnhalle. Das Essen aber ist gut, der Markkurs beim Geldwechseln durch den Kellner um so schlechter. — Kleine Station — Auto nicht da. Umständliches Telephonieren.

Auto unterwegs. Endlich kommt es. Stracks ins Revier. Es ist trübe und windig. Außenrevier. Kein Ton. Kein Haar gesehen.

Freundlicher Empfang wie immer. Altgewohnte Gemütlichkeit des Jagdhauses. Auftrag: Im eigentlichen Revier einen besseren und den einen oder anderen Abschußhirsch. Im Außenrevier, wenn dazu Zeit bleibt, freie Büchse. Also: Wie sagte einst der artige russische Soldat: „Wir freuen uns, uns Mühe geben zu dürfen.“

Nächtliche Stille. Sterne flimmern am Himmel. — Im Rohr des Schilfes am Seeufer patscht und plantscht es. Das ist weder Reiher noch Adler, die hier horsten — das ist Rotwild. Und schon dröhnte der erste Schrei herüber, des Jägers allerschönste Melodie, hinein ins gemütliche Schlafzimmer. Die Hirschbrunft 1935 hat begonnen. Ich drehe mich auf die andere Keule, zufrieden, tatendurstig und erwartungsvoll. Der Gedanke irgendwelcher Bekehrung spielt in meinen Traum- und Wunschbildern noch keine Rolle. — Zwei Pürschen im Außenrevier. Kein Ton. Am Abend beim schwindenden Licht schiebt sich der Schemen eines mittleren Hirsches übers Gestell. Dazu drei Stück Wild. Zu spät, noch etwas zu erkennen. Die Brunft scheint hier — am zwanzigsten September!! — noch nicht richtig begonnen zu haben. — Bekehrt! — Dann wurde es ernst. Der nächste Morgen sah mich bei grauem Tag am Rand einer lückigen Dichtung. In den opalisierenden Schleiern des erwachenden Morgens dehnt sich weit und fern die seltsame Landschaft. Hier hat vor einem Jahrzehnt Eulenfraß ein herrliches Revier vernichtet. Aber der kapitale Rotwildbestand blieb und zieht wie nordisches Steppenwild über die weiten flachen Hügel und Dünen, über rotblühende flimmernde Heide, über gelb im Herbstwind wogendes Gras.

Vor uns belebte sich die Steppe. Ein riesiges Rudel zieht zu Holz. Zwei Plasshirsche röhren. Und rechts und links trollen langen Halses die Beihirsche, Kronenhirsche, Schneider, alles durcheinander. — Es gibt hier mehr Hirsche als Rahlwild.

Jetzt kommt eine Perleschnur auf mich zu. Der vorderste, ein junger, hoffnungsvoller Zwölfer, ist auf wenige Schritte an mich heran, er muß gleich in meinen Wind kommen, da habe ich endlich den längst erkannten alten Achter mit den langen gefährlichen Spießen frei.

Jetzt tritt er an den Hang hinunter, jetzt knallt es — und hart über dem Hirschen stäubt die Heide auf. Rückwärts geht die Post, die Heide donnert förmlich — weg sind sie. Der Hirsch ist gesund. Behezt!

„Wir kriegen sie noch am See oder an der Suhle.“ Langer Marsch, Pürsch im Zickzack. Lauerndes Warten, mühevolleres Kriechen.

In blauer Morgensonne lacht der See. Die Bleßenten trudeln in schwarzem Gewimmel über der seidenblanken Fläche. Silberweiß zieht stolz ein wilder Schwan mit seinen Jungen aus dem Schilf. — Hier sind sie durch. — Dort liegt die beliebte Suhle, wahrscheinlich nicht nur stärkendes Moorbad, sondern zugleich Frühschoppenlokal nach den Strapazen nächtlicher „Reunion zur Eröffnung der Brunst-saison“. — Vorsichtig schiebt sich der Kopf mit dem morschen, zerfransten Hütel über den Rand des Hügels. — Da sind sie ja alle! Da sind die blanken, gefährlichen Dolche meines alten Achters. Bum — patsch — hat ihn! Wüstes Durcheinander. Flüchtig prescht der Kranke Hirsch an mir vorbei. Ich kriege es nicht fertig, unterm Fernrohr durchzuschießen — das nächste Fernrohr muß seitlich montiert werden. Also wackelt das Reiß Zielsechse um den Hirsch herum. — Drüber weg! Ganz hinten gefaßt! Jetzt steht er! — Patsch. — er tut sich nieder. — Noch mal! — Endlich sinkt das Haupt. Der Hirschfänger endet letzten Lebens Hauch. Sieben Kugeln hatte ich mit. Eine steckt noch in der Tasche. War das nötig? — Behezt!

Am nächsten Morgen unweit derselben Stelle. Wir sind dem Schreien nachgepürscht. Hier ist mächtiger Betrieb. Das gestrige Schnellfeuer scheint das Wild nicht beunruhigt zu haben. Es wimmelt von Wild. Es röhren und orgeln die Hirsche. Ich drücke mich flach wie eine Blindschleiche ins gelbe Seggegras. Man kann sich doch nicht nach allen Seiten hin decken. „Da — der Zehner — das ist ein ganz alter Hirsch.“ — „Hab' ihn auch schon gesehen.“ „Aber wie 'rankommen?“

Diana scheint wider Erwarten zu lächeln, er zieht auf mich zu. Aber jetzt sind wieder allerhand Schneider dazwischen. „Wie weit ist es denn?“ — „Höchstens zweihundert!“ — Hm.! — Jetzt oder nie. Peng — patsch! Kugelschlag, als ob man auf ein Federbett schlänge. Abkommen: weidewund. Schußzeichen: dito. Diagnose: Pansenschuß.

— Schweinerei! Es war doch vorn auf dem Hirsch genug Platz! Die Entschuldigung, daß der Schießstock im starken Sturm wackelte, ist fadenscheinig. Wackeln tut praktisch nur das fragile Nervensystem des Herrn Schützen.

Während dieser Erwägungen ist der Hirsch wieder frei geworden. Er zieht etwa dreihundert Meter hinter dem abtrollenden Rudel, das anscheinend gar nicht weiß, was los ist. Soll ich noch mal hinhauchen? Ich kenne die Patrone. Sie muß doch Rippe gefaßt haben. Da wird sich der Hirsch gleich niedertun. Er tat es nicht. Er verschwindet am Rande einer kleinen Dickung. Das andere Wild zieht durch. Schweiß? Fehlanzeige! Also: vier Stunden Pause. Hat die Kugel den winzigen Zwischenraum zwischen zwei Rippen gefaßt, so ist sie am Ende, ohne zu deformieren, durchgefahren. Dann lebt der arme Hirsch noch viele Stunden. — So war es. Der Hirsch wurde nach fast fünf Stunden aus dem Wundbett hoch, stellte sich dem Schweißhund und erhielt den Fangschuß. Einschuß wie Ausschuß Kalibergroß. Schußkanal durch den Pansen, ohne irgendwelchen Widerstand zu finden. Das wird in hundert Fällen kaum einmal vorkommen. — Behext!

Eine Abendpürsch. Viel gesehen — massenhaft gesehen. Aber es ist doch behext. Sie fangen sehr spät an zu melden und hören sehr früh wieder auf. So bleibt die Zeit zum Rankommen allzu gering. Ich soll noch einen besseren Abschlußhirsch schießen — und einen solchen finden wir nicht. Behext! Rostroter Himmel, letztes Leuchten sinkenden Tages färbt den Himmel im Westen. Septembersturm zieht über die Heide, Herbst hält den Einzug. Winter naht. Und mit den ziehenden Wolkenfetzen dort oben braust des „Wilden Jägers“ Jagzug über die Lande, wieder wie alle Jahre, wenn die Hirsche röhren, wenn „die Graugans zieht, die Ente quarrt im Abendrotglutscheine“. Diese Wort aus Münchhausens „Jagdlid“ gehen mir durch den Sinn. Und wie heißt es weiter:

„Die Welt sich draußen sorgt und härt
Und für die kleinen Leute schwärmt,
In Woll und Watte sie sich wärmt,
Und wir sind Herrenblutes.“

Herbstzeit — Brunstzeit — Hohezeit. Echtes Waidwerk — des Mannes höchste Freude. Jungbrunnen der Edlen bleibt allezeit das frohe, das männliche Jagen.

23. September. In anderen Jahren Hochbetrieb um diese Zeit. Sonst schreien sie in diesen Tagen bis in den Mittag hinein. Ein anderer Revierteil: Die „Knochenberge“. Hügel und Sanddünen von einzelnen Dickungen unterbochen. Es ist die letzte Pürsch. Mittags geht mein Zug. Wir haben wenig gehört. Das Wild scheint gegen jede dortige Gewohnheit mit Sonne und Tag schon zur Ruhe zu gehen. In einer großen, sehr lückigen Dickung ist noch Betrieb. — Kin! — Ich liebe das. Muschel in der Hand, von Zeit zu Zeit knörend, schleicht man vorsichtig wie ein Schemen von Blöße zu Blöße. Da schimmert es rot. Jetzt krachen Stangen. Zwei mächtige Hirschkörper schieben sich hin und her, weiße Kronenenden blitzen. Staunend steht die „Korona“ von Wild und Beihirschen. Ein Schneiderlein prallt auf mich drauf und prasselt los. Ich schieße ihm den Sprengruf nach, und schon beruhigt sich die Umwelt wieder. Machen kann man hier kaum was. Das Ansprechen ist zu schwer. Aber es ist unerhört reizvoll. Sie werden hier nicht bleiben — richtig — allmählich entfernt sich „Kampfgebrüll und Toben“ dem Rande der Dickung zu. — Lauffschritt rum. — Da zieht ein Rudel über den Hügel in gelb leuchtender Morgensonne. Rauf auf die Höhe — und da steht auch schon der richtige Abschußhirsch! Er könnte besser sein! Es ist ein dünner, hoher Eisprossenzehner mit „Hammerscheren“. Soll ich? Letzte Chance! Also: Bumm! — Staubwolke — Abtrollen. Befriedigt setze ich ab: „Der Hirsch hat eine gute Kugel!“ — — Irrtum. Der Hirsch war gesund. Wo ich eigentlich hingeschossen habe, wird immer ein Rätsel bleiben. Ich weiß sonst stets genau, wo ich abgekommen, genug — diesmal behaupte ich: Mitte Blatt. Die Kugel muß beherzt gewesen sein!

Trister Heimweg mit quälenden Gedanken. Helle warme Morgensonne liegt über der blühenden Heide. Irgendwo in der Ferne grölt noch halb verschlafen ein Hirsch. Es duftet nach sonnendurchwärmten Kiefern. Kleine Wölkchen ziehen am blaßblauen Himmel —

um mich ist die Helle, der Frieden nordisch-herbstlichen Landes, gehegten menschenfernen Jagdreviers. — Wir sprechen wenig — auch der Wildmeister scheint mißgestimmt. Ich glaubte bisher, bei ihm eine gute Nummer zu haben — das ist nun wohl vorbei. — Sollte die Büchse ausgeschossen sein? Die Läufe für Hochgeschwindigkeitspatronen sollen ja nur eine bestimmte Lebensdauer haben. Über einhundertfünfzig Stück Schalenwild habe ich damit geschossen. Dazu kommen noch einige Füchse, Birkhähne, Gänse, Hasen usw., ferner Einschießen für jeweils neue Patronen, jährliche Kontrollschüsse — also über dreihundert Schuß werden „raus“ sein. Und — last not least — das Putzen. Wie viele Läufe sind schon ausgeputzt und nicht ausgeschossen worden! — Drei Kontrollschüsse nach der Heimkehr erwiesen das Gegenteil — sie waren einwandfrei. — Beheizt!

Heimreise, Umsteigen, Warten, Grenze — ein Abend daheim. Es läßt sich gar nicht gut erzählen. Der Ton liegt auf „beheizt“. Meine Frau stickt ein neues Eichenblatt auf ein neues Loch im Hütel, ein sonst äußerst wirksamer Zauber, und meine Jüngste, von der der stolze Vater behauptet, sie sei ein recht hübsches Mädchen, muß über die Büchse springen — ob es etwas hilft?

Bei Tau und Tag geht es gen Dppeln, in den Kaschauer Wagen und über Oderberg—Gillein hinein in die Karpathenberge. In Gold und Bronze schimmert das Buchenlaub um altes Gemäuer verfallener Burgen über hellen, schnellen Wellen der Waag. — Das Bier aus Pilsen und der aromatische Slibowitz schmecken so köstlich wie noch je. Auch die Raftanjuden und die unglaublich albernen Ausrufer von „Pivoo“ und „Schumkure Semml“ (Schinkensemmeln) auf dem Bahnhof von Gillein stören nicht — sie gehören dazu. Faktisch — selbst die Juden, die ihre fettigen schwarzen oder roten Bärte alle in dasselbe Wasserglas hängen — vermutlich weil das billiger ist. Diese Reisebilder sind traditionell für jeden, der hier in Richtung Karpathen oder Budapest mehr oder weniger langen Aufenthalt hat. Und weil sie eben zu diesen angenehmen Reisezielen gehören, wirken sie nur erheitend.

Es ist wahnsinnig gemütlich und erfreulich, so in ein fernes schönes Land hinein zu reisen, hohen wilden Bergen zu, wo jetzt die Hirsche

röhren. 24. September. Jetzt muß Hochbetrieb sein. — Der Kobold aber lacht und murmelt irgendeinen Fluch, diesmal in slowakischer Sprache.

Die hohen Tatraberge treten aus ziehenden Schleiern. Direktor K., der den dortigen Besitz meines Freundes verwaltet, bringt mich im nützlichen Tatrawagen hinauf. Unweit des Zieles stoßen wir auf den alten Heger D., von mir der „Waldschratt“ genannt, der mit dem „Spektivi“ einen drüben am Hang pirschenden Jagdgast beobachtet. Freund L. hat den Hirsch, einen uralten Zehner, auch bekommen. Im Jagdhaus um diese Nachmittagsstunde natürlich alles ausgeslogen, Zeit zum Auspacken und Baden, Zeit vor allem, auf den Balkon herauszutreten und das wundervolle Landschaftsbild, das mir von drei Jagdaufenthalten her wirklich ans Herz gewachsen, zu genießen. Der Abendstern leuchtet über himmelnahen Spitzen, tausend Wasser rauschen und murmeln, und von nah und fern klingt es, bald leise, bald laut von den Felswänden widerhallend, aus Buchengold und Tannendunkel, aus fernem Hochtal und wilder steiniger Klamm, von nahen Hängen und Schlägen herüber — das Röhren der Hirsche. Herbstzauber — Brunftpoesie.

Dann kommen die anderen heim, und dann wird erzählt, werden Geweihe bewundert, Hochgebirgshirsche mit erstaunlichen Maßen. Sechs Hirsche sind bisher gestreckt. Der Jagdherr ist noch gar nicht da. Er weilt noch auf seinem südungarischen Besitz, wo er das Waidmannsheil hatte, einen Achtundzwanzigender, einen Zweiundzwanzigender und einen Sechzehnder mit ganz ungeheuerlichen Maßen in seinen Forsten einer völlig freien Wildbahn zu erlegen. Inzwischen vertritt ihn seine junge Gattin, die nur wenige Tage in Ungarn war und sonst hier als revier- und hirschkundige „Oberjägermeisterin“ fungiert. Ich habe das Glück, daß sie und der Wildmeister mich auf der nächsten Morgenpürsch begleiten wollen. Da kann es gar nicht schief gehen. Es handelt sich um einen ganz bestimmten Vierzehnder, der in den letzten Tagen regelmäßig, zwischen Cuhle und Salzlecke hummelnd, eine einsame Polane (Wiese) oben im dichten Hochwald aufzusuchen pflegt.

Leider ist das Barometer gefallen. Es stürmt auf den Höhen, und Wolfenkegen ziehen, als wir am kommenden Morgen aufsteigen. Zwei — drei Hirsche schreien. Einer brummt bloß, nah über uns. „Das ist er“, murmelt der Heger, „gestern abend hat er über zwei Stunden auf der Polane gefressen.“ — Machen wir es kurz. Wir sahen ihn nicht, er reagierte wohl auf den Ruf, dachte aber nicht daran, sein Wild zu verlassen. Angehen ließ er sich in dem Gelände nicht. Oder besser gesagt: es wäre zu riskant gewesen, da er nur schlecht und ganz selten meldete, und es ganz sicher erschien: kommst du heute nicht — kommst du morgen.

Als wir dann weiter unten vom Steig herausschauten, sahen wir ihn schon ganz oben unter den Wänden über eine kleine Blöße ziehen.

Trotz der großen Entfernung zeigte das starke Glas deutlich die guten, weitausgelegten Stangen mit den weiß blitzenden langen Kronenden. Er hatte sich also vorgestellt, majestätisch, selbstsicher, ein bißel höhnisch vielleicht. — Behetzt!

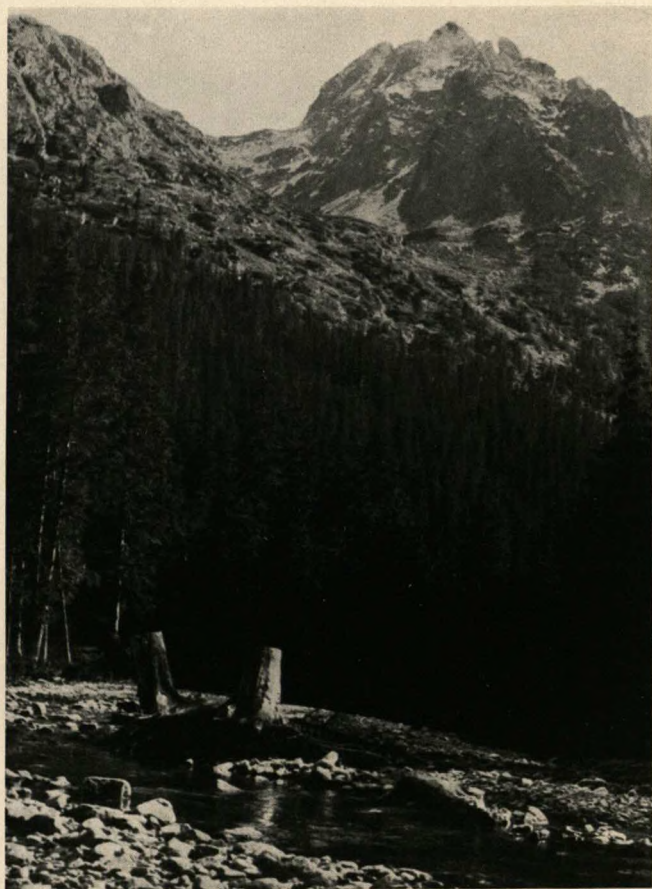
Abendpürsch ebendort. Der Hirsch meldet während fünf Minuten oben unweit der Suhle. Steil hinauf gekrochen. Noch ein einziger Brummer dort — weiter unten — in dem aller dicksten Zeuge drin. Zu spät. Alles still. Auch anderwärts melden die Hirsche schlecht. — Behetzt!

Der Wildmeister schlägt einen neuen Plan vor. Übermorgen kommen der Jagdherr und noch ein Jagdgast. In erster Linie muß er den Jagdherrn führen. Er will mich also vorher noch auf einen Hirsch bringen. Ein ebenfalls guter Vierzehnder ist in einem anderen Reviertheil bestätigt. Er selbst hat ihn noch nicht gesehen. Dem soll unsere Morgenpürsch gelten. Da ich den bisherigen Kriegsschauplatz kenne, kann ich dann hier weitere Pürschen mit dem gut deutsch sprechenden Heger D. machen.

Ein guter Steig durch Buchenaltholz bergan. Im tief eingeschnittenen M.-Tal röhren unter uns drei Hirsche. Von den Wänden hallt der Kampfschrei im Echo zurück. Die Morgensonne verflärt die Spitzen zu unserer Rechten, als wir uns dem Rande des R.-Schlages nähern. Unter einem „Schlage“ stellen wir Deutschen uns freilich etwas ganz anderes vor. Dies hier ist eine Wirrnis von



Dorf Javorina (Tatra)



Wo die Hirsche schreien
(Tatra)

alten Stöcken, umgestürzten Bäumen, ein Dickicht von Himbeer und mannhohen Weidenröschen (*Epilobium*). Das Ganze ist von steilen scharfen Gräben durchzogen, die sich nicht übersehen lassen. Farbenfrohen Glanz geben einzelne Überhälter, Buchen, Alhorne, Ebereschen im leuchtenden Herbstlaub. Der Hirsch meldet ununterbrochen. Bald können wir auf höchstens zweihundert Meter zwei Stück Wild und drei Reihirsche ausmachen. Der hohe Herr muß im Graben stehen oder niedergelassen sein. „Ich seh' ihn.“ — Und jetzt sehe ich auch zwei blanke vierfache Kronen auftauchen. Ist er nicht etwas dünn? Hat er überhaupt Eispfaffen? — Nein! — Jetzt erscheint er in ganzer Figur und bringt die Reihirsche auf den Trab. Fast gleichzeitig erfolgt die Diagnose des Wildmeisters und die meine: „Jüngerer Hirsch — es wäre schade um ihn.“ — Also hingesezt, Zigarette geraucht und sich des guten Anblicks gefreut. Dann leise zurück, dem Wagen, dem Jagdhaus und dem so überaus angenehmen Frühstück zu. — Es war doch wohl wieder beherzt! — Der Heger D. hat gemeldet, daß der andere Bierzehnender heute früh eine volle Stunde auf der bewußten Polane getobt hat. — Beherzt!

Abends wieder hin. Das Wetter hat sich verschlechtert. Tief hängen die Wolken — unten regnet es wohl. In ganz feinen weißen Schleiern fliebt dünnflokkiger Schnee. Wir sitzen an, in unsere dünnen Lodenmäntel gehüllt, und frieren wie die jungen Hundel. — Von Zeit zu Zeit geht, wie in einer Theaterkulisse, ein Vorhang auf. Drüben am hohen Himmel erscheinen dann graue Felsen, weiß überstäubt, Spitzen, Grate und Türme. Herbstliches Hochgebirge — Winterahnung. — Aber von Hirschen kein Ton. — Kein rotes Haar. — Beherzt!

Ein neuer Morgen, der 27. September. Hochbrunst müßte sein. In Nebelgrau und Schlackerschnee hinauf. Jenseits der Polane ein tiefer Grohner. Rasch den Graben gequert.

Raum habe ich mich am Steilhang hingelegt, das Glas abgewischt, da erscheint, von stiebendem Schneegewölk und Nebelfetzen halb verschleiert, ein Stück Wild. — Ein Hirsch! — Geringer Achter — Reihirsch wohl. Langsam zieht er auf hundert Meter an mir vorbei. Und jetzt ertönt oberhalb der Polane ein höhnischer, tiefer

Brummer. Das ist „Er“. Wieder behetzt! — Hinterher. — Wir kommen bis an die Suhle. Weit sehen kann man nicht. Kein Ton mehr. Alles vergebens. Ich röhere auf der Muschel, ich mache den Tierruf in süßesten Tönen. Nichts! Man hört das hier nicht weit genug. Die Muschel taugt nicht fürs Gebirge. Hier muß man ein Ochsenhorn haben, von einem der ungarischen Riesenochsen. Auch ein Herakleumrohr mag gut sein. Der Wildmeister hat eine ganz komische Zelluloidtute zum Auseinanderziehen. Die hört man wirklich weit. Dafür scheint sie mir auf kurze Entfernungen weniger modulationsfähig zu sein.

Der Abstieg auf den mit dünnem Neuschnee bedeckten steilen Grashängen ist unangenehm. Hier in geringeren Höhen, in der Waldregion, habe ich auf die Genagelten verzichtet und die geräuschlosen Krepsohlen vorgezogen. Auf eine Anzeige in „Wild und Hund“ bestellte ich mir im Sommer bei Dorsch in Würzburg ein Paar Stiefel mit neuartigen Gleitschuhsohlen. Ich kann sie nur restlos loben. Ich bin fast gar nicht gerutscht damit und habe sie mit Ausnahme der Gamspürschen fast ausschließlich getragen.

Aber die Abendpürsch ist nichts zu berichten außer großer Nässe.
— Behetzt! —

Am 28. steht mir wieder der Wildmeister zur Verfügung. Neumond — Wetterumschlag. In Richtung der Polane nichts zu hören. Wir schicken den Heger dorthin zur Beobachtung — er erlebte gar nichts. — Wir selbst pürschen auf die andere Talseite. Dort schreien drei Hirsche. Wir gehen die ersten an und kommen auf etwa achtzig Schritt im Altholz heran. Junger, hoffnungsvoller Zwölfer. Also weiter. Die anderen ziehen über das Tal herüber. Wir queren einen steilen, breiten Gebirgsbach, von Stein zu Stein springend. Ich bewundere neiderfüllt die seiltänzerische Geschicklichkeit des Wildmeisters, der einige Jahre älter ist als ich. Ohne Hilfsstellung hätte ich mir mindestens ein eiskaltes Bad, vielleicht einen Knochenbruch zugezogen.

So ein Hang im Altholz, pfeilgerade hinauf, ist schweißtreibend. Enttäuschend, wenn dann der Hirsch verschweigt und sich um keinen Preis mehr reizen läßt. — Behetzt! — „Gehen wir den anderen an.“

Ob es noch Erfolg hat? — Es ist schon sieben Uhr. Er wird wohl auch gleich zur Ruhe übergehen. Mich plagt berechtigter Skeptizismus.

Wir kommen ran. Einzelne lichter werdende jüngere Fichtengruppen. Wir sind dicht am Hirsch. Er tobt vor uns — seine Witterung steht auf den kleinen Blößen, die wir überspringen. „Wir müssen an den Lawinengraben“, raunt der Wildmeister. Schon reißt der Wildmeister das Glas an den Kopf: „Guter Hirsch.“ Gut hundert bis hundertfünfzig Meter über uns quert Wild den Graben. Drüber steht der Hirsch. Am Stock angestrichen. — Knips — gesichert — behezt! — Seitliche Sicherung mit dem Daumen vorgedrückt. Noch mal — peng! — „Vorbei — ich habe die Kugel über dem Hirsch schlagen sehen.“ Ich Kleinlaut: „Ich bin aber sehr gut hinter dem Blatt abgekommen, die Kugel wird ihn nach oben durchschlagen haben.“ — „Er ist aber drüben ganz langsam rein. Es war mindestens ein Vierzehnder.“ — Meine Gefühle kann man sich leicht vorstellen. Behezt — wie ein geprügelter Karo schleiche ich den Graben hinauf. „Hier sind die Eingriffe — kein Schweiß.“ — Ich traurig: „War es nicht etwas höher — ich habe mir die kleine Fichte gemerkt. — Hurra! — Lungenschweiß in Masse.“ — Hundert Meter weiter bergab im hohen lichten Holze liegt der Hirsch. Ein guter Zwölfer ohne Eisprossen mit vierfacher Krone. Kugel einwandfrei wie angesagt, desgleichen Ausschuß des zuverlässigen Patentgeschosses 7 × 64 von Brenneke.

Die Heimkehr war von freundlichen Gedanken erfüllt. Die Sonne schien so warm und hell. Es duftete nach nassem Lamm. Holzrauch und der Geruch der himmelnden Kuhherde geleiten mich durchs Dörfchen — all die Gerüche, die dem Bergwanderer so lieb vertraut sind wie der wenig edle Pfeisentabak der Jägerei. — — Kaffee, Spiegelei und Schinken werden heute besonders gut schmecken. Ist der üble Zauber gebrochen?

Es ist noch ganz dunkel, als ich am nächsten Morgen die bewußte Polane mit dem Heger D. erreiche. „Mein“ Vierzehnder röhrt, wie ich es noch nicht gehört habe. Muß ja so kommen. Die Behezung ist ja zu Ende. Noch ist kein richtiges Büchsenlicht, und man

sieht über den Graben hinweg auf etwa dreihundert Meter grau die Polane schimmern, da — Bewegung! Mein Zeißglas zeigt den Hirsch, wie er ohne Stopp hinter dem Wilde über die freie Fläche tobt. — Verfluchte Schweinerei! Er zieht hinauf über die Baumgrenze. Also nach! Großer Umgehungsmarsch — arg schweißtreibend. — Ein wilder, malerischer Graben. Es steinelt. Da steht ein Gams, schon schwärzlich verfärbt. Und was für ein Bock! Mindestens spannenhoch sind die Krickeln. Seine fünfzig Kilogramm hat der Bock bestimmt. Und der Versucher nahte und raunte: „Es ist der neunundzwanzigste. Übermorgen ist Schußzeit. Einen guten Bock hast du frei. Hänge ihn in die Latschen und hole ihn übermorgen früh ab.“ — „Nein — der Jagdherr ist ein sehr korrekt denkender Mann. Wenn er dich so verwöhnt, dann darfst du ihm keinen Arger bereiten.“ — Ich pflücke mir also ein Sträußchen Edelweiß, während der Bock in den Latschen verschwindet. Geräuschvoll geht es weiter, steil bergan auf losem Geröll. — Da ist ja der Bock wieder. — Es sind kaum hundert Meter. Und wieder naht der Versucher. Und wieder bleibe ich standhaft. — Das muß sich doch belohnen! — — Etwa 1¹/₂ Stunden später. Hoch droben zwischen einzelnen Latschen und Zwirbelkiefern unter den M. Wänden. Unweit von hier schoß ich im letzten Winter meinen ersten Bartbock in diesem Revier. Überwältigend das Panorama der großen, großen Berge. — Seit einer Stunde ziehen wir dem immer noch schreienden Hirsch nach. Da ist er ja! Friedlich, faul und doch majestätisch sitzt er in der warmen Morgensonne auf einer Graslehne zwischen seinen drei Damen. In achtungsvoller Entfernung drei Beihirsche. — Dreihundert Meter. — Nein! — Da kommen wir gut ran. Wir kamen auch gut ran, aber wir sahen gerade noch Keulen und Geweih des Hirschens, der langsam über den scharfen Rücken zog. — Beehrt! — Doch noch beehrt! — Noch zweimal waren wir dicht am Hirsch — wieder tiefer unten im Wald. Warum konnte ich mit der Muschel nur die Beihirsche festhalten? Warum habe ich nur den jungen Behner schön frei gekriegt? — Kurz gesagt: Weder ich noch die Jägerei haben den Hirsch, obwohl er nichts von mir gemerkt haben kann, in dieser Brunst je wieder zu Gesicht bekommen. — Beehrt! — beehrt!

Die Nachmittagspürsch wiederholte die ganze lange, steile und hohe Tour (sehr gesund nebenbei für mein Feist). Daß die „Oberjägermeisterin“ mich begleitete, war Trost. Daß ich beim Queren eines steilen Grabens ausrutschte, unter eine eisige Wassertraufe geriet und pudelnaß wurde, war weniger erfreulich. Daß wir im stockpoch-rabenschwarzen Duster den stundenweiten Steig im Wald herunter mußten, war dornenboll. Aber das Erinnern blieb an den gloriosen Sonnenuntergang, den wird hoch droben erlebt, an das orangefarbene Leuchten der Spitzen und Zacken, an die violetten Schatten im grauen Gewand, an den weißen Schnee und all die bunte Farbenpracht, die verschwenderischer Herbst über die Wälder tief drunten zu unseren Füßen gebreitet.

Wir haben es am nächsten Morgen noch mal versucht, sahen auch zwei andere, geringere Hirsche. Unserer war und blieb verschwunden. Die Brunst geht zu Ende — jetzt wandern sie schon, namentlich die alten Hirsche. Ja — es ist nicht so leicht im Hochgebirge. Da kann man nicht gleich ein halbes Revier absuchen, auf Pürschsteig von Wiese zu Wiese, von Schlag zu Schlag ziehen, sich auf Gestellen vorlegen oder von hoher Kanzel beobachten. Habe ich mich einmal zu dem Aufstieg entschlossen, so bin ich für diese Pürsch festgelegt.

Die „Fachmänner“ sind wie gesagt der Ansicht, daß der Hirsch seinen Stand gewechselt hat. Mir wird also ein anderer Revierteil zugewiesen. Es ist tiefer unten im Wald. Man kann zwischen zwei Polanen und einem Schlage hin und her pendeln. Es schreien dort genug Hirsche — es wurden zwei gute gesehen. Die Situation war also besonders günstig und erfolgversprechend. Sechs Pürschen habe ich dort gemacht, nur einen schwachen und einen Mittelhirsch zu Gesicht bekommen. Aufregend genug war es manchmal freilich. Es hat auch bestimmt mehr als einmal am seidenen Haar gehangen — aber es war und blieb eben — behezt!! Einmal ging ich mit dem Heger K., der wenig Deutsch spricht — immerhin viel besser als meine slowakischen Brocken. Ich suchte ihm die Situation des vergangenen Abends zu erklären: „Stari Jelen (alter Hirsch) dort (Handbewegung in den Wald hinein), so . . . (dumpfer Brumnton).“ — Er: „Hej (ja) aber

auch ö—ö—ö?“ — Wir verstanden uns. Er wollte wissen, ob der Hirsch Wild gehabt habe.

Auf der letzten dieser sechs Pürschen waren wir zweimal an einem der Stimme nach sehr guten Hirsch, den der Heger J. zu kennen glaubte. Oben verhinderte der Nebel jede „Operation“ — unten in der Polane sank das Büchsenlicht. — Beheizt! —

Gebot vom Jagdherrn: Die Brunft ist zu Ende. Wir pürschen jetzt auf Gams. Wer noch einen Hirsch frei hat und einem jagdbaren bei der Gelegenheit begegnet, darf ihn schießen.

Zwei Tage, zwei Pürschen liegen noch vor mir. Bei Gams macht man es anders. Man geht erst um sieben Uhr los, pürscht den Tag über auf der Höhe und kommt gegen Abend durch den Wald herunter.

4. Oktober. Ich bin natürlich gewohnheitsmäßig um halber viere wach. Das Wiedereinschlafen fällt mir schwer. Auf der Wiese vor dem Jagdhaus röhren zwei Hirsche. Jetzt dröhnt der Sprengruf, jetzt knirscht der Kies unter den Schalen — er ist also dicht unter dem Fenster. Ich hänge den Kopf heraus. Schatten toben im diffusen Licht vor Tau und Tag. Zurück in den warmen Kessel. Welch ein Jagdparadies! Man kann nicht schlafen, weil nachtaus—nachtein ein reell sehr guter Zwölfer mit seinen Beihirschen unter dem Fenster tobt! — Der gute Mulo, von mir als Waldesel bezeichnet, und mit ziemlichem Mißtrauen ob seines traditionell tückischen Charakters betrachtet, trägt mich nicht am Buckel, sondern im Wägelchen bergan — der L. Hütte zu. Purrend reitet ein Auerhahn ab, der mitten am Wege gefessen. Es ist ein Tag voll Gold und voll Licht, wie ihn der liebe Herrgott in besonders gnadenspendender Laune erschaffen. „Und ich freu mich — und ich freu mich der sonnigen Höhen.“

Ein Steig führt langsam und sicher zur Höhe. Er ist so gut angelegt, daß man es nur an der sich ändernden Vegetation, an dem sich mehr und mehr weitenden Landschaftsbilde merkt, wie man an Höhe gewinnt. Tief unten grüßt freundlich mit blinkenden Fenstern das Jagdhaus auf smaragdgrüner Matte. Zur Linken, nur wenige hundert Meter über uns, liegen Gipfel und Westrand eines der höheren Gipfel dieser Gegend. Ein trigonometrischer Punkt hart

oberhalb des Steiges zeigt an, daß auch wir die zweitausend Meter erreicht haben. Links unten liegt jetzt ein Latschenfeld, und da sehen wir die ersten Gams. Heruntergerutscht, durch die Latschen vor. Prachtvoll kommen wir heran. Leider sind es nur Rißgeißen und Geraffel, allenfalls ein Dreijähriger bei. Schade! — Wieder rauf und über loses Geröll auf die andere Seite. Hier tobt ein ekliger Sturm, so daß ich mich mitunter hinsetze, weil ich das Gefühl habe, auf den Geröllplatten bei diesem jähem Sturm das Gleichgewicht zu verlieren. — Unten am Hang sitzt ein einsamer Gams — Boock! Rankommen? Entfernung? Wir gehen ruhig weiter, manchmal hält ein Gams das aus. Jetzt aber sichert er scharf nach uns herauf. Ich lege mich hin, finde eine gute Position, wo ich auf einem Stein aufgelegt schießen könnte. Haupt, Hals und Blatt sind gut sichtbar. Also — versuchen wir es! Näherkommen ist ausgeschlossen. Zwischen Stein, Hut und Hand liegt die Büchse wie eingeschraubt. Ich halte eine gute Gamsbreite drüber und lasse fliegen. Hart unter dem Gams staubt die Felsplatte — weg ist er! Er muß also erheblich weiter als vierhundert Meter gewesen sein. Argern kann man sich nicht, aber behezt ist es doch. Konnte die Kugel nicht eine schwache Handbreit höher sitzen!

Frühstücksrast hoch droben an windgeschützter Stelle ist genüßreich. Fast all die hohen Berge der Latra sind von hier aus zu sehen. Wunderbar klar stehen die Spitzen und Türme, noch leicht vom Neuschnee überzuckert, in der dünnen, leichten Luft. Einsam und weltfern sitzt man hier oben, keine Touristen, keine Menschenseele stört den großen sonnenhellen Frieden der Bergwelt. Ein Paradies ist hier, in dem noch Bär und Steinboock, Hirsch und Gams, Auerhahn und Adler beheimatet sind, hier zwischen den wilden Felsen und dem dichten Zaubermantel gewaltiger Wälder Ruhe und Hege finden (Abb. 12). Kein Laut stört diese mittägliche Rast. Dann geht es weiter. Wir folgen jetzt ohne Steig einem Grat, der zunächst gut gangbar ist und nach beiden Seiten allerhand Ausblicke in stille Winkel und Grasflecke ermöglicht, wie das Gamswild sie liebt. Auch ein Rudel Rotwild mit gutem Hirsch sehen wir weiter unten den Grat queren und dem tiefer liegenden Walde zuwechselfen, aus dem jetzt der erste Brunftschrei empordröhnt.

Zweimal sahen wir Gams. Jedesmal waren sie trotz guten Windes verschwunden, wenn wir sie in mühseliger, zum Teil exponierter Kletterei umgangen hatten. — Behext! — So geraten wir allmählich zu weit nach links in die B.-Wände und müssen nun sehr steil hinunter, um den Steig zu finden, der uns wieder nach rechts in die Waldregion führen soll. — Hier weiter unten habe ich im vorigen Winter gepürscht, hinaufgeschaut in diese Felsen und Schroffen, ohne zu hoffen, daß ich diese noch einmal durchklettern würde. — Schweißtreibend — wenn sich nur eine Quelle fände! An ein Glas schäumendes, kaltes Pilsener wage ich gar nicht zu denken.

Wir haben den Steig. Wir sind im Wald. Die Schatten werden länger. Drei Hirsche röhren. Wir sehen Wild drüben am Hang über einem Graben, von Zeit zu Zeit in dem lückigen Fichtenbestand auftauchend. Ein wirklich guter Hirsch wird einen Moment sichtbar. Ich bin entschlossen, den Schuß auf etwa dreihundert Meter zu wagen, wenn ich ihn mal richtig freibekomme. Und nun begehe ich eine Torheit, die sich tags darauf bitter rächen sollte. *Man soll sein Fernrohr nie verstellen*, speziell bei einer Hochgeschwindigkeitspatrone. Man muß die jagdlich optimale Stellung finden in Relation zur Flugbahn. Diese kann bei zweihundertfünfzig, kann bei zweihundert Meter liegen. Sie liegt z. B. bei der „kleinen Halger“ auf dreihundert Meter. — Ich habe meine sieben Millimeter auf hundertfünfzig Meter eingestellt. Schieße ich wirklich mal auf dreihundert Meter, so brauche ich allenfalls hoch an der Rückenlinie anzufassen. Obendrein schießen meines Erachtens die Büchsen in der dünnen Luft des Gebirges sowieso besser. Warum mich nun der Teufel oder der slowakische Kobold geritten hat — — ich weiß es nicht. Jedenfalls polke ich Nashorn an der Stellschraube herum und stelle auf eine Dreihundert-Meter-Marke, die mir früher einmal ein Büchsenmacher eingeritzt hat, und die ich nie auf den Gamsjagden benützt habe.

Der Hirsch wurde nicht mehr sichtbar. Ein weiterer, den ich noch anpürschen konnte, war mir zu schwach; einen dritten konnte ich nicht zu Gesicht bekommen. Und schon sank die Dunkelheit hernieder, tiefblaue Schatten zogen aus den Tälern, der Abend kam. Und mit

einem Male spürte man die ganze Anstrengung des Tages einer zehnstündigen Pürsch in den Knochen. Mir war es so, als sei das letzte Stück über ebenen Almboden bis zum wartenden Wagen das anstrengendste des ganzen Tages gewesen.

„Doch ich freu mich, doch ich freu mich, der sonnigen Höhen.“
Ja — — der sonnigen Höhen, die letztes Rosenrot sinkender Sonne umleuchtet.

5. Oktober. Letzter Tag. Morgen geht es heim. Zwei Muli ziehen heute meinen leichten Wagen, denn es geht steil und hoch bergan durch die B.-Klamm, auf einem beliebten Touristenwege, der zu einem Paß auf die Südostseite des Gebirges führt. Dann geht es eine Stunde auf gut gangbarem Steig bis in ein einsam wildes Hochkar. Vor einigen Tagen wurde hier ein Bär gesehen. Seine breite Fährte und seine Losung sind an verschiedenen Stellen des Reviers zu spüren. Aber er hat geseßlich Schonzeit. Ein kleiner See liegt malerisch unter schroffen Wänden, die fast senkrecht zum Gipfelmassiv der N. O.-Spitze emporsteigen. Halb links ein steiler, latschenbewachsener Rücken, den wir eigentlich hinauf sollen, links vorwärts zerklüftetes Gewänd, das in einem Grat ausläuft, der zum vorerwähnten Massiv der N. O.-Spitze überleitet.

Hier in diesen Wänden, ziemlich tief unten, klettern zwei Gams, starke Stücke, anscheinend Böcke. Beschluß, diesen nachzusteigen. Also los. Es wird steil und steiler. Wir sind schon über der Latschenregion. Steile schmale Grasbänder und Hänge wechseln mit Wandstufen, die man in ganz reeller Felsklettere von Tritt zu Tritt, von Zacken zu Zacken überwinden muß. Meine beiden Begleiter, der Jäger und der Träger, sind rührend. Überall, wo es ein bißel kitzlig ist, zeigt von oben ein Bergstock, Tritt oder Griff, schiebt sich von unten der Bergstock des anderen in einen Felsriß, dem Fuße sicheren Halt gewährend. Und mehr als einmal spüre ich sogar eine feste Hand, die meinen Absatz stützt. So kommt der wohlbeleibte Mann der Ebene, dessen einziger Pluspunkt Schwindelfreiheit ist, ganz leidlich empor. Freilich: „Von der Stirne heiß, rinnen muß der Schweiß.“ Oder ist es der Cocktail und der Ungarwein von gestern abend? Alkohol soll ja dem Bergsteiger nachteilig sein. Mag sein, aber ich sehe nicht ein,

warum ich mir noch Dornen der Karenz ins irdische Leben flechten soll. Wenn ich dies Jammertal auch noch in eine Durststeppe verwandeln sollte! Man könnte ja auch Wasser schöpfen. In den Bergen tue ich das selbst sehr gern, ansonsten aber sage ich: Wasser trinken? Warum? Ich esse doch auch keine Seife!

Wenn ich also auch meine Sünden hier verdunsten lassen muß, so erreiche ich doch den Punkt, an dem der Jäger plötzlich wie elektrifiziert zusammensinkt. Ich krauche neben ihn — — und schon zeigt mir das Glas in Schußnähe zwei starke Gams, friedlich niedergetan. Das Spektiv, das lange Fernrohr, wird vorgeholt, und wir konstatieren: beides sind Böcke. Der untere, der auf einem kleinen Grassleck sitzt, ist wohl der stärkere. Zwei Gams habe ich frei. Hier könnte die Dublette glücken. Es mögen zweihundert Meter sein. Ich winke dem Träger, lasse mir meinen Mantel geben und schiebe mich so weit auf eine flache Platte herauf, daß ich liegend vom zusammengerollten Mantel wie vom Sandsack schießen kann. — — Alle diese Vorbereitungen haben jedes Jagdfeber eingedämmt — — nun den unteren Bock ins Fernrohr genommen — Erwägung: Es ist immer gefährlich, ein sitzendes Stück kurz zu schießen. Also hoch hinein ins Blatt gegangen, noch eine Idee höher, gerade Haar fassend — — es sind doch gute zweihundert Meter — — und ruhig abgezogen. — — Hoch fährt der Bock und ist schon hinter einer Platte verschwunden! Verflucht und zugenäht — das ist doch zu kurz gewesen. — Es ist eben doch immer weiter im Gebirge, als man denkt. Der obere Bock ist auch hoch geworden und äugt mit schief gestelltem, gelb-schwarz gestreiftem Haupte zu mir herunter. — — Also höher halten. — — Zwei Fingerbreit über die Kammlinie. — — Peng! — — Er verschwindet in einer mächtigen Flucht — muß ja eine gute Kugel haben. — — Jetzt taucht auf derselben Seite der erste Bock auf. Ebenso gehalten — — peng! — — Auch er verschwindet wie der Blitz. Tiefatmend schaue ich mich nach dem Jäger um. Der aber schüttelt traurig den Kopf: „Niz — — niz. — — Da — da — — beide gesund!“ — Da unten über den Platten verschwinden sie in windender Fahrt. Beherrzt! Beherrzt! — Ist die Puschka kaputt — ist das Fernrohr ver-

Klopft? Einmal ist sie heute auf den Stein aufgebumst. Ich weiß wirklich nicht, was los ist.

Der Jäger geht nachschauen. Jetzt ist er am unteren Anschuß. Kopfschütteln — Abwinken. — Dann zum oberen. Hier läßt er sich auf alle viere nieder. Markiert Gams und zeigt oberhalb seines Rückens auf einen weißen Fleck — ich sehe ihn deutlich im Glase — den Kugeleinschlag auf der dunklen nassen Felsplatte. Dann ebenso einen zweiten — die dritte Kugel. — Donnerwetter! Übershossen — alle drei Kugeln zu hoch! —

Der Jäger kommt zurück. — „Wie weit?“ — „Nicht zweihundert.“ — „Hmmm.“ —

Erst mal frühstücken. Unter dem Einfluß dieser Herzstärkung kommt mir plötzlich die Erleuchtung. Ich lange nach meinem Pustrohr und betrachte die Stellschraube. Ich siebenschacher Quadratidiot! Die Marke steht wie gestern nachmittag — natürlich — auf dreihundert. Da kann ich freilich nicht treffen, wenn ich auf hundertachtzig Meter obendrein zu hoch halte. — Behezt — behezt!! —

Mein polnischer Fluch „Pisa krew“ findet Lächeln und verständnisvollen Beifall bei den beiden Eingeborenen. Dann suche ich dem Kopfschüttelnden Jäger klarzumachen, daß ich heute nichts mehr unternehmen wolle, es sei alles behezt. Am liebsten sei mir der nächste Steig zum Wagen. „Steig daleko (weit).“ — Recht tröstlich. — Hier wieder runter? Brrrr! — Einen Umweg machen will ich auch nicht. Also los — rüber, über den Grat — auf die andere Seite.

Das ist noch ein hartes Stück. Ich büße meine Sünden und vor allem meine Troddeligkeit. Mein Seelenzustand neigt zum Flagellantentum. Neulich erst habe ich irgendwo staunenden Zuhörern versichert, das Gamschießen sei gar nicht schwer bei der dünnen klaren Luft und dem guten Ziel. Am liebsten setzte ich mich jetzt wie ein Eremit in eine Felsenrinne und griffe zur Trösterflasche wie jener, den Wilhelm Busch so schön beschreibt. Auch ich kann sagen: „Und die Welt ist mir zum Eckel.“

Wir haben den Grat erreicht. Der Abstieg scheint leichter zu sein. Tief unten zieht sich die Serpentine des Touristensteiges zum Paß, und da liegt auch klein winzig der Bildstock, unter dem mein

Wagen warten muß. Es sieht aus, als ob man einen Stein hinunterschmeißen könnte. Und wie immer im Leben irgendein Sonnenfleck erhellt und erwärmt, so ist eine gewisse Genugtuung in mir, als ich rückwärts hinabschaut durch die wilden Wände und Grattürme auf den kleinen, runden, bleigrauen See, von dem aus ich vor vielen Stunden den Aufstieg begann. — Ob viele meiner Freunde und Altersgenossen den Weg gemacht hätten? — Ha! — Da fühle ich mich wieder! — Aber — die hätten wahrscheinlich ohne jede ballistische Mathematik — o Irrsinn! — rasch und unvorengekommen alle beide Gamsböcke aufs Blatt geschossen. — —

Wir sind wieder unten. Alle drei steigen wir ins Bachbett und schöpfen reichlich das kalte, helle Wasser. Das tut gut. Die Handflächen brennen, ein Finger blutet. Die Sehnen am rechten Fuß, den ich einst bei einer schweren Niederkunft (im Ballon — nicht im übertragenen Sinne) gebrochen, schmerzen erheblich — aber sonst geht es mir so gut wie einem Hunde, der verbotenerweise gejagt hat.

Bereits um fünfzehn Uhr dreißig bin ich wieder am Jagdhaufe. Vor neunzehn Uhr hat man mich nicht erwartet. Umziehen, baden, einen Trostschnaps trinken — und dann muß man jedem der Heimkehrenden seine Sünden beichten! Pjerunna! (Sagt der Oberschlesier.) Dann betrachte ich die beiden guten Böcke, die V. K. gestern und heute erlegt. Der eine von meinen beiden war vielleicht ebenso stark — warum in eitrigen Wunden wühlen? — Ich habe an dem Abend sehr viel Cocktail getrunken und sehr schlecht Bridge gespielt! — Und damit endete die wahrhaft „beherrzte Hirschbrunst 1935“. — Aber schön war es doch — — wunder-wunderschön! —

Ratta — bumm — ratta — bumm — geht der Zug. In blauen Weiten verdämmern Karpathenberge. Herbstzauber färbt die Buchenhänge. Ich schließe die Augen — müde nach den doch recht ungewohnten Anstrengungen der letzten Tage. Mein rechter Knöchel sieht aus, als ob er von einem Meister des Danziger Barock gefertigt sei. Ich nicke ein und sinke ins Traumland des Erinnerens. Sonne leuchtet auf roter nordischer Heide. Sonne leuchtete auf grauem Gelfels. Hier wie dort zieht unser edelstes Wild. Brunffschrei klingt und

dröhnt unter nächtlich funkelndem Sternenhimmel. Höchste Jägerpoesie — wieder einmal vorbei!

Herbstwind singt, Blätter fallen, Winter naht. Doch ewig junge, ewig schöpferisch waltende Natur gab in letzter, vollster und stärkster Lebensbejahung neuen Lebens, neuen Werdens Keim. Brunstzeit — hohe Zeit, zauberumwoben, Urinstinkte weckend, Kraftbejahend, lebenspendend — Auslese der Edlen, Höhepunkt im ewigen Kreislauf des Lebens. Die Natur — sie stirbt nicht im Blätterfall. Keimende Saat, neues kommendes Leben ist dem Schoße der Erde anvertraut, wächst unter winterhartem Boden der lebenspendenden Auferstehung des Frühlings entgegen. Und was hier im Kampf und Minne gezeugt — einst zieht es über die Heide, durch dunklen Lann, durch rauschenden Herbstwald, in roter Kraft, schwarz, zottig, mit weiß blinkendem Geweih, mit kühn funkelnden Lichtern — kampfesfroh, Herrscher in seinem Reich, Waldkönig — der edle Hirsch.

Und ich darf hoffentlich noch manches Jahr auf hohen Wildes Fahrte gehen. Auch mir, dem Jäger, gilt kein Abschied, solange mir St. Hubertus in Gnaden gewogen. Und wieder ist letzter Gedanke, letzter Wunsch vor der Heimkehr in den Alltag: „Übers Jahr — übers Jahr!“ — Waidmannsheil! —

Dies Paradies in den hohen, wilden Bergen der Tatra ist nun definitiv verschlossen. In Böhmen und Mähren ist so mancher schöne Besitz aus deutschstämmiger Hand auf den tschechischen Staat übergegangen, meist durch krasse Enteignung. Ebenso ging es den ungarischen Familien in den heute noch rein ungarischen Teilen der Slowakei. Auch mein Freund konnte seinen wunderschönen Besitz nicht mehr halten, und heute ist er Hoffjagdrevier der Prager Machthaber. Auf der Berliner Jagdausstellung sah ich Trophäen und Bilder, die mich wehmütig stimmten. Für fremde Männer, mit denen uns nichts weniger als Sympathie verbindet, war die imposante Strecke vor dem Jagdschloß gelegt.

Aber das Jahr 1935 hat mich doch noch zweimal dorthin geführt, so daß ich die Scharte mit den gefehlten Gamsböcken auswezen konnte. Vier brave Bartböcke konnte ich auf undergleichlich schönem, unvergeßlichen Pürschgängen strecken. Nur einen, der allzu weit, habe ich gefehlt. Am vorletzten Tage des scheidenden Jahres machte ich die

lezte Pürſch dort oben. Unendlich viel Schnee lag. Im Sommer konnte man hoch gegen das Schirokamaffio herauf fahren, bis zu einer Hütte. Jetzt hieß es ſchon im Thal den Schlitten verlaſſen. Ein Aufſtieg von etwa vier Stunden koſtete mich meine letzten Kräfte. „Schneepflug ſpielen“ habe ich nicht gelernt. Viel anders war es nicht, da ich bei jedem Schritt mindestens bis zum Gürtel einbrach. Die Pürſch war vergeblich — wir ſahen nur ſchwaches Zeug und bald nach der Mittagſraſt war ich total fertig. Ich erklärte alſo dem alten aus der Steiermark gebürtigen Jäger, daß ich keinesfalls den Abſtieg auf dem gleichen Wege der nördlichen Schattenseite machen wolle, ob man nicht auf der Sonnenseite herunter könne. — Lange Beratungen zwischen dem alten und dem eingeborenen Hilfsjäger in ſlowakiſcher Sprache. Ich kann nur einige Brocken verſtehen. Ich höre den Ausdruck „Lawinengraben“ und „na dupa“. Lezteres heißt ins entſprechende Deutſch übertragen ſo viel wie „auf den Hintern“. Uha — Rodelpartie! — Warum nicht?

Wir trennen uns von dem Hilfsjäger, der einen anderen Weg hat. Nach etwa eineinhalb Stunden ſind wir an dem — recht ſteilen — Lawinengraben. Der Alte fragt vorſichtig, ob es mir zu ſteil ſei und verſichert andererseits auf Befragen, daß ſich unten keine Wandſtufe befände, ſondern daß der Graben flach in eine Polane (Bergwiefen) ausliefe. Ich denke: „Bon! — alſo: na dupa!“. Hingeſetzt, Bergſtock nach rückwärts eingeklemmt, als Steuer und Bremsen — ab! Prachtvolle Rodelpartie! Da der Schnee naß, habe ich ein förmliches Sitzbrett unter meinem „Dup“ und eine Art Bremskiffen vor den angehoekten Läuſen. — Der alte Steirer findet das verächtlich, er will abfahren, d. h. aufrecht ſtehend wie ein Skiläufer. Dazu pappt der Schnee viel zu ſehr. — Ich gewinne alſo mit unendlichen Längen. Schließlich ſtehen wir beide am Rande der Polane unter den mächtigen Schirmsichten und blicken hinauf zu dem Rücken, der mir im Anſtieg von der Nordſeite ſo viel Schweiß gekoſtet. Es dunkelt als ich den Schlitten erreiche, wo der dick bepelzte Kutſcher an einem Feuerchen hockt und die Pferdchen wie Chriſtbaumſchmuck ausſehen. —

Am Silveſter ging es wieder heim. — Verlorenes Paradies — aber den Zauber all der Erinnerungen kann mir niemand nehmen.

Wo bleiben die starken Böcke?

Vorgestern passierte das. Sitze ich unter einem Erlenbusch an einem Graben im Feldrevier. Vor mir über hundert Meter Wiese hinweg ein Maisschlag. Hier hat vor zehn Tagen mein Bruder einen besonders starken Bock gesehen. Es war ihm aber zu weit, und es war schon zu dunkel. — Der Jäger hat den Bock inzwischen, während ich in Süddeutschland war, bestätigt. — Anschauen möchte ich ihn zum mindesten.

Die Blattzeit geht zu Ende. Vor mir taucht ein suchender Bock auf, junger zukunftsfroher Sechser. Blick zum Jäger hin — „Soll das etwa der starke Bock sein?!?“ — „Keinesfalls — der ist viel höher und hat viel stärkere Stangen, außerdem ist er enggestellt. Den hier kenne ich schon vom Frühjahr her, der war immer hier.“ — Er verschwindet im Mais. — Probieren wir mal! — Fiep — fiep — fiep, fiep, fiep — — — polternd erscheint eine alte Riecke, saust um mich herum, kommt in Wind und verschwindet mit donnerndem Geschimpf. „Dämliche Ziege — jetzt hat es keinen Zweck mehr!“ — Warten, Zigarette, behagliches Dösen und allerhand Gedanken über dies und das.

Von Zeit zu Zeit nach rückwärts geängt. Da erscheint nach langer Zeit ein Reh von einem anderen Wiesenkomplex her — offensichtlich suchend. „Ich glaube, es ist der alte Fraunteichbock“ meint der Jäger. Ich kann überhaupt noch kein Gehörn erkennen nur etwas komisches zwischen den Gehörnen. Das rätselhafte Tier zieht auf dreihundert Meter an mir vorbei, feldwärts — unverständlich. Ist jetzt an die fünfhundert Meter entfernt. Möchte ihn mir doch ansehen. Blatte heraus! Erst schmelzend, dann heischend.

Hopp, hopp, — das ist wieder die unfreundliche alte Jungfer. Dieselbe Tour. Das Organ ist noch unsympathischer als vor einer

Stunde. — Wieder zwei Stück aus dem Mais. — Geis und Kitz. — Jetzt von links im Stechtrab der hoffnungsvolle Junge Herr — — das kann ja nicht gut gehen. — Aber das Fabeltier kommt schleichend wie ein Fuchs näher und näher. Jetzt habe ich das Haupt genau im Glas. Komische Angelegenheit, vielleicht ungelegt, am Ende angehender Perückenbock. Er taucht wieder tiefer im Gras. Jetzt erscheint wieder die schneeweiße Nase. — Starker Hals! — Höchste Zeit — fünfzig Schritt! — — Bestimmt richtiger, den zu schießen als den anderen, der nicht zu sehen und am Ende doch ein Zukunftsbock ist. — Also — — peng! — — — Eine tiefe Flucht — verschwunden!

Wir haben mindestens fünf Minuten gesucht. Es war knapp vierzig Schritt weit, und er lag in einem schmalen Bewässerungsgraben im hohen Gras. Wir liefen natürlich zu weit und suchten erst mal die Gegend zwischen fünfzig und hundert Meter ab.

Ergebnis: Ganz niedriger, zweimal gedrehter Korkenzieher. Steinalt! Gut, daß der alte Lustgreis eliminiert ist. — Das ist aber der siebente alte Krüppel in diesem Jahr, außerdem fielen zwei gute in der Blattzeit und einer, über den man zweifelhaft sein kann. Fünfzehn Böcke sollten noch geschossen werden. — Die erwarteten Freunde sind nicht gekommen. Wie soll der Abschluß jetzt noch sachgemäß erledigt werden?

So ist es mir in den letzten Jahren öfters gegangen. Den vollen Abschluß haben wir nie erreicht. Ich bin immer sehr stolz auf den sehr vorsichtigen Abschluß und mein enthaltsames Schonen gewesen.

Jetzt aber kommen mir angesichts der heurigen Strecke so allerhand Gedanken. Ich sprach leztthin mit einem Vetter darüber. Der erzählte genau das gleiche, was ich mir allmählich klar machte:

Zu Zeiten unserer Väter wurde in beiden Revieren nach ganz anderen Gesichtspunkten gejagt. Den Begriff „Abschlußbock“ kannte man nicht. „Jagdbar“ war jeder Sechser. Einen Gabler oder gar Spießler zu schießen, galt als Sakrileg. Es wurde alljährlich auf Grund der Meldungen ein ziemlich hoher Abschluß festgesetzt und voll durchgeführt — an Sechserböcken! — Alljährlich waren einige wirklich kapitale Böcke darunter. Schon bald nach der Jahrhundertwende



Mein Bester



Tatra-Hirsch



Samsredier in der Tatra

hat der Vater meines Vettters den großen (durch Versailles verlorenen) Besitz übernommen. Er hat gejagt nach genau denselben Grundsätzen, die wir heute haben. Er hat gehegt und gehegt — — und die Zahl der Kapitalböcke wurde immer kleiner.

Hier habe ich im Jahre 1913 den Hegeabschuß nebst starker Schonung eingeführt. Nach dem Kriege wurde das Rehwild zahlenmäßig auf die alte Höhe aufgeschont. Im Jahre 1928/29 gingen fünfzig Prozent des Rehwildes ein. Zwei Jahre darauf, im Jahre 1930 schossen wir u. a. vier Kapitalböcke — Medaillenböcke. Seither sind wohl einzelne gute aber keine Kapitalböcke mehr gefallen. Und überall schleichen üble Trauergreife herum. — Warum? —

Ich will zugeben, — ich habe überhegt. Ich habe viel zu wenig schießen lassen.

Warum aber hatten die Väter und Großväter regelmäßig Kapitalböcke? Und dabei schossen sie niemals eine Geiß! Das letztere ist mir das Allerrätselhafteste und schlägt jeder Theorie ins Gesicht!! — —

Andere Gegenden machen die genau gegenteilige Beobachtung. Der Rehstand bessert sich zusehends qualitativ. Das hat aber meines Erachtens andere Gründe. Hier dürfte es sich in der Hauptsache um kleine Reviere handeln, in denen die Nachbarn alles niederdonnerten, was rauh war, und in denen die „Hochwaidgerechten“ den Begriff „Grenzbock“ einführten und damit die schlechte Grenze noch tiefer ins eigene Revier verlegten. — In diesen Revieren hat das Jagdgesetz an sich allein durch zahlenmäßiges Limitieren des Abschusses Segen gestiftet. Es gibt dort wieder ältere Böcke, die auf der Höhe sind. Dort könnten — wenn man eine Anzahl Reviere zusammennimmt — allenfalls in fünf bis zehn Jahren ähnliche Mißstände augenfällig werden wie hier.

Über einige Tatsachen bin ich mir klar:

Der Bock erreicht seine Höhe zwischen drei und fünf Jahren.

Hat der Bock mit fünf Jahren immer noch dünne Stangen und lange Enden, so wird er auch mit sieben Jahren niemals „knuffig“



sein, sondern er wird nur die Enden und allmählich auch die Höhe verlieren. Selbst ein Zuwachs der Rosen ist eine Ausnahme. Diese bekommen nur die „dachartige“ Form.

Ich glaube, daß jedes Lebewesen individuell verschieden veranlagt ist. Ich bin beispielsweise optimistisch gesagt: „vollschlank“. Meine Brüder sind zwölf Zentimeter länger und dürr wie die Heringe. Sie waren schon in der Jugend so respektlos, mich, den Erstgeborenen, den „dicken Zwerg“ zu nennen, obwohl ich 1,85 messe und als Leutnant zweiundsiebzig Kilogramm reiten konnte.

Bei bestem Training und ausgeklügelter Ernährung kann man nicht aus jedem Mann einen Nag Schmeling formen. Betrachten wir ferner mal den durchaus verschiedenen Körperbau unserer Leichtathleten.

Ergo wird auch bei den Böcken nur eine gewisse Auslese wirklich gut werden.

Die Kunst besteht nur darin, zu sagen: Das ist kein Zukunftsbock, der wird eben nicht besser, also weg mit ihm. — Anderenfalls wird er Jahr für Jahr pardonnirt und läuft schließlich umher — „ein Anblick gräßlich und gemein“.

Dazu kommt, daß die Söhne sehr alter Väter oft nicht nach Wunsch geraten. — Hierzu in Parenthese: Unser alter Korpsdiener in Bonn pflegte, korpsstudentisch ausgedrückt, zu sagen: „Et jiebt Kinder, die ‚vor los‘ und sonne, die ‚nach halt‘ kommen!“

Warum soll nicht der dünne Sechser, den ich seit zwei Jahren kenne, zur Kategorie „nach Halt“ gehören? — —

Das sind alles Ideengänge, die wohl richtig sind, aber die Kernfrage nicht lösen. Bei Hirschen ist das sehr viel einfacher. Das Geweih zeigt und das Geweih, verbunden mit der Figur, verrät viel mehr. Ich glaube, daß der Jäger, der Böcke einwandfrei ansprechen kann, noch erfunden werden soll.

Da fällt mir eine wahre schlesische Geschichte ein. Beim Gutsherrn erscheint der Bauer. „Herr Baron! Ei jennem Pusche da sitzt a Rehbock, s'meecht womeeiglich a Gabler sind. Die vasflischte Länge hat mir a gonzen Klie zerloatscht. Den missa se schissa das

Das.“ — „Ist es ein starker Bock? Was hat er für ein Gehörn?“ —
„Nu — ub a Herndel hot, das kunn ich nich sahn, aber rascheln
ho ichs gehurt!“

Vorläufig verpflichtete ich mich nach Kräften, den Abschluß an
Böcken und Ricken voll zu erfüllen, auch auf die Gefahr hin, daß
falsche Stücke fallen, und ich mir womöglich selbst einen roten Punkt
auf das Stirnbein kleistern soll. — Das war der heroische Entschluß,
den ich an der Leiche des besagten Jammer- und Lustgreises vorgestern
Abend in nebeldurchwallter Wiese gefaßt habe.

Waidwerk in kritischen Tagen

Über die Tschechen habe ich mich eigentlich immer geärgert. Das fing begreiflicherweise nach dem Kriege an und setzte sich entsprechend fort. Wenn ich hinter meinem Hause stehe und die weiten Wiesenflächen des Parkes, der in Wald übergeht, überschauet, so blaut dahinter ein malerischer Gebirgszug — die Sudeten. Dies wundervolle Land war tschechisch, obwohl außer einigen dorthinversetzten Beamten keine Menschenseele ein Wort tschechisch konnte. Das hat mich natürlich geärgert. Und wenn ich mit Freunden an einem schönen Commernachmittag mal herüber fahren wollte, um herrlichen Bergwald, wundervolle Fernsichten oder Pilsener vom Faß zu genießen, so brauchte man dazu einen Paß, ein Triptyk oder zum mindesten einen Grenzpassierschein. Drüben war es billig — papiermäßig, aber beim Geldwechsel mußte man einen „inoffiziellen“ Kurs in Kauf nehmen — und da war es auf einmal gar nicht mehr billig, so daß man schließlich rechnen mußte, ob es noch zu einem Glibowitz zum schwarzen Kaffee langte, auch ärgerlich!

Früher bin ich mitunter nach Karlsbad gezogen. Da gab es außer einigen vorzüglichen Köchinnen auch keinen Tschechen. Das heiße, schlechtschmeckende Wasser erwies sich außerordentlich bekömmlich für mich. Man schöpfte, schluckte und hungerte ein wenig mit dem Erfolge, daß der Feist dahin schmolz wie Schnee vor der Sonne. Aber schließlich kam ich zu der Überzeugung, daß es nicht mehr angängig sei, sein Geld in ein Land zu tragen, daß unsere Stammesbrüder drangsalierte, unseren Landesverrätern Asyl gab, und — überhaupt jeden Grund zum Ärger lieferte. Ich habe daraufhin überhaupt keine „Heilsuble“ mehr aufgesucht und trage meinen Feist mit der Würde eines alten Hirschen, der demnächst wohl zurücksetzen wird.

Der Sohn eines lieben Freundes, der vor einigen Jahren in die ewigen Jagdgründe hinüber wechselte, hat netterweise die Tradition seines Vaters fortgesetzt und mich alljährlich in sein sagenhaft gutes Revier in Polen eingeladen, 1935 war ich zum letztenmal dort und erlebte die neunte Hirschbrunft in diesem Hirschparadies. 1936 und 1937 war ich dienstlich nicht abkömmlich. In diesen zwei Jahren habe ich insgesamt nur drei Tage in einem oberschlesischen Revier pürschen und einen Hirsch schießen dürfen. Man kann sich also leicht vorstellen, daß ich in diesem Jahr voll ganz besonderer Freude die Einladung annahm und, soweit in meiner Macht, alles daran setzte, um eine ungestörte Woche in Wald und Heide verbringen zu können.

Der Urlaub war gesichert. Visum und Waffenschein hatte ich besorgt — es konnte, von mir aus, losgehen. Vom polnischen Generalkonsulat zog ich zu einem höheren Beamten, einem alten O.A.-Kameraden aus der Kampfzeit, um mit diesem wohlinformierten Mann die politische Lage zu bequatschen. So ganz sicher schien mir die Reismöglichkeit nicht zu sein. Der lachte bloß: „Na — die zwanzig Eier für die polnischen Stempel hast du umsonst ausgegeben. Statt des Pürschrockes werden wir am Ende feldgrau anziehen.“

Die verfluchten Tschechen! Immer müssen sie einem irgendwie den Spaß verkoltsen! — Und nun kamen aufregende Tage. Der Strom der Flüchtlinge ergoß sich von der nahen Grenze über meine engere Heimat. Man hörte und sah namenloses Elend. Man erkannte, daß zwangsläufig eine Entscheidung kommen müsse und dachte an ernstere Dinge als Hirsche.

Aber — es ist ja schließlich immer so in der Welt, es geht temporär rauf und runter. Vielleicht liegt es auch in der Mentalität eines alten Feldsoldaten, daß er die Dinge etwas „wurschtiger“ betrachtet, daß er geneigt ist, die Pausen zwischen den Schlachten bestens auszunützen und so angenehm wie möglich zu gestalten. Daß es eine Pause geben würde, war klar. Mein alter Blechkoffer, der den ganzen Weltkrieg mitgemacht hatte, war gepackt, die wirtschaftliche Mobilmachung des eigenen Betriebes war durchgesprochen — — warum sollte ich nicht zwischendurch in den Wald? — Meine Frau schüttelte zwar den Kopf. Sie hatte alle Hände voll zu tun, um den Flücht-

lingen zu helfen. Meine älteste Tochter saß allein in einer Kote-Kreuz-Station in einem winzigen Nest ohne Arzt. Das Kahlwild hatte also gar kein Verständnis dafür, daß ich jetzt an Hirsche denken konnte. — Aber ich heizte den Karren an und brummte los. Ich bin froh, daß ich diesen irre erscheinenden Entschluß gefaßt habe.

Hart an der Grenze stellte ich meinen Wagen ein. Ich dachte: sicher ist sicher! Allein komme ich zu Fuß bzw. durch den Fluß immer über die Grenze, wenn es wirklich feierlich wird. Mit dem Wagen — viel schwerer. So finde ich den Karren fahrbereit auf deutscher Seite und bin in ein paar Stunden zu Haus bzw. am „Mobilmachungsort“, wenn ich nur ein bißchen „auf die Tube drücke“. Allenfalls opfere ich die Büchse und ein Köfferchen mit Jagdsachen.

So rollte ich denn in meines Freundes Wagen an sonnenwarmem Herbstnachmittag, von der Grenze her, durch sandige Wege zwischen alten Kiefern und primitiven „Panjehütten“ dem Jagdhaufe zu, das für mich einen wahren Schatz der Erinnerungen birgt.

Brunst in vollem Betrieb. Einundzwanzig Hirsche, einschließlich von vier Feisthirschen, sind bereits gestreckt. Wetter eigentlich viel zu warm. Absolut Sommer. Dazu konstant Ostwind. Das ist für dort ungünstig. Das Revier umfaßt in einer Fläche von etwas über vierzigtausend Morgen, sage und schreibe zweiunddreißigtausend Morgen Kahlschlag, da seiner Zeit die Forleule diese Bestände restlos aufgefressen. Das Wild, das auf diesen hügeligen Steppen steht, über den sich allmählich der grüne Teppich fleißiger Aufforstungen breitet, zieht, ganz anders als in geschlossenen Waldrevieren gegen den Wind. Bei Ostwind massiert es sich in der äußersten Ostspitze des Reviers, wo um weite hervorragende Wiesen herum prachtvoll dichte Dickungen seiner Zeit von der Katastrophe verschont blieben. Da steht nun auf relativ kleiner Fläche Rudel an Rudel. Es ist ein irrsinniger Betrieb schreiender, kämpfender, suchender Hirsche — — aber die Pürsch ist naturgemäß sehr erschwert. Hätten wir nur ein einziges Mal Westwind, so würde sich das Wild automatisch über viele Tausende von Hektaren verstreuen, in Gebiete, wo tief eingeschnittene Gründe, heimliche Dickungen und gewaltige Flächen dichtstehenden Wacholders gute Pürschmöglichkeiten bieten, das einzelne Rudel mit

seinen Beihirschen anzugehen, anzusprechen und die richtige Auswahl zu treffen. — —

Einteilung ist vorgenommen. Es pürschen der Jagdherr, seine Schwester und zwei Gäste. Mir fällt der Revierteil zu, der „die Knochenberge“ heißt. Er ist landschaftlich besonders hübsch. Bald erreiche ich mit dem Forstverwalter W. eine hohe Dünenkette. Unwahrscheinlich schön ist der Blick von hier. Im Golde der späten Nachmittagssonne leuchtet und flimmert die blühende Heide ringsum. Gelb wogt das hohe Gras im Winde. Und fern bis zum Horizont dehnen sich die Weiten, menschenleer, menschenfern über Wachholdern, über den dunklen Massen der Dickungen, über goldgesäumten Birken, über den ernsten Wipfeln alter Kiefernüberhälter, über ganz, ganz weit gegen Südost verdämmernden Wäldern. — Die große, die stille, die herbe, die nordische Einsamkeit, die Heimat der Hirsche. Totenstille hier, kein Motorenlärm, kein Eisenbahnrollen, kein Hundegebell, keine menschliche Stimme. Nur von weither, vom Ostrand des Reviers dröhnt es herüber — — die Hirsche röhren. Jetzt belebt es sich auch unter uns. Schrei auf Schrei ertönt. Zwischen der Kleinen Dickung dort unten und der Wacholderebene muß Wild stehen. — Hin! — Wir kommen gut heran, obwohl eine Ritze mit irrsinniger Sturheit absolut einen Kulturzaun klirrend durchbrechen wollte. — Da sind sie ja! — Da — da — ist auch der Hirsch. Sechzehn oder achtzehn Enden trägt er. Mir zittert das Glas. Seit drei Jahren habe ich kaum einen Hirschen gesehen. Schmales Haupt, sozusagen schlanker Körperbau, junger Hirsch. Sieben bis acht Jahre höchstens! „Gratuliere“ sage ich zu W. — „Ja wir haben hener wirklich sehr gute Zukunftshirsche. Es gibt aber auch noch genug alte. Wenn man sie nur findet.“ — Kein Beihirsch dabei. — Weiter. — Auf der anderen Seite der Dickung schreit noch ein Hirsch. Erst große Umgehung hügelanuf, hügelab, dann tief gebückt mit ganz langsamen Bewegungen (die langsamen Bewegungen sind sehr wichtig, jede hastige Bewegung wird vom Wild sofort bemerkt) zwischen dichten Wacholderständen bei sinkendem Licht auf eine Hügelwelle. Zwischen zwei hohen Wachholdern stehen wir wie in einem Schirm. Drüben tobt der Pascha zwischen seinem Wild. Pechschwarze, kurze Stangen,

weißblitzende Enden. „Auch ein junger Hirsch — gehen wir!“ Es dämmert, also zurück zum Auto. An diesem Abend ist kein Hirsch gefallen.

Gemütlich, altvertraut ist mein Zimmer. Kiedinger-Stiche, und Jagdtrophäen an den weißgetünchten Wänden. Ehe ich mich behaglich in den Kessel schiebe, schaue ich noch zum Fenster hinaus, Lindwarne Nacht. In der Ferne röhrt — weit — weit — ein einsamer Hirsch. Sonst würden sie hier unten am See toben. Ja — wenn wir Westwind hätten! — —

Das erste rostrote Licht des kommenden Morgens steigt über alten Kiefern empor. W. und ich hocken am Rand einer Dickung — diesmal nicht in den Knochenbergen. Vor uns tobt ein Hirsch in den Wachholdern. — „Donnerwetter ist das ein Hirsch!“ — „Das ist ja der sogenannte Sellerhirsch, den möchte der Herr Graf schießen, es ist wohl unser stärkster Hirsch.“ — Herrlicher Anblick. Zwischen den Wachholdern, die wie bizarre Waldgespenster aussehen, zwischen weißen, ziehenden Nebelschleiern steht der kapitale Kecke. Weißblinkend und doch wie knorriges Wurzelwerk anmutend sind die breiten Kronen, derentwegen er der „Sellerhirsch“ heißt. Unzählige Enden! — Ich schaue und schaue! — Sprengruf links! Ein Schneider poltert auf uns zu. Hinterher ein massiger dunkler Hirsch mit hohem, enggestelltem Geweih. „Der wäre vielleicht richtig.“ Schon ist er wieder zurück und verschwindet zwischen lichthem Stangenholz. — Nach! — „Verflucht, das haben wir dumm gemacht! — Da kommt ja das Wild.“ — Wir versinken am Boden aber das Verhängnis erfüllt sich, ehe der Hirsch in unseren Gesichtskreis kommt. Das Leit-tier hat uns weg. Giraffenlang streckt sich der Hals. Stutzen, Kehrtwendung, nochmal Front — ab trollen sie. — — Langsam nach. — Sind sie in der Dickung oder dort im Stangenholz? Wir sind tatsächlich bis an den Rand der Dickung gelangt. Donnerwetter ist hier ein Betrieb. Vier oder fünf Hirsche toben in den Stangen. Schneider schleichen wie scheue Schemen an uns vorbei. Alles in Bewegung. Zug nach Osten.

Es ist im allgemeinen ein hoffnungsloses Beginnen, ziehendem Wild folgen zu wollen. Wir kommen aber doch vor einer großen

Blöße auf Sichtweite eines Rudels. Viel Beihirsche, Gemüse. Bestimmt der und vielleicht der ein Abschlußhirsch. Mir aber steht der Sinn nach Besserem. Den Plaghirsch können wir immer nur momentweise sehen. Ein genaues Ansprechen nicht möglich. Das ging wohl eineinhalb Stunden so. Schließlich erreichen wir — — ich schon etwas ausgepumpt — — einen Hügel am Rande einer Dickung. Vor uns eine etwa vierhundert Meter breite Mulde mit den üblichen Wachholdern und Kiefernkusseln. Drüben am sonnenwarmen Hang im lichten Altholz das Rudel. Der Hirsch sieht sehr gut aus. Bewegung rechts und links von uns. Mehrere junge Hirsche, ein sehr guter zukunftsfroher Zwölfer mit zwei Stück Wild auf fünfzig Schritt. Ein Schneider prasselt fast in uns hinein. Ich schicke ihm den Sprengruf nach. Der Zwölfer antwortet. Allmählich verzieht sich der geräuschvolle Spuk. Der Weg wieder frei.

Gewaltiger Umgehungsmarsch in schnellem Schritt. Einzelne Schneider müssen verjagt werden. — Dann sind wir ran. — Mit unendlicher Vorsicht rauf auf den Kamm. Hier waren sie — leer ist die Stätte. — Da sind sie ja — — Da zwischen den Wachholdern, sie ziehen zu Holz. Wider Erwarten gelingt das neue Angriffsmanöver. Das Wild ist schon in der Dickung. Dem Herrn und Gebieter scheint die hohe warme Sonne zu behagen. Er präsentiert sich noch zweimal zwischen hundertfünfzig und zweihundert Schritt. Ausgesprochener Zukunftshirsch, von ungerad vierzehn Enden. Schade. Aber schön war es doch!

Ich berichte dem Jagdherren über den „Tellerhirsch“. — „Hälft Du ihn wirklich für einen alten Hirschen?“ — „Sicher — und Kapital ist er ganz bestimmt. Ich würde ihn an Deiner Stelle schießen.“ — Er scheint noch zu zweifeln. Die Erziehung seines Vaters wirkt, denn es dank weiser Enthaltensamkeit und einer ich möchte sagen: „divinatorischen“ Gabe des Ansprechens in langen Jahren vergönnt war, so manchen Kapitalen auf der Höhe seiner Kraft und Entwicklung zu strecken.

Am Abend sitze ich mit Forstverwalter P. in einem Schirm auf einem Hügel im lichten Stangenholz. Vor uns ein trockenes Bruch mit hohen Farnen, Birken und Erlen, dahinter die große ältere

Dickung, in der massenhaft Wild den Einstand haben muß. Im Bruch tobt tosender Brunftbetrieb. Plashirsch ist ein gewaltiger Sechszehnder. Er steht tief in den hohen Farnen, so daß der Körper massiger wirkt. Aber dem Haupte nach ist er doch kein alter Hirsch. Die Geweihform ist ideal. Ich schlage vor, ihn den „Hubertushirsch“ zu nennen. In diesem Kranz weißblitzender Enden, zwischen diesen absolut ebenmäßigen fünffachen Kronen könnte gut das Kreuz St. Huberti stehen. Wir sehen noch einige Beihirsche, junge Kronenhirsche, die kein gesteigertes Interesse wecken. Auf dem Heimwege rennen wir fast mit einem suchenden Hirschen zusammen. Es scheint ein alter, starker Hirsch zu sein, aber man kann nicht mehr ansprechen. Also bleibt die gesicherte Büchse am Buckel. Ich trenne mich von P. und wandere auf bekanntem Pfade dem Treffpunkt zu, wo der Jagdherr mit dem Auto sein wird. Um mich ist die große stille Einsamkeit. In Nähe und Ferne röhren die Hirsche. Wie Gespenster stehen die dunklen Gestalten alter Wacholder im abendlichen farblosen Gras. Aber es sind keine bösen Geister. Es sind die guten Geister dieses Landes, die der Weite dieser unermesslichen Heide Leben geben, die dem Pürschjäger des Tages hinter ihren graugrünen Mänteln Schutz und Deckung gewähren.

Leis schwingt graziöses Birkengeäst im Abendwinde. Die ersten Sterne funkeln in der stahlblauen Seide der weiten Himmelskuppel. Ich habe gar kein schlechtes Gewissen, hier zu sein. Wenn man mich braucht, wird man mich schon rufen. Stichworte für ein Telegramm sind schon vereinbart. — Den Jagdherrn treffe ich in gehobener Stimmung. Er hat den „Tellerhirsch“ geschossen, seinen bisher besten Hirsch, einen Zwanzigender, den wir später mit hundertvierundneunzig Punkten genadelt haben. Ich freue mich mit ihm. — Ich erfahre dabei, daß mir ein bestimmter ganz starker Hirsch zugehört war, der aber seit der Feiertagzeit nicht mehr gesehen wurde und wahrscheinlich durch „Schneiderspährtrupp“ gesichert, in irgendeinem verborgenen Winkel in aller Ruhe nach Kräften hochzeitet. Inzwischen soll ich den einen oder anderen guten Hirsch und schlechte Abschusshirsche schießen. Es steht noch eine stattliche Zahl von Hirschen zum Abschuss und die Geäste müssen bei der notwendigen „Durchforstung“ mit-

helfen. Ich kenne das seit vielen Jahren. Man hat als Gast die Pflicht, sich nach seinem Jagdherren zu richten. Wenn dem daran gelegen ist, daß die typischen Abschlußhirsche zur Strecke kommen, so muß der Jagdgast schießen, wenn er und der begleitende Jäger der Überzeugung sind, den richtigen vor sich zu haben. Zu dem guten Abschlußhirsch kommt der Gast in diesem gesegneten Revier doch noch. Und wer sich darüber ärgert, daß etwa der X einen Hirsch streckte, der fünf Nadlerpunkte mehr hat als seiner, der ist ein übler „Gnietschbock“. Auf den Nadlerpunkt genau kann bestimmt kein Mensch ansprechen.

Als der nächste Morgen dämmt, sitze ich wieder mit P. in einem anderen Schirm, der in den hohlen Stubben einer gigantischen Eiche hineinkomponiert ist. Auf fünfhundert Meter vor uns, zwischen Stangenholz hindurch, eine der großen guten Wiesen, auf der allnächtlich Hochbetrieb herrscht. P. ist der Ansicht, daß das Wild hier durchkommen wird auf dem Wechsel zu den großen Dickungen. Es schreien mehrere Hirsche. Auf etwa dreihundert Meter in den Stangen ist schon Bewegung. Geschäftig unruhvoll sausen Beihirsche hin und her. Kampfsschrei, Loben und Stangenkrachen tönt in der Ferne hinter den blaßvioletten Nebelschleiern der schönsten Stunde des Jägers, der Stunde vor dem kommenden Tag. „Ich fürchte, sie ziehen doch nach Nordosten, nach der kleinen Dickung auf der anderen Seite, der verfluchte Wind!“ — „Möglich, aber wir können hier nichts machen. Wir haben gar keine Deckung hier beim Vorpürschen und kommen bestimmt in schlechten Wind.“ — — Der Wind, der Wind! — — „Da sehen Sie mal, das ist wirklich ein alter Hirsch!“ — „Habe ich auch schon gesehen“ meint P. — — Auf etwa dreihundert Meter steht die Silhouette eines Hirschen gegen den tiefroten Schein der aufgehenden Sonne. Das Haupt wirkt verkürzt, die Linie zum Träger verläuft in stumpfer Diagonale, die Läufe sind in Relation zum Wildkörper und der tiefen schrägen Schulter scheinbar kürzer als normal. Das sind die typischen Merkmale des alten Hirschen. Das Geweih ist sicher gut. Mindestens Zwölfer, starke Stangen, verhältnismäßig lang. Das kann man jetzt beurteilen, als der Hirsch das gekrönte Haupt zurücklegt und einen tiefen, ich möchte

sagen: fast gelangweilten Brummer ertönen läßt. Er hat kein Wild bei sich und zieht nicht in Richtung der vorhin beobachteten Nordostbewegung — Beruhigungszigarette. — Wenn er kommt, haben wir halben Wind! Dobrze! — Der Hirsch ist verschwunden. Die Sonne steigt. — P. stößt mich an: „Er ist schon rechts in den Stangen, er kommt bestimmt. Den können Herr Graf schießen. Ein Anfang muß doch gemacht werden!“ — Das Gelände ist nicht eben, wie es den Anschein hat, sondern so stark gewellt, daß Wild zeitweise überriegelt ist. — „Machen sich Herr Graf fertig. Wenn er zwischen den Birken ist, muß es knallen, sonst sehen wir nur noch das Geweih, oder er kommt in den Wind.“ — Ein tiefer, rauher Schrei. Ich sehe Bewegung, den fast schwarzen Körper. Ich schiebe die Büchse durch den Schirm. Nicht bequem, etwas zu niedrig für mich. Aber jetzt kann man keine Manipulationen mehr machen. Da ist er — an der ersten Birke vorbei — verflucht — ich habe ja sextanerhaftes Hirschfieber! — — Die Läufe in der Kniebeuge zittern, — das Zielsechs tanzt über die Rippen nach vorn — — Druck! — — Knall — — tiefe Flucht. — — — — Der Hirsch steht spitz zu mir hinäugend und schwankt — — ich habe inzwischen repetiert, und das Fadenkreuz faßt nun ruhiger den Stich — — peng! — — der Edle kracht zu Boden. „Waidmanns Heil!“ Händedruck an P. Zigarette angesteckt — ein, zweimal schlägt noch das Haupt. — „So, jetzt können wir herantreten.“ — Ich finde es anständiger, nicht gleich hinzustürzen. Der aus vollster Lebensbejahung der Brunst gerissene edle Hirsch soll wähen, ihn habe eine Naturgewalt zu Boden geschmettert. Man soll seinen brechenden Lichtern, seinem letzten Lebensempfinden den Unblick des verhassten Menschen ersparen. — „Donnerwetter, der ist ja eine ganze Klasse besser als ich dachte!“ — Dunkle, starke Stangen. Schaufelkrone. Ungrade vierzehn Enden. Eisenschwer das Geweih, wie wir beim Herausdrehen des Hauptes feststellen. Alter Hirsch. Richtig!

Kugeln beide etwas kurz, die erste Tiefblatt. Grund? Ich habe die Büchse zwei Jahre nicht geführt. Sie hat noch das alte Fadenkreuzabkommen. Inzwischen schoß ich meine Böcke mit dem Abkommen „Prinz Keuß“. Ich habe also wohl instinktiv mehr mit

der starken Balkenante visitiert als mit dem etwas tiefer sitzenden feinen Kreuz. Die Brenneke-Patrone 7×64 „Spezial“ hat, wie immer, hervorragende Wirkung gehabt. — —

Am Abend unter Führung des Jagdherren höchst persönlich. Erst der Schirm von gestern abend. Der „Hubertus-Hirsch“ stellt sich vor und zieht suchend auf dreißig Schritte bei uns vorbei. Ausgesprochen jüngerer Zukunftshirsch. Stangen dünner als ich gestern angenommen. — Dann folgt eine sehr amüsante Pürsche, die uns durch Dickung und über einen vielfach durchschnittenen nur mit Knall — — tiefe Flucht. — — — Der Hirsch steht, spitz zu mir Überhaltern bestandenen Rücken um die Dunkelstunde sozusagen mitten ins Wild führt. Wir sehen aber keinen Hirschen, der die Kugel wert gewesen wäre. — —

Als der neue Tag dämmert, sitze ich mit dem Jagdherren auf einer Kanzel in der Wacholderebene. Hier ist ein sehr beliebter Wildwechsel. Unweit geht ein öffentlicher Weg durch, und wenn auch das Land beneidenswert menschenleer, so kommt doch mitunter ein Panje hier entlang gefahren. Irgend so was muß wohl passiert sein, denn als ich schon glaubte, der Anstich sei völlig vergeblich, und wir über eine Stunde geruhsam über Hirsche geplaudert hatten, kommt plötzlich Wild im Tross, das anscheinend beunruhigt worden ist. — Da ist ja massenhaft Zeug. Rings um uns herum ist alles rot zwischen den Wachholdern. Zwei bis drei stärkere Hirsche sehe ich. Alle röhren. Wer eigentlich der Plaghirsch ist, kann ich nicht ausmachen. — „Das ist ein alter Hirsch“ — sagt plötzlich der Jagdherr — „bitte zu schießen“. Da er grade ein Stück Wild treibt, ist die Verständigung darüber, welchen er meint, ausnahmsweise leicht. — „Wenn ich ihn nur frei bekomme, und wenn er bloß mal stehen bleiben möchte!“ röchle ich. — Ich folge dem Hirsch mit dem Fernrohr und kann nur einen flüchtigen Blick in ein weit ausgelegtes Geweih werfen. Wacholderstrauch, Hirsch, eine Birke, ein Stück Wild, ein Schneider davor, eine dichte Stelle, sie verschwinden — — jetzt — endlich habe ich ihn frei — der Hirsch schreit — das Fadenkreuz steht auf dem roten Blatt — raus ist der Schuß! — — Alles tobt durcheinander. Mit dem Glas am Kopf folge ich dem Hirschen — der kommt nicht mehr weit! — Da — Zusammenbrechen — verendet! Händedruck,

Waidmanns Heil und Dank! — Bald stehe ich voll Freude vor einem graden Vierzehnder, der viel besser ist als ich geglaubt und dem gestrigen kaum etwas nachgeben dürfte. — — Wie gut schmeckt das Frühstück, wie behaglich die Terrasse über dem blauen See im Morgenlicht, wenn Diana so gütig und begnadend gelächelt hat. — Und wenn man sich dann in kirchenstiller Vormittagsruhe im Kessel auf die andere Keule legt und sich klar macht, daß drunten im Bach zwei sehr gute Vierzehnder Geweihe stehen, die man so um Weihnachten herum andächtig an die Wand hängen wird, da möchte man mit niemandem tauschen.

Mittags nach den beliebten Rebhühnern, dem Kaffee und dem bekömmlichen Zitniak wird das Geweih von gestern gebracht und eifrig genadlert. Hundertvierundsiebzig Punkte dürften, vorsichtig gerechnet, herauskommen. Allerhand! — Dies Stündchen nach dem Essen zwischen Geweihen und Abwürfen ist traditionell. Immer wieder wird verglichen, Stangen, Kronen, Abwürfe, Kiefer, sonstige Altersmerkmale usw. usw. Die Strecke kann sich sehen lassen. Noch imponierender aber ist die Erkenntnis der bisherigen Pürschen, daß ein Bestand an kapitalen Zukunftshirschen vorhanden ist, wie ich ihn seit zwölf Jahren selbst hier noch nicht erlebt habe. Die Hegetheorien des „Meisters aller hirschgerechten Herren“, wie ich meinen verstorbenen Freund genannt, hat wirklich Früchte getragen. Und es macht doppelt Freude, zu sehen, mit welcher Passion, mit welcher Liebe und Treue der junge Jagdherr die Traditionen seines Vaters wahrte und weiter fördert. St. Hubertus möge ihm und seinem herrlichen Revier in Gnaden gewogen bleiben. — — —

Die Abendpürsche brachte der Ereignisse genug. So viel habe ich noch auf keiner Pürsche gesehen. Hinter hohen Wachholdern stehen der Jagdherr und ich. Dreißig Schritt vor uns ziehen zwei mächtige Hirsche vorbei, die vierzehn und sechzehn Enden tragen und in drei bis vier Jahren hochkapital sein müssen. Hinter uns, in der Wacholderebene 2 Rudel mit starken, ebenfalls jüngeren Hirschen. Und in der Dichtung vor uns schreien noch zwei bis drei Hirsche, die wir noch ansehen wollen. Hier bin ich mal dem Ostwind dankbar. Hier an der

richtigen Stelle scheint eine Art Reunion zu sein. Sehr erfreulich, daß man da gerade hineingeplatzt ist.

Das Vorwärtspürschen zwischen den Wachholdern geht eigentlich ausgezeichnet, wenn man — wie gesagt — tief gebückt und ganz langsam mit gemessenen Bewegungen schleicht. Wir kommen bis auf etwa zweihundert Meter an den Rand der Dichtung und bleiben gut gedeckt stehen, als sich dort Betrieb entwickelt. „Donnerwetter“, sagt plötzlich der Jagdherr — „sieh mal den Hirschen!“ Mir fällt fast das Glas aus der Hand. „Ist der nicht noch stärker als der Tellerhirsch?“ — „Möglich, aber ganz bestimmt jünger!“ — Diese Diagnose gibt mein Glas jetzt auch. Will mal versuchen, Enden zu zählen. Das geht nur, wenn man mit dem Glas am Stock anstreicht. „Achtzehnder mindestens!“ — Der Jagdherr ist derselben Ansicht. Neun Enden können wir in der einen Stange bestimmt feststellen. — Langsam zieht das Wild wieder in die Dichtung, scheinbar ostwärts nach der anderen Seite. Der Achtzehnder röhrte fast pausenlos.

Vor uns erscheint jetzt eine Schneiderimung. Wir sind beide der Überzeugung, daß einer davon weg gehört. Ich habe keine rechte Lust, zu schießen. Zweihundert Meter, sehr dämmrig schon, gegen den Abendhimmel und massenhaft Wacholder dazwischen. Da geht der Jagdherr kurz entschlossen in Feuerstellung. Es knallt, und ich sehe eine Wirkung des 9,3-H.-Mantel-Geschosses, die ich noch nicht erlebt. Der Hirsch bricht im Feuer zusammen, wird wieder hoch und schleppt die Hinterläufe ferzengrade ausgestreckt hinter sich her, um nach etwa vierzig Schritt verendet zusammenzubrechen. Also — etwas hinten durchs Kreuz? — Nein! Mitten auf den Rippen! — Der Hirsch ist fünf Jahre alt, trägt zwar ganz schwache vierzehn Enden, ist aber doch ein ganz ausgesprochen schlechter, typischer Abschußhirsch. Wir freuen uns beide, richtig angesprochen zu haben.

Dieser Abend gab uns noch eine Biesterei. Wir hatten den zweiten Pürschgast abgeholt und rollten bei Stockeduster dem Jagdhaus, dem Abendbrot, dem Topf Bier und dem Schnaps zu — rumsch — Reifenpanne! Pjerunna! — Der Jagdherr meint, er könne das beheben, obwohl der greise Chrysler, der seine halbe Million Kilometer fehler- und reparaturlos gelaufen, noch abnehmbare

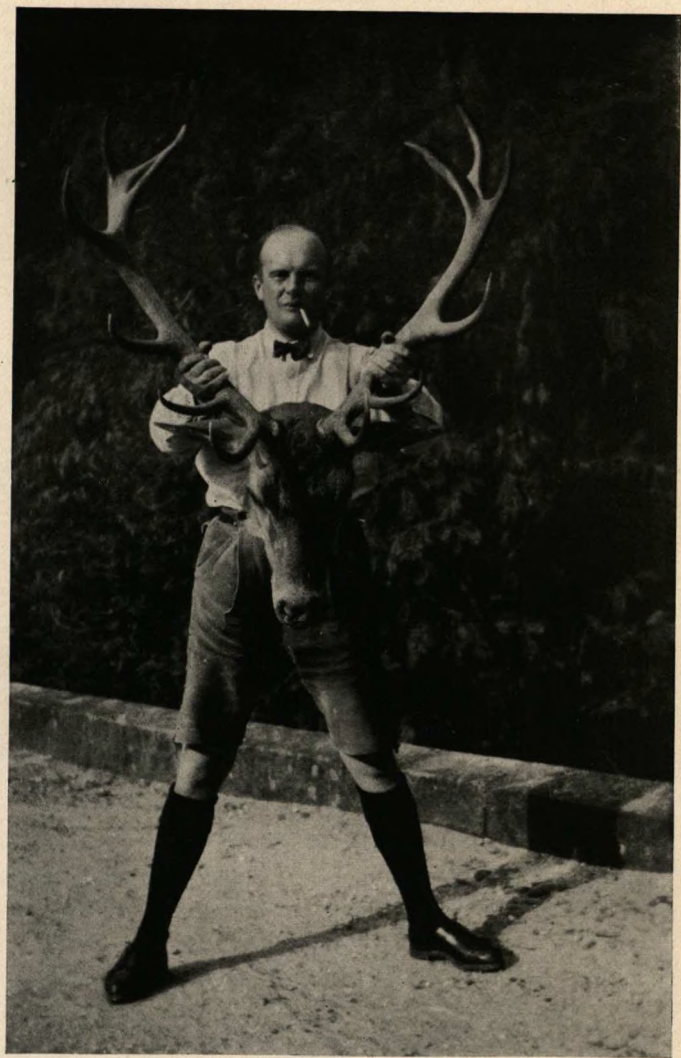
Felge hat. Es dauert sehr lange, bis der Wagenheber im Sande feststeht. Die neue Felge ist schon halb drauf, da gibt die Bestie doch nach — aus ist der Traum. Steine für einen soliden Unterbau gibt es in der sandigen Heide nicht. Ich bin persönlich seit langen Jahren der felsenfesten Überzeugung, daß die Konstrukteure aller Herren Länder, die sich mit den technischen Vorgängen des Reifenwechsels beschäftigen, ungeheuer viel Gehirnschmalz konsumiert haben, um die ausgeklügelte unpraktischsten Einrichtungen und Apparate herzustellen, die dem Kraftfahrer Kummer, Qual und Beschädigungen bringen könnten. „Marada“ — Kriegsrat. Der Jagdherr muß zur nächsten Försterei pintschern und von dort telefonisch Hilfe zitieren. OGD-Rufe, die ich mit dem Suchscheinwerfer gen Himmel morse, dürften höchstens von den Herrn Hirschen mißfällig aufgenommen worden sein. Wir beiden Gäste hocken nun am Wagen und erzählen uns was, lauschen dem gewaltigen Hirschkonzert, schönsten aller Symphonien, bis etwa gleichzeitig der Chauffeur mit dem zweiten Wagen vom Jagdhaus und der Jagdherr nach seinem Marathonlauf von der Försterei eintreffen. — —

Der nächste Morgen wäre irgendwo anders ereignisreich genug gewesen. Hier fiel er beinahe ab. Der Jagdherr und ich hatten schließlich einen Schützengraben bezogen, einen trockenen Abflußgraben, und erwarteten hier den Ansturm der Herren Hirsche, die mutmaßlich den großen östlichen Dickungen zustreben würden. Es erschienen dorer auch etliche, ein Rudel Wild mit den üblichen gierigen Beihirschen und schließlich die ehrsame Schneiderinnung. In anderen Jahren hätte man unter dieser Gesellschaft bestimmt mehrere Todeskandidaten entdeckt. Heuer murmelten wir nur in monotoner Folge und durchaus übereinstimmender Beurteilung: „Zukunft, Zukunft“ usw.

Am Nachmittag pilgern wir wieder zusammen der äußersten Dstrecke des Revieres zu. Da bin ich in den zehn Brunsten noch nie gewesen. Wir sehen durch einen Kulturzaun einen alten schlechtgestellten Boß, den der Jagdherr mit der dicken 9,3-Pille umlegt wie ein Kartenblatt. Dann müssen wir zwei solcher Zäune überfallen, um mit gutem Wind die Kanzel zu erreichen. Ich fand die Kletterpartie ebenso mühsam wie das Durchfräuchen durch ein Loch. Forstverwalter



Der „Tellerhirsch“



Mecklenburger Hirsch

W. macht einen Umgehungsmarsch, um zu beobachten. Sollte schon Wild draußen auf der Wiese sein, so kann es allerdings Wind von ihm kriegen — — um so besser. Dann zieht es nach aller Wahrscheinlichkeit bei uns vorbei. Na — man wird ja sehen!

Die Kanzel ist sehr hoch. Das Holz hat moosig-grüne Alterspatina. Ich bin etwas mißtrauisch. Hundert Kilogramm mit Rüstung und Gewaffen müssen die Sprossen tragen. Wenn die Kanzel zu Zeiten St. Huberti erbaut ist — dann?? — Mißtrauen gänzlich unbegründet. Kanzel tadellos. Zigarette — gemüthlicher Schwaz. Drunten auf der Fläche ein einsames Schmaltier — komisch! — Jetzt erscheint Wild, verhältnismäßig eilig. Aha — die haben von W. Wind bekommen! (Stimmte nebenbei.) Auf hundert bis hunderfünfzig Meter ziehen sie an der Kanzel vorbei wie eine Perlenkette. Das Leitthier verschwindet bereits im dichten Hochholz, als der Plaghirsch erscheint. — Junger Hirsch. — Er saust hin und her, die folgenden Beihirsche fernzuhalten. Kampftruf folgt auf Kampftruf. Vier bis fünf Beihirsche treten in die Arena. Es geht hin und her. Ein paar Stücke Wild sind zurückgeblieben. Der Plaghirsch hat „alle Schalen voll zu tun“. Das Ansprechen bei diesem Durcheinander ist nicht leicht. Zwei Abschlußhirsche machen wir aus. Ein Hirsch mit dünnem, sozusagen leerem Geweih und schlecht angedeuteten Kronen. Der andere ist ein sehr mäßiger Achter. Den ersten kann ich nicht frei kriegen. Sie sind schon ganz nah am Holz. Entschluß — es muß gehandelt werden! Also den Achter! Hoch angefaßt — peng! — liegt im Feuer. Noch hat er das Haupt hoch. Ein Fangschuß auf den Träger ist Erlösung. Wir baumen ab. W. erscheint quer über die Heide und fragt bloß, wo der zweite Hirsch läge? — Der Hirsch ist richtig geschossen. Dünner, hoffnungsloser Achter mit sogenannten „Hummerscheren“.

„Narada“ (Beratung). Jagdherr und W. ziehen mit dem abgedrehten Haupte los, um den Bock und das Auto zu holen. Ich erhalte die Erlaubnis, diesseits der Kulturzäune wandernd, zwischen einigen Dickungen hindurch die Gegend der großen Wiesen zu erreichen, wo wir einen Treffpunkt an einem Kreuzweg vereinbaren. Ruhiger Spaziergang ohne Ereignisse. Nur einige Häher rätschen. In der

Ferne röhren Hirsche. Weit gen Westen und Südwesten fällt je ein Schuß. Der andere Jagdgast und die Schwester des Jagdherren vermutlich.

Ich habe schlechten Wind. Nolens volens mache ich dadurch Wild in der letzten kleinen Dichtung hoch. Ich springe vor und sehe das Wild noch über eine kleine Wiese wechseln. Zweiundzwanzig Stück Wild und ein ganz kapitaler Bierzehnder. Den habe ich schon zweimal auf ganz weite Entfernung gesehen. Es ist der Hirsch, der vorgestern früh, als ich meinen ersten schoß, nicht den erwarteten Wechsel von den Wiesen her nahm, sondern ostwärts zog. Er ist nicht zu verkennen, obwohl er demnach seinen Standort geändert hat. Der wird in zwei Jahren schon hochkapital sein, jedenfalls reif. Höflich lüfte ich den Hut, als er mit majestätischem Schrei, Front zu mir, auf blanker sonnenüberglänzter Wiese steht. — Das Auto kommt. Wir machen noch eine kurze Pürsche, sehen einige Schneider, können aber bei sinkendem Licht nicht mehr genügend ansprechen. — Am gemeinsamen Treffpunkt wartet der Gast mit dem Haupt seines Hirschen, einem ungeraden Bierzehnder. Erlebnisse werden ausgetauscht, bis die Lichter des Jagdhauses zwischen den Kieferstämmen aufleuchten und nach den stolzen Klängen des Hirsch tot“ noch „Keh tot“ ertönt. — Raum sind wir im Haus, da klingt es schon wieder: ti — ta — — ta ti ta ta usw. Die junge Gräfin fährt vor mit dem ersten Bruch am Hut, mit ihrem ersten Hirschen, einem vom Wildmeister gut ausgesuchten alten Uchter!

Der letzte Tag bricht an. Ich habe mich schwer dazu durchgerungen, morgen zu fahren. Die nächsten Tage müssen eine Entscheidung bringen. Trotz allen gläubigen Vertrauens ist meine Ruhe hin. Trotzdem keine Nachricht meiner Frau oder der „zuständigen Behörde“ da ist, bin ich überzeugt, daß ich eiligst den grauen Rock aus dem Schranke holen muß. — Der Jagdherr und der Wildmeister begleiten mich in die „Knochenberge“. — Die Hirsche röhren, aber die schöne Musik entfernt sich noch vor Büchsenlicht ostwärts. Hügelab, hügelab, raschen Schrittes. Ich stelle taktische Erwägungen an über die Aussichten der „überholenden Verfolgung“. Die hat schon in meinen Kriegserlebnissen so manche Rolle gespielt, gewöhnlich negativ.

Anno 1914, in der Gegend von Coiffons, gab es die „Gruppe Vallabrègue“ oder so ähnlich. Das war eine Seitendeckung, die unserem Kavalleriekorps Aufenthalt und Kämpfe bereitete und der Armee Laurezac den Rückzug über die Marne frei hielt. Ein Trupp dämlicher Schneider wird also von mir die „Gruppe Vallabrègue“ gekauft. Saubande!

Gar keine Zeit, den wunderbaren Weitblick vom höchsten Kamm der Knochenberge zu genießen. Die „Gruppe Vallabrègue“ hat ihre Pflicht getan und verschwindet als sichernde Nachhut in einer Dichtung. „Kampfgeschrei und Loben und dumpfer Widerhall“. — Ein Schneider prescht in panischem Schrecken aus der Dichtung. — Noch einer! — Kampfruf dröhnt. — Der Plaghirsch kommt, der zornige Kaufbold. Ich sehe lange Stangen, lange, blitzende Kronenenden, vielleicht etwas dünn. „De n Hirsch meine ich“ sagt der Wildmeister. Ich bin erst erstaunt, aber jetzt fällt mir das gedrungene gebuckelte Haupt auf und der tiefe massige Körper. — Doch wie ein Schemen ist der Alte wieder in der Dichtung verschwunden. — Neues Getobe. Hundertfünfzig Meter weiter entfernt sprengt er schon wieder drei Schneider aus der Dichtung heraus. — Alter Käufer! — „Wir müssen näher ran“. Lauffschritt runter den Hügel, dann Zoll für Zoll, faßenhaft schleichend am Rande der Dichtung vor. Ununterbrochen röhrt der Hirsch. „Hier bleibt er nicht“ meint der Wildmeister, „er zieht nach Osten“. Mehr als einmal gehe ich in Anschlag, glaube ich zwischen den Stangen den dunklen Wildkörper auftauchen zu sehen. Soll ich den Ruf benutzen? Die altbewährte Muschel steckt in der Tasche. Im allgemeinen hat der Ruf hier nicht viel Zweck. Überall herum röhren die echten Hirsche und die können es viel besser und viel lauter! Der Wert des Rufes beruht hier mehr darin, daß man eine Störung „verschmiert“, daß man einem flüchtig losprasselnden Beihirsch oder einem Stück den Sprengruf nachschmettert und so das Rudel, das noch nichts gemerkt, beruhigt. Oder er dient dazu, einen trollenden Hirschen zum Verhoffen zu bringen. In diesem Falle darf aber nicht der Schütze rufen, sondern der Begleiter. So ähnlich ist es auch hier. Wenn ich rufe und die psychologisch richtigen Schimpfworte treffe, so kommt mir der Hirsch plötzlich auf den Hals, und es ist unmöglich,

dann erst in Anschlag zu gehen. Der Wildmeister wird sich einige Schritte entfernen und den Hirschen mit dem Ruf reizen. Gesagt — getan! — Aber — der Erfolg! — Der Alte hat anscheinend genug gebort. Ist auch viel verlangt für einen alten Herren am späten Morgen. Jetzt wären ein „Nickerchen“ und einige Halme Salat wahrscheinlich vorzuziehen. Aber eineinhalbe Stunde dauert der Zauber schon auf demselben Fleck. — — Dumpf, pikiert, gelangweilt gröhrend erscheint er plötzlich, noch von Wachholdern gedeckt. — Zweihundert Meter — es muß gut gehen! Da — der dreimal geschwängte Deubel soll es holen — ist ein dummer Beihirsch quer vor. Der Alte stößt ein Wutgebrüll aus und stürzt sich auf den Frechling. Ab geht die Post. Hundert — zweihundert — dreihundert Meter. Sie verschwinden hinter der nächsten Bodenwelle. Er wird ja zurückkommen! Da wird es klappen! — Verflucht und zugenäht. — Bedächtig und ich möchte sagen „altjungferlich“ schreitend erscheint das erste Tier. Zwei — drei — sechs — zehn — das ganze Rudel. Gemessen geht der Marsch in der Richtung, in der der Alte verschwunden. Der erscheint jetzt wieder auf der Bodenwelle. Mächtig steht das Gerweih gegen den Morgenhimmel. Er umkreist sein Rudel. Sie ziehen ganz langsam und ungestört durch die Wacholder. Dreihundert Meter, vielleicht etwas mehr? Die 7×64 würde es leisten. Ich habe schon erheblich weitere Gams damit geschossen, auch vor einigen Jahren hier eine Doublette auf zwei ganz schlechte Abschußhirsche zwischen dreihundertsechzig und dreihundertsiebzig Schritt. Aber einem Hochedlen trägt man die Kugel nicht auf solche Entfernung an. Das ist wenigstens meine Ansicht. Versuchen wir nochmal eine Umgehung. Vielleicht nehmen sie jene Dichtung ostwärts an? — Zurück — rüber über die Hügelkette, Gilmarsch. Es läuft sich gar nicht gut bergauf, bergab auf diesem sandigen Boden. Ich suche schon immer nach den Heidekrautflecken, die der Gummisohle besseren Halt geben als mahlender Sand. Mir wird warm. Der Wildmeister ist aus meinem Jahrgang. Aber er ist dürr wie ein Hering. Dem macht das nichts. Beneidenswert! Der Jagdherr ist ja noch jung. — — Geschafft! Wir haben die Dichtung. Kein Wild in der Nähe. Durch, an den anderen Rand! Vor uns auf achtzig Meter eine

Bodenwelle, dicht mit Wachholdern bestanden. Dahinter röhrt der Hirsch, der Stimme nach der gleiche. — Kauf! los! — Pjerunna! — Wir sind noch nicht halbwegs oben, da erscheint das Wild auf der Welle. — Aus ist der Traum, ab geht die Post den sicheren Dickungen des Ostens zu! — Hätten wir nur eine Minute gewartet! Ja — „hätt' ich“ — wie oft hat man das schon im Leben gesagt! Es soll Irrenhäuser geben, die eine „Hätt'-ich-Abteilung“ haben!!! —

Nun können wir „heeme machen“ wie der Schlesier sagt. Frühstück ist auch was Gutes, besonders nach solchem Marsch! „Die Pürsche in den Knochenbergen — die tut mir meine Knochen gerben!“ — Wir wandern. Hier habe ich vor drei Jahren einen mäßigen Abschußhirschen ganz rätselhaft gefehlt. Wird unverstänglich bleiben. War „die beherrzte Hirschbrunst 1935“. — — Da schreit noch ein Hirsch. Da ist ja Wild vor uns am Hange. „Der Ahtzehnender, den ich Herrn Grafen gemeldet habe. Aber Zukunftshirsch!“ meint der Wildmeister. — Down zwischen den Wachholdern, Gläser an den Kopf. Guter Anblick, aber schon ist er über den Hang und tobt da hinten rum. Das Wild ist nach rechts gezogen. Dahin haben wir Deckung. „Wollen ihn doch noch mal genau ansehen, sie scheinen an der Suhle zu sein“, meint der Jagdherr. — Es ist schon was Gutes um die Ortskunde. Der Wildmeister führt in einem mir unverständlichen Zickzack, plötzlich ohne jede Deckung quer durch eine tiefe Mulde. Dann vorsichtig einen Steilhang hinauf. Warum grade an der steilsten Stelle, denke ich? Da setzt vor uns gewaltiges Schreien und Toben ein. Wir sind oben, noch Hinterhang. Wir recken uns auf den Zehenspitzen, noch ein Schrittchen, jetzt können wir hinunter sehen in einen tiefen Kessel, in dem die Suhle liegt. Auf hundertfünfzig Meter vor uns tobt der Ahtzehnender mit Wild- und Beihirschen. — Trotz der späten Stunde — — es ist fast neun Uhr — — vollster Brunstbetrieb. Herrliches Bild: der gewaltige Hirsch. Wie die Lichter eines Weihnachtsbaumes leuchten die unzähligen Enden, die ebenmäßigen wunderbaren sechsfachen Kronen. Man muß schon allerhand Hirsche gesehen haben, um sich nicht blenden zu lassen, um zu erkennen, daß die Stangen, die so blankschwarz in der hohen Sonne leuchten, noch etwas dünn sind, um zu erfassen, daß dieser Hirsch den

Körperbau eines jugendlichen Athleten hat. — Ich schaue und schaue — und gönne dem anderen Wild keinen Blick. „Ganz alter Hirsch — bitte zu schießen“ raunt plötzlich der Jagdherr neben mir. „Was denn?“ — ich fahre rum — begreife und folge der Richtung seines Pürschglases. „Der Schwarze?“ — „Ja“ flüstert es. Die Büchse gleitet von der Schulter. Den hatte ich noch gar nicht gesehen. Mächtiger Körper, fast schwarze, sehr dichte Brunstmähne, wie man sie hier selten sieht. — Ohne Stoß wäre es ausgeschlossen. So brauche ich mich nur ein wenig zu recken. Eisenfest steht der Stoß, liegt die Büchse, durch die Hand von der ablenkenden Wirkung des Holzes isoliert. Aber — — — irgend einem alten gerissenen Tier müssen unsere drei „Birnen“ hier über dem gelben Graskamm des Hügels doch verdächtig vorgekommen sein. Das Wild kommt in Bewegung. Jetzt ist ein Stubben vor dem Hirsch, jetzt ein paar Stangen, jetzt trollt er! Jetzt schiebt sich irgend ein Wildkörper davor. — — Ihn nur nicht aus dem Glase verlieren!! — — Ein Wacholder — — die dunkle Brunstmähne erscheint. — — Das Fadenkreuz faßt rote Decke — — peng! — — Ich repetiere, lasse aber die Büchse sinken und nehme das Glas an den Kopf. Ich bin meiner Sache sicher. Etwas hinten vielleicht, aber schräg nach vorn auf die Rippen. Da tut Brennekes Patrone ganze Arbeit. Der Hirsch rast mitten ins Rudel. „Na, na, na!“ ruft der Wildmeister. Der Achtzehnder röhrte wie toll den Kampftruf. Der Hirsch wird kürzer. Er schwankt. Er prallt gegen einen jungen Beihirsch. Der macht hart, mitleidlos Front und schleudert den Todwunden zur Seite. — Resignation. — Er trennt sich vom Rudel. Noch einmal macht er Front. Da verschwindet in kraftvollen Fluchten all das, was ihm bisher Lebensinhalt, Lebenszweck, Lebensbejahung gewesen, die Welt, in der er einst Herrscher war, die Welt, um die er gekämpft, in die ein stärkerer Einzugs hielt, der ihn entthront. Er kann nicht mehr folgen, die Kräfte schwinden, ihm naht der Tod! — — Soll man traurig sein? Das Leben eines Kämpfers fand jähes Ende. Höhere Gewalt riß ihn, der noch des Waldkönigs Zier stolz getragen, aus dem Leben heraus, das den Zenit überschritten. — — Dröhnend bricht der Alte zusammen.

Müde sinkt das Haupt zur Erde, kein Läufeschlagen mehr. Friede! Stillter Ausgang!

Das Wild ist schon über die Höhe. Wie ein Standbild aus rotgoldener Bronze steht noch immer der Ahtzehnder. Ein langer, dröhnender, sieghafter Schrei. Majestätisch wendet er und zieht in der Aureole dieses flimmernden Herbstmorgens über rotblühende Heide dem Wilde nach — König in seinem Reich! —

Wir sitzen am Hirsch. Das ausgedrehte Haupt lehnt neben mir an einem Wacholder. Ungrad vierzehn Enden. Dieselbe Klasse wie meine beiden anderen. Dem Jagdherren und St. Huberto sei Dank! Ich habe mein Hütchen mit dem Auerhahnflaum auf den Knien. Am frischgrünen Kiefernbruch leuchten die Rubine der kleinen Schweißperlen, nachdem des Jagdherren Hand mit ihm den quellenden Einschuß gestreift. Der Wildmeister bricht den Hirschen auf. Wir rauchen, plaudern und schauen. Nach diesem Drama liegt kirchens stiller Frieden über dem Kessel. Die Heide blüht, es duftet nach Sonne, nach Wald und darüber liegt ganz fein der Geruch, den man nur einmal im Jahre empfindet, den nur Schwächlinge widerlich finden, die Brunstwitterung des Hirschen. — Ein Jubiläumshirsch. Ich rechne nach. Es ist der fünfundzwanzigste in diesem begnadeten Revier, im zehnten Jahre, in dem ich hier die Brunst erleben durfte. Der junge Jagdherr hier neben mir trägt Joppe und Hut, die sein Vater getragen. Auch die Büchse, die dort neben ihm lehnt, kenne ich länger denn ein Jahrzehnt. Nur einen neuen Lauf hat sie erhalten. — Zeiten kommen, Zeiten gehen. Eine Generation tritt ab, so wie der Hirsch hier vor mir. Die Jugend tritt in ihre Rechte. Hier werden noch andere nach mir sitzen, die der junge Jagdherr mit Passion und Sachkunde führen wird. Hier werden einst wieder alte Kiefern rauschen und die tausende von Eichen, die der Jagdherr hier überall einstuft, wo Boden und Feuchtigkeit es gestatten. Aber ich weiß, daß hier waidgerechte hohe Jagd regieren wird, daß die Traditionen meines Freundes und Altersgenossen hier weiter gepflegt werden, daß hier die Heimat sein wird des hochedlen Hirschen und der uralten, sehr gerechten deutschen Waidmannsbräuche. — — Schön ist der Zauber dieser Stunde! — — —

Am Abend haben wir dann noch eine Pürsch zu dritt gemacht. Der Jagdherr, seine Schwester und ich. Wir kamen auf dem bewußten Hang mit den Überhängern zwischen den Dickungen sehr nahe ans Wild heran. Ein wirklich sehr, sehr guter Vierzehnder regierte dort. Ein frisch abgekämpftes Kronenende leuchtete noch in schneeweißer Bruchfläche. Kein junger Hirsch. Vielleicht zehn Jahre. Aber das Geweih so voller Kraft und Schwung, daß man seine Freude haben kann. Er wird des längeren klassifiziert. Meine Diagnose geht dahin, daß er nie zu der Sonderklasse gehören wird wie der „Tellerhirsch“ oder die beiden Ahtzehnder, die wir gesehen. „Weißt Du, das wird ein Hirsch, mit dem Du mal einen bevorzugten Gast auszeichnen kannst. Deckenhoch möchte der springen!“ — „Du auch, wenn ich ihn Dir in ein bis zwei Jahren anbiete!“ — „Sicher — ich fange morgen an zu üben, werde mir ein Sprungseil kaufen.“ — Die Beihirsche sind ohne sonderliches Interesse. Wir wandern heim. Ich bin melancholisch. Ich habe diese Tage, in denen man nur den Hirschen leben durfte, ganz besonders genossen, bewußt genossen trotz all der elektrischen Spannung in der Atmosphäre. Warum nicht? Hätte ich unruhvoll zu Hause gesessen, so hätte ich am Ende mit der Einquartierung Schnaps trinken können. Aber meine Frau schaltet und waltet dort zwischen Flüchtlingen und Soldaten viel besser als ich. — Heute abend trinke ich einen zweiten und einen dritten Zitniac, eine Art polnischen Wodkas, auf das Wohl meines Jagdherrn. Morgen früh gehe ich nicht mehr raus. Sonst penne ich am Steuer ein. Vierhundert Kilometer ohne Ablösung auf einem Wagen, der noch nicht ausgefahren werden darf, und der leider kein Radio hat, das macht ohnehin müde. — —

In aller Eile zeigt mir der Jagdherr noch am anderen Morgen seine fabelhaften Saatkämpfe, die Kinderstube der ungeheueren Aufzuchtungen. Die liegen auf dem Wege zur Grenze. — Abschied, Dank und Waidmanns Heil!

Der polnische Schlagbaum fällt hinter mir. Die deutschen Zöllner, bei denen ich mein Geld hole, wissen nichts Neues. Ich rolle. Mittagspause, Zeitungen, Radio! Ernste Gesichter! Vergleiche mit jenen Tagen vor vierundzwanzig Jahren. Aber, wie gesagt: Mein

Vertrauen ist unerschütterlich. — — Endlos dehnen sich die Straßen. Wunderbar gut sind sie. Der Wagen läuft so leicht und glatt. Ich lasse ihn so schnell rollen, als ich verantworten kann. Es zieht mich heim. Hätte ich noch bleiben können? Wohl nicht zu verantworten? Was ich noch jagdlich erlebt und erlegt hätte — wer weiß? — — Die verfluchten Tschechen mit den unaussprechlichen Namen, die meist auf a—r—s usw. enden, der Deubel soll sie holen. Es ist und bleibt nun einmal so: „Immer haben die Tschechen mich geärgert!“ Das Jagdparadies V. in der Satra hat auch einem guten Freunde von mir gehört. Ich durfte dort so lange waidwerken, bis die unaussprechlichen Herren dort eingezogen sind und ein Hof-Jagdrevier draus machten, in dem sie und ihre guten Freunde, die zum Unterschiede auf Popowitsch oder so ähnlich lauten, die Büchse führen und hernach beim Jagdiner wahrscheinlich Pläne gegen Deutschland spinnen. Jäger sind die Herren auf wisch, witsch und — — man kann es nicht zweimal sagen, Sie wissen schon — — bestimmt nicht. Wirkliche Jäger sind im Grunde genommen überhaupt nur wir Deutschen. Die anderen sind doch mehr „Sportsmen“, „Schießer“ oder „Gelegenheits-Schützen“.

Breslau. Pause. — Der Portier im Hotel fragt mich, ausgerechnet mich, der ich aus Wald und Heide jenseits der Grenzen komme, nach der politischen Lage — Telefon mit „zu Haus“ nur „dringend“ möglich. Die zwei Mark siebänzig werden auch den Tschechen zur Last geschrieben, leider nur moralisch. Da ich erfahre, daß das Haus daheim voll Einquartierung, nehme ich noch Alkoholika mit. Am Ende ist ein Jäger dabei, mit dem ich die Brunsthirsche des Jahres 1938 tottrinken kann.

Der Abend dämmt, als ich heimkehre. Ich gehe zwischen Geweihen hindurch, die ich einst in jener Heide erbeutet. Erinnerungszauber schlägt die Brücke. Dort steht jetzt der Abendstern über den Hügeln, über Heide, Wacholdern und Birken. Zwischen den alten Kiefern leuchten des Jagdhauses Lichter über den See. Und jetzt, grade jetzt vielleicht jubelt das Horn durch die Herbstnacht:

„Hirsch — tot!“

Wasserwild

Wir haben eine neue Koppel angelegt. Sie umfaßt einen guten Theil des großen Karpfenteiches, auf dem ich als Junge meine ersten Enten geschossen habe. Der Gedanke stammt von mir selbst und nicht von meinen Beamten. Die Regungen der Jäger ordneten sich unter die wirtschaftlichen Erwägungen des Landwirts. Das Vieh steht im heißen Sommer gern bis zum Bauch im tiefen Wasser zwischen schattendem Schilf — solange notabene, als dieses nicht niedergetrampelt. Und die braven Horntiere treten all die verschilften, verwachsenen Fanden breit, die sonst bei ungestörtem Scharozertum die Wasserfläche immer mehr verengen. Schließlich war ich der Ansicht, daß der Stoffwechsel der milchspendenden Vegetarier dem Fischwasser mindestens ebenso viele Nährstoffe zuführt, wie die Abwässer menschlicher Niederlassungen, die den Nährgehalt des Teiches bedeutend anreichern. (Wie schön wissenschaftlich ausgedrückt — was?) Die letztere Erwägung naturgemäßen Kreislaufes gründet sich noch auf eine andere empirisch gewonnene Erkenntnis. Folgende: Früher pflegte die ländliche Bevölkerung ohne ärztliche Verordnung den Körper nur in vorsichtiger Dosierung mit Wasser in Berührung zu bringen. Das erfreuliche Streben nach Sonne, Licht, Luft, Gesundheit und allen Arten der Leibesübung wird nun allmählich Gemeingut des ganzen Volkes. Und damit ist der Wunsch nach dem Freibad entstanden. Was die kümmerliche Rinne unseres Flüsßchens nicht geben konnte, sucht man im Karpfenteiche, auch wenn es weiter unten die Qualitäten eines Moorbades aufweist, und in der Durchschnittstiefe kaum die Gürtelgegend zu nehen in der Lage ist. — Gegen diesen verständlichen Wunsch der Volksstimme konnte ich mich nicht wehren. Ich sah aber mit Sorgen dem Ergebnis meiner Karpfenzucht entgegen, als der Tagesmode folgend Jugend und selbst reiferes Alter in rauhen

Mengen — fast wannseeartig — die einst so stille Wasserfläche bevölkerte und durch munteres Plätschern und Quietschen die traditionelle Ruhe uralter bemooster Karpfengreise stören mußte.

Der Tag des Abfischens kam heran und — siehe da — der Zuwachs war besser als in den anderen Jahren.

Da haben wir nun das Fazit: Auf der Nordseite Badestrand, auf der einst so schilfigen Südseite Rindviehkoppel! Die „gloßgeängten Karpfen“ schmaßen vermutlich wohlgefällig, aber der alte grünköpfige Erpel sprach anscheinend zur Frau Gemahlin: „Mutter, das ist nicht für uns. Wir müssen an unsere Nachkommenschaft denken. Für die diesjährige Brutzeit nehmen wir uns eine stillere Sommerfrische!“ — Das hat er bestimmt gesagt, denn das munter schnatternde und — bei richtiger Zubereitung — so besonders wohl-schmeckende Volk ist abgewandert.

Die sonnenbrütende Nachmittagsstunde zwischen den Schilfinfeln und die heißgeliebte blaue Stunde, wenn der Antvogel über den Gerstenstoppeln als schwarze Silhouette gegen den rostfarbenen Abendhimmel streicht — — die muß ich nun irgendeiner anderen Beschäftigung zuführen. — Vor zwei Jahren, da war es noch sehr nett. In dem Haupttriebe konnte ich es mit einer Browning kaum erladen. Ein guter G.A.-Kamerad schoß mich obendrein „mitten in die Fresse“, weil er sich nicht klar gemacht hatte, daß Schrote, die schräg den Wasserspiegel treffen, im gleichen Winkel abprallend noch erhebliche Wirkung haben. Ein Korn steckt noch in der Backe, und ich kann es als Verlegenheitspiel mit der Zunge hin und her bewegen.

Bei Entenjagden bekommt man überhaupt gern und viel Schrot. Da „soll“ hier im Schlesierlande zur Väterzeit folgendes passiert sein: Ein Herr schießt auf eine viel zu niedrig über dem Schilf streichende Ente und begießt einen der Waidgenossen recht ausgiebig mit Nummer drei. — Der ruft bloß: „Bravo! — wer hat denn eben den Meisterschuß auf die weite Ente gemacht?“ — „Hier, ich!“ schreit der Übeltäter und hebt voll Stolz die Hand wie der Muster Schüler in der Klasse. — Krach, rumsch — da hat er die volle Ladung seines Dpfers in der Flosse — — aber direkt!!

Es gibt noch gute Entenjagden, überall dort, wo große Karpfenteiche sind. Aber aus fast allen Revieren hört man die gleiche Klage, daß die Enten immer weniger würden. Es ist nun einmal unumstößliche Tatsache, daß Kulturmaßnahmen sich höchst selten mit der Jagd vertragen.

Auf den Teichen wird das Schilf schon zu Beginn des Wachstums unter Wasser abgeschnitten. Wird das einige Male alljährlich wiederholt, so stirbt das Schilf allmählich ab und die nützliche Wasserfläche wird von Verschilfung freigehalten. Dann werden die Karpfen regelmäßig gefüttert. Gerade die stillen Winkel der Teiche werden dann regelmäßig mit Rähnen befahren. All das bringt Unruhe, mindert die Deckung und verleidet den im Grunde sehr scheuen Enten ihr Revier. Denn unsere Enten hier sind mit der Vetternschaft vom Berliner Landwehrkanal und vom Tiergarten nicht zu vergleichen.

Eine Reihe von Leuten hat mit Hochflugbrutenten angefangen. Die Erfolge sind im allgemeinen ausgezeichnet. Beim Grafen C. in L. (Niederschlesien) gibt es deren massenhaft auf einem kleinen Teiche. Sie ziehen auch die wilden Stockenten an. Wenn dann im November dort die Fasanenjagd stieg, so galt der erste Trieb diesen Enten. Man schlich auf die Stände, kein lautes Wort durfte gesprochen werden. Dann fiel auf der Gegenseite der Hebschuß. Im gleichen Moment ging ein ungeheures Geschnatter, ein brausendes Flügelrauschen los, dem das Trommelfeuer aus allen Rohren folgte. Grün, weiß, rostbraun, grau, stahlblau, in allen Farben schillerte die Entenwolke unter der hellen Herbstsonne gegen die Goldbronze der alten Eichen. Und mit schwerem dumpfen Schlag fielen die wohlgenährten Erpel, die sich erstaunlich schnell zu beträchtlicher Höhe emporgeschraubt hatten, auf den Wiesenteppich. In vielleicht zwei Minuten waren dreißig und mehr Enten zur Strecke. — Sehr guter Spaß. —

Auch bei Baron F. in B. gibt es einen solchen Trieb, aber auf ganz wilde Enten, darunter besonders viele kleine schnelle Krickenten. Hier wird die verbreiterte Stelle eines sonst schnell fließenden Flüsschens getrieben, was besonders nach dem ersten Frost erfolgreich, wenn die Teiche abgelassen und die stehenden Gewässer zugefroren. Man steht hinter hohen Pappeln oder Fichten, wie auf normalem Fasanenstand.

Plötzlich sind die „Antvögel“ da — sehr schnell. Da heißt es, sich in die Finger spucken. — Da die folgenden Fasanentriebe beiderseits des Flusses liegen, kommen während des ganzen Tages noch meist turmhoch streichende Enten zu Schuß. Im vorigen Jahre schossen wir auf dieser Fasanenjagd hundertachtzehn Enten. Es war großartig.

Aber — — wie gesagt, ich trauere um die guten Entenjagden, die wir früher Ende Juli bis Anfang August hatten. Es war so nett in dieser schönen Sommerszeit die Flinten in die Hand nehmen zu können, die seit Weihnachten feierten. Auf den großen Teichen Ober- und Niederschlesiens war die Strecke immer bunt. Stockente und all ihre vielen Abarten, die ich nicht kenne, mitunter andersfarbige nordische Enten, dann die kleinen Krickenten und die schwarzen Bläßenten. Dazu kamen als stolzeste Beute Gänse und vielleicht auch mal ein Reiher, schließlich Laucher und sonstige Wasservögel.

Man fuhr so still durch den Schilfwald auf schmalen Kanälen, über kleine Blanken. Leise platscherte und „gluckste“ das Wasser am Kahn, der vorsichtig gestaakt, nicht gerudert wurde. Dann rauschte es im Schilf, dann belebte sich die Luft mit pfeilschnell streichenden Vögeln. Eine wirkliche große Strecke — also über fünfzig Stück Wasserwild an einem Tage — habe ich persönlich nie geschossen. Zufall oder Pech? Aber wieviel Spaß habe ich gehabt. —

Bei einer solchen Entenjagd erlebte ich mal eine Sache, die ich gern den Damen erzähle, weil sie dann gewöhnlich „pfui!“ rufen und sich gruseln. Ich ging einmal auf ganz schmalen Brettersteg, ein Meter über dem Wasser durch das Schilf, um den mir zugeachten Stand, eine kleine Plattform, zu erreichen. Mein Fuß stöckte vor einem sich ringelnden Haufen. Hier fand anscheinend ein größeres Familienfest von Ringelnattern statt. Es waren wohl ein Duzend, die da verknäult in der Sonne lagen, Burschen darunter, die wohl mehr wie einen Meter hatten. Mit dem heldischen Mute wie St. Georg der Drachentöter attackierte ich die harmlos ungefährliche Gesellschaft, die sich nun nach allen Seiten ins Wasser ringelte und schlängelte. Kein schöner Anblick. Beruht es eigentlich auf der dunklen Rolle der Schlange im Paradies, daß dies ekle Gewürm uns so unsympathisch?

Das Schießen aus dem Rahn fällt mir ziemlich schwer. Im Stehen wackelt man und bangt um seine Existenz und im Sitzen ist man — besonders nach rechts — immer steif und schwingt nicht ordentlich mit. Hierzu eine kleine schießtechnische Frage. Meist wird Hasenschrot auf Enten verwendet. Dieser durchschlägt auf große Entfernungen auch nicht immer den öligen Federpanzer von Ente oder gar Gans — und deckt schlechter. Mehr wie ein Praktikus ist daher schon zu $2\frac{1}{2}$ Millimeter Schrot (Nr. 7) übergegangen, weil hier die bessere Deckung auf Kopf und Hals gewährleistet ist. Also den Schuß zwei Handbreiten mehr nach vor auf Kopf und Hals! Der von mir schon erwähnte Prinz Hans Ratibor hat seine unzähligen Gänse an der Donau meistens mit $2\frac{1}{2}$ -Millimeter-Schrot geschossen. Ich schoß einmal eine Gans auf siebenzig Schritt, die geflügelt in die Wiese herunterkam. Sie hatte als einzige erkennbare Verletzung den Schwingenknochen gebrochen. $2\frac{1}{2}$ Millimeter hatte also dazu genügt. Im übrigen schieße ich auch bei den Herbstjagden im Holz gern $2\frac{1}{2}$ Millimeter. Es deckt viel besser, und es bleiben sowieso genug Körner in Holz und Stauden stecken. Früher bekam man Schrot $2\frac{3}{4}$ Millimeter. Das war meine Patrone bis zu den Jagden auf Feldhasen und die ganz hohen, schweren Fasanen im Dezember, auf die ich mit Vorliebe $3\frac{1}{2}$ Millimeter schieße. — —

Eine der reizvollsten Wasserjagden ist eine Rahnstreife auf Bläßenten, die man auch Wasserhühner oder Zappen oder Ließen nennt. Diese Tiere speisen die ganz frommen Katholiken am Freitag. Irgendwelche alte Gourmets von alten Mönchen sollen herausgefunden haben, daß diese Vögel kaltblütig, also eigentlich Fische und damit Fastenspeise seien. — Auf Bläßenten habe ich schon in Oberschlesien, Lothringen und vor allem in Polen gejagt. Die Jagdart war die gleiche. Man streifte in langer Linie auf Rähnen über einen sich verengenden See bzw. Teich oder gegen eine Bucht. Vor einem flatterten die schwarzen Vögel dicht über dem Wasser, oder sie schwammen — immer geradeaus in Richtung des Treibens. Ab und zu kam eine zurückstreichende Ente oder ein neugierig über das Wasser spähernder Taucher zu Schuß. Schließlich ist die Wasserfläche vor einem mit schwarzen Punkten besät. — Sie fühlen sich eingeengt — und auf einmal haben

ſie das Retourbillet in der Taſche. — — Jetzt geht es los! Flugbild wie ein Birkhahn. Erſt kommen einzelne, dann zwei, drei, ſchließlich ganze Schwärme, ſie fliegen ziemlich ſchnell, und der Schuß aus dem wackligen Kahn iſt gar nicht ſo leicht. Iſt die Linie der Rähne nicht geſchloſſen, ſo geht es ſchief, denn die Tiere haben ein ganz erſtaunliches Augenmaß, mit dem ſie immer genau die Mitte zwiſchen zwei Rähnen halten. Ein paar Minuten dauert der Spuk — dann iſt es vorbei. Ich habe einmal ſiebenundfünzig Stück in ſolchem Triebe geſchoſſen. Die Läufe glühten. Aber Freunde von mir, die in demſelben polniſchen Revier des Grafen W. H. dieſe ſelten amüſante Jagd mitgemacht haben, brachten es in beſonders guten Jahren auf weit über hundert. In Mecklenburg hat man früher ähnliche Jagden gemacht, leider ohne mich.

Wo es genügend Bläſtenten gibt und wo Teich oder See geographiſch ſo beſchaffen, daß man einen ſich verengenden Trieb zuſtande bringt, ſollte man es verſuchen. Das Gelingen beruht auf der Taſache, daß die komiſchen ſchwarzen Vögel, die man ſonſt immer nur ſchwimmend ſieht, ſich erſt in der beengenden Gefahr zum Streichen entſchließen, aber — und das iſt der Wiß — nie über Land. Sie ſuchen die freie Waſſerfläche, aus der man ſie abgedrückt hat, unter allen Umſtänden wieder auf. Ich möchte glauben, daß allzu große Schilfkompexe den Erfolg ſtark beeinträchtigen könnten, weil ſie ſich dann wohl drücken würden. In jedem Falle muß man auch durch die ſchmalen Schilfstreifen am Ufer, parallel mit den Rähnen, Treiber gehen laſſen. Dieſe rüſtet man zweckmäßig mit langen Stangen aus, mit denen ſie auf das Waſſer klatschen, wie man das ja auch bei der Entenjagd häufig findet. — Dieſe Zappenjagd iſt — unabhängig von der Jahreszeit — ein guter und beſtimmt ſehr amüſanter Erſatz für Entenjagd. Zu irgendwas müſſen doch ſchließlich unſere zivilisierten Waſſerflächen da ſein. Vielleicht angelt die nächſte Generation. Sportliches Angeln mit der Fliege kenne ich leider nicht. Ich meinte biſher: Was iſt langweiliger als Angeln? — Beim Angeln zusehen!! —

„An der Bache stehn zwei Herren
 Mit zwei lange Stecke
 Alte Schuh und Stiebeln zerr'n
 Sie gemittlich aus dem Drecke!“ — —

Feberschrift: Der Angellsport.

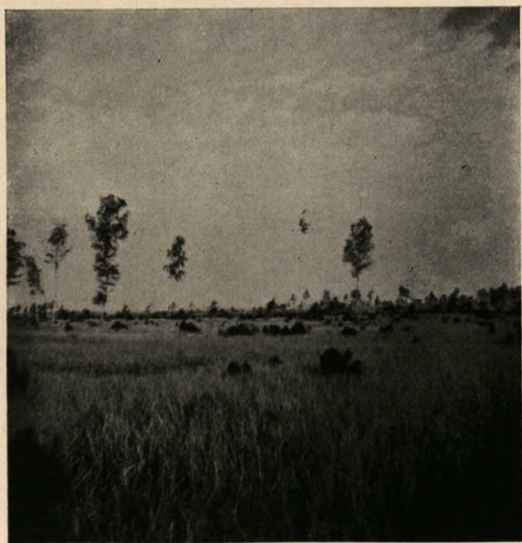
Wer auf der internationalen Jagdausstellung 1937 in Berlin gewesen ist, der wird sich des Dioramas in der ungarischen Abteilung erinnern. Es stellt den Gänseeinfall in der Hortobagy, der großen ungarischen Tiefebene dar. Das reizt mich ungeheuer. Ich habe es in mein Programm aufgenommen. Da muß ich noch mal hin. Natürlich ist man von dem Wetter so abhängig wie bei wenigen Jagdarten. Aber schließlich brauchen es ja nicht gleich hunderte von Gänsen zu sein, die man schießt. Ich habe einmal auf einer Weizenstoppel in Mecklenburg sechs Gänse an einem Abend geschossen und einen riesigen Spaß dabei gehabt. Zuerst schießt man immer zu früh, weil die Vögel zu weit sind, und man sich in der Stunde zwischen Tag und Nacht, in der ja bekanntlich überhaupt viel Unheil passiert, in den Entfernungen täuscht. Aber, wenn es dann glückt, wenn so ein Riesenvogel in der Luft kippt und mit gewaltigem Knall auf den Boden aufschlägt, das ist schon eine Sache. Nebenbei denke ich mir diese absolut flache Gegend mit dem unendlichen Horizont ebenso eigenartig wie reizvoll. Auch die Rokitnosümpfe, in denen ich während des Krieges gejagt, hatten diese weite Unendlichkeit. Aber hier war der Blick immer durch Bäume unterbrochen.

Übrigens waren die Rokitnosümpfe, die „Podlesie“, ein Paradies der Wasserjagd. Ornithologen wären begeistert gewesen über die Mannigfaltigkeit der Vogelwelt, die wir Laien nur mit den Augen des Jägers, aber nicht mit denen des Wissenschaftlers, also gar nicht gebührend, gewürdigt haben. Wir haben dort nicht viel Wasserjagd betrieben, weil wir keine Hunde hatten, und es zu schwer war, die Beute zu finden. Wild zu schießen, ohne es zur Strecke zu bringen, bleibt eine Schweinerei. — —

Lange Jahre hindurch war die Erlegung eines Reiheres sehnlicher Wunsch von mir. Oft sah man sie auf den heimischen Teichen voll



Jagdhaus Springesee



Die Wacholderebene



Brunfstrecke Jagdhaus Springesee

Würde stehen und Karpfenbabys in rauhen Mengen vertilgen. Immer mißglückte das Rankommen oder der Trieb auf die bekannt scheinenden Vögel. Einmal fand ich eine Raupe, auf der ich die Büchse auflegen konnte, und da glückte der Kugelschuß auf den geradezu lächerlich schmalen Gesellen. In Mecklenburg hatten wir einen Waldteich angelegt, dessen ansteigende Ufer mit uralten Eichen und Buchen bewachsen waren. Hier ärgerte der gesegnete Appetit einiger Reiher unseren Fischmeister besonders. An der Stelle, wo der Teich seinen Abfluß hatte, in einer schmalen Enge zwischen den Uferhügeln setzte ich mich an. Ein Jäger gab am anderen Ende einen Schuß ab, was ich erwartet, trat ein. Drei Reiher nahmen den bequemeren Weg und kamen mit ihren, ich möchte sagen: „lappigen“ Flügelschlägen senkrecht auf mich zu. Aus der Doppelflinte glückte die leichte Doublette nach vorn. Ich konnte sogar mit Nachladen noch den dritten fassen. Der aber kam schräg herunter in ein Dschungel voll hohem Rohr und Weiden, wo ihn auch der hervorragende Deutschkurzhaar „Waldo“ nicht gefunden hat.

Weit mehr Mühe hat mir die Erlegung meines einzigen wilden Schwanes gekostet. Stunden und Stunden habe ich im kalten Winter dort oben in Mecklenburg angeessen. Endlich kam ich auf dem Bauche zwischen Schilf übers Eis rutschend doch nah genug heran. Es war wohl immer noch reichlich weit für den kleinen Mannlicher. Der Schwan bekam die Kugel ganz kurz und strich im hohen Bogen über mich weg, Huberto sei Dank! — landwärts. Es war ein herrlicher Anblick, wie der riesige weiße Vogel mit weitklasternden Schwingen gegen den frühen rosaroten Morgenschimmer mit dem winterlich klaren Farbenspiel schwebte. Deutlich konnte ich das rote Siegel der Kugel mit dem Glase erkennen. Plötzlich geriet er ins Schwanken und kam in einer weiten Spirale herunter. Unweit eines Dorfes fand ich ihn auf dem Ufer liegend.

Ich glaube, daß Reiher und Schwan zur „hohen Jagd“ gehören. Ganz sicher bin ich nicht, aber sie sollten es. Meist fallen sie durch saubere Kugel — und meist sind sie verdient. — —

Neulich fuhr ich durch den Berliner Tiergarten auf der imposanten neuen Straße, an der überall noch Maschinengiganten rattern

und stampfen. Man fährt dort Tempo und muß gut aufpassen, weil manchmal wenig Luft zwischen seinen und meinen Kotflügeln. Plötzlich im Blickfeld — gut schußbar — ein Schoof Enten, mit langen Hälften Höhe gewinnend. Von irgendeinem Gewässer des Tiergartens mag sie irgendwer — ein Fox vielleicht — hoch gemacht haben. Und da war plötzlich die Sehnsucht in mir nach der im Sommer-Sonnen-gold blinkenden Wasserfläche, nach dem im Winde wehenden Schilf, nach dem leichten Spiel der Mücken auf der spiegelnden Flut, nach den gekrönten Taucherchen das sich draußen auf sanften Wellen wiegt, nach dem Ruf des Wasserhuhns im Rohr und nach dem spannenden Moment, wenn der Hebschuß dröhnt und die ersten Enten im rauschenden Flug über meinen Kahn hinwegziehen. Es ist schon was Schönes um die Wasserjagd!

Gamstreiben

Ich sitze nicht mehr daheim zwischen Wald und Wiesen, sondern in dem großen Häusermeer Berlin, an einem Schreibtisch, auf dem sich der Papierkrieg zu lieblichen Haufen ballt. Und wenn ich zum Fenster hinaussehe, so drängen sich Unter den Linden die Menschen, da sausen die Autos, und ich könnte höchstens Erwägungen darüber anstellen, wieviel ich vorhalten müßte, um dem oder jenem Luxuswagen, der mit beachtlichem Tempo auf der drübigen Seite der Linden entlang saust, eine Kugel „aufs Blatt“ zu setzen. Das ist absurd, aber doch am Ende eine verständliche Regung eines Jägers, der auch nebenbei passionierter Schütze ist. Wenn man einmal versucht, zu analysieren, worin eigentlich die Höhepunkte der Waidmannsfreuden liegen, so kristallisieren sich zwei Punkte heraus. Das ist einmal die Liebe zur Natur und zum Wild, das Beobachten des Wildes, all' die Freuden und Genugthuungen, die im Erfolge der Hege bestehen, der Genuß des schönen Bildes in der Natur, immer wechselnd, immer neu, immer freudespendend und erhebend. Der zweite Höhepunkt ist der Vorgang des Schusses. Gott sei Dank habe ich mir auf meine alten Tage das Jagdfieber noch nicht abgewöhnt, und es gibt genug Momente, wo ich vor dem schreienden Hirsch, dem balzenden Hahn oder dem Kapitalbock so von der Aufregung geschüttelt werde, daß ich am Pulsschlag des eigenen Herzens zu ersticken glaube. Aber dann kommt der Moment, wo man die Büchse hebt — da ist mit einemmal die Ruhe wieder da — und wenn dann das sichere Gefühl aufkommt: „Jetzt gehörst Du mir!“ so ist diese Vorfreude des Schusses vielleicht noch stärker als der beglückende Moment, in dem das Auge erkennt, daß der Schuß im Leben sitzt, daß nun die ersehnte Trophäe einem gehört. Es gibt genug Menschen, bei denen die Passion am Schuß in Schießertum ausartet; Menschen, die die Kugel nicht halten können, auch wenn die innere

Stimme warnt, daß die Trophäe der Kugel nicht wert sei. Das lehne ich natürlich ab. Ich glaube, in langen Jägerjahren bewiesen zu haben, daß ich oft genug die Büchse wieder absetzte, mit dem Wunsche: „Auf Wiedersehen in einem oder zwei Jahren“, und daß diese Enthaltensamkeit mir innere Befriedigung des Jägers gegeben hat. Trotzdem erkenne ich die Freude am Schuß restlos an. Bestünde sie nicht, so wären wir vielleicht nur Heger, Züchter oder Gärtner, aber nicht Jäger aus den Urinstinkten des wehrhaften Mannes heraus!

So ist vielleicht der verrückte Gedanke des Mitfahrens mit dem gerade da drüben tausenden Auto entschuldbar. Und wenn ich diesen Gedanken weiterspinnne, so komme ich zwangsläufig zum Schuß auf flüchtiges Wild, der doch immer der schwerste bleibt. Denn erst der ist wirklich ein guter Kugelschütze, der „seiner Kunst gewiß ist überall“, der nicht freudig überrascht den Erfolg eines Zufallstreffers bewundert und sich den unverdienten Bruch aufs Hütchen pflanzt, sondern der sagen kann, nachdem das Wild im dichten Holz verschwunden: „Die Kugel muß sitzen, vielleicht etwas weit hinten, aber sitzen tut sie!“

Auch ich gebe unumwunden zu, daß die Krone aller Jagd immer die Pürsch bleibt. Ich kann aber dem nicht zustimmen, wenn behauptet wird, daß Treiben auf Wild im Grunde genommen eine inferiore Jagdart ist, ein zweitklassiges Unternehmen, das eigentlich verboten werden müßte. Im Unterbewußtsein mancher Jäger scheint ein solcher Minderwertigkeitskomplex zu bestehen, und wenn wir die Spalten unserer Jagdzeitschriften durchblättern, so reiht sich Pürscherlebnis an Pürscherlebnis, aber kaum einer schildert die Freuden, Spannungen und Aufregungen, die mit waidgerechter Treibjagd verbunden sind. Ich will mir daher die Aufgabe setzen, über Treibjagden mit der Kugel ein wenig zu plaudern, und zwar über Treiben auf Gams.

Der Gamsjäger muß Naturfreund sein. Die Trophäe an sich, die im Grunde ziemlich gleichförmigen Krickeln, oder der Bart des Brunstbockes halten meines Erachtens nicht den Vergleich aus mit den individuell schönen Trophäen des Rot- oder Rehwildes. Wenn ich trotzdem der Jagd auf Gams unmittelbar den zweiten Platz hinter dem schreienden Hirsch einräume, so beruht das darin, daß jeder Gamsbock mehr oder weniger verdient ist, daß das ganze „Drum und Dran“ so

hoch zu werten ist, daß es alles andere ausgleicht. Dem Bergsteiger, Skiläufer und Gamsjäger enthüllt die Natur ihre wunderbarsten und geheimsten Schönheiten, die der „Masse Mensch“ unbekannt bleiben. Und wenn man Gelegenheit hat, dies edle wetterharte Wild mit unfassbarer Gewandtheit über Fels und Schroffen flüchten zu sehen, wenn plötzlich in menschenferner, winterlicher Hochgebirgspracht das kraftvolle Bild des schwarzzottigen Gamsbockes erscheint, wenn man sich klar macht, daß nur wenigen, grade von uns „ebenerdigen Menschen“, dieser Anblick vergönnt ist, so genießt man ihn doppelt und bewußt.

Ich habe das Glück gehabt, in Tirol, im Salzburgischen, in der Steiermark und in der Hohen Tatra zu jagen. Die Reviere waren verschieden. Fels, Eis, Gletscher, schroffe Wände und sanfte Hänge, Latschenfelder und geheimnisvoller Bergwald, wilde Gräben und flache grüne Matten, streng, gewaltig oder lieblich — schön, wunderschön war es überall. Und wer etwa glaubt, daß man diese Bilder nur auf einsamen Pürschgängen genießen könnte, der irrt. Mit die schönsten Momente, die ich auf der Gamsjagd verbracht habe, knüpfen sich an Stunden, in denen man in glücklicher Vorfrende auf dem Stande saß, immer wieder das herrliche Landschaftsbild in sich aufnahm und Überlegungen anstellte, wo sie wohl kommen würden. Die Anstrengungen des Aufstiegs, die vielen Schweißtropfen, die der untrainierte Körper auf steilem Steige tropfen läßt, sind vergessen und nichts schmeckt so gut, wie das einfache Frühstück aus dem Rucksack in der halben Stunde ehe der Hebschuß fällt.

Die Organisation eines Treibens auf Gams ist eine Generalstabsarbeit. Die Treiber müssen auf die Minute eingeteilt sein. Oft müssen sie schon vor Tau und Tag, ja mitunter am Abend zuvor aufsteigen, um mit dem erwachenden Tag ihre Plätze eingenommen zu haben. Der einmal rege gemachte Gams steigt gerne nach oben auf die Grate und Schroffen in die wilden Wände, er sucht den Wechsel ins Nachbarkar oder Tal, dahin, wohin man die Schützen, die keine Bergsteiger sind, einfach nicht hin bekommt. Da müssen die Treiber stehen, da müssen sie zusammenschließen, und lückenlos die Wechsel verlegen, wenn der Trieb auf die halbe Höhe oder „hinab“ gelingen soll. Das muß bis zum Hebschuß auf die Minute eingeteilt sein,

denn gewöhnlich hat jeder Treibertrupp einen anderen Anstieg. — Auch die Schützen müssen meist zeitig heraus, wenn auch der Trieb erst gegen Mittag beginnen soll. Unter Einwirkung der Sonne zieht nämlich der Wind „hinauf“, . . . also müssen die Stände eingenommen sein, solange der Wind noch „hinab“ steht.

Es gibt zwei Sorten von Ständen, die beide in ihrer Art gleich erfolgreich sein können. Da sind erst einmal die unteren Stände im Walde, innerhalb oder am Rande eines sogenannten Latschenfeldes, vorzugsweise an einem steilen Graben, der Latschen und Hochwald quert. Solche Stände sind oft die erfolgreichsten. Gerade hier zieht mit Vorliebe der alte heimliche Kapitalbock, der vorsichtig wie ein Fuchs geschlichen kommt. Und doch habe ich diese Stände weniger gern. Das große gewaltige Bergpanorama fehlt, die Aussicht ist zu gering, — und es kommt noch ein weiteres hinzu: das Ansprechen ist verdammt schwierig! Der Ausguck in die Lücken zwischen die Latschen durch hundertjährige Fichtenstämme hindurch oder über das schmale Geröllbett des Grabens ist minimal. Nur selten hört man Steine gehen. Plötzlich ist das Wild da, schiebt sich der dunkle Schatten des Gams in das Blickfeld. — — Bock oder Geiß? — — Beltgeiß oder Ritzeiß? — — Oft kommt es vor, daß das Ritze dem einzelnen starken Stück erst in großem Abstand folgt, — und da ist ein Unglück schnell geschehen! Und wenn man auch einen angeblich experten Eingeborenen am Stande hat, der einen als Träger begleitet, so kann man sich leider auch auf diese Spezialitäten in den seltensten Fällen verlassen. Auch den beutelt das Jagdfieber! „Starker Bock, schießens, schießens.“ — „Und wenn dann das Malheur passiert ist und der Fachmann Kopfschüttelnd allerhand Ausdrücke, wie ‚Leisi‘ oder ‚Himmel Herrgott Sakra‘ oder andere Kernsprüche brummt, so ist damit sein und mein, also unser beider Vergehen nicht gutgemacht. So kommt es, daß man nach der oder jener trüben Erfahrung eben doch das eine oder andere Stück durchläßt, das der Kugel wert gewesen wäre.

Hier sei eins eingeschaltet: Es wäre falsch, wenn man beim Treiben nur starke Böcke schießen wollte. Auch das Gamswild hat schwaches und schlechtes Zeug, das so oder so weg gehört. Bei der Pürsch in der Brunst käme man nicht dazu. Und wenn ein guter

Wildstand Treibjagden erlaubt, so ist grade eine Durchforstung in den verschiedenen Jahresklassen, speziell der Abschluß geringer Geltgeißen besser für die Hebung des Wildbestandes, als wenn die Schützen alles passieren lassen und sich nur auf wirklich starke Böcke beschränkten.

Da war — irgendwo — ein großes Original. Der Träger Sepp. Sein „Vorbefitzer“ hatte ihn an mich „weggelobt“. Schief und Krumm und betagt wie er war, konnte er nicht mehr als Treiber oder „Verhaber“ gehen, sondern war nur noch fähig, Gepäck und Waffen der Herren „Kavaliere“ auf den Stand zu schleppen. In seinem Gebräch prangte nur noch ein einziger dunkelbrauner „Wesbogen“. Um diesen herum zischte er seinen urheimischen Dialekt. Wenn er dann irgendeine Ortsbeschreibung über einen im Gewänd Kletternden Gams geben wollte, so bestand diese aus eigenartigen Vokalkombinationen, angeblich deutscher Sprache, die selbst mir, der ich viel mit Bergführern und Jägern gewandert bin, chinesisch klang. Da waren so Bezeichnungen wie — „Da“, „Ummi“, „aafi“ und „abbi“. Das „Wandl“ und die „Platten“ und die „Lärchen“ waren auch nicht immer klare geographisch eindeutige Begriffe, in einem Gelände, das aus Steinen und einzelnen Bäumen bestand. Und schließlich endeten diese lichtvollen Ausführungen meistens mit „Sickst' u net?“ — Dagegen hatte ich einige Male einen oberschlesischen Jäger mitgenommen. Der hatte mit meinem Zeißglas schon nach drei Tagen das Ansprechen raus und war mir, der ich gleich die Büchse an den Kopf nahm, mit seinen guten Augen und seiner Passion eine sehr wertvolle Hilfe.

Aber damit bin ich abgeschweift. Von den Ständen wollte ich ja sprechen. Die zweite Kategorie, der meine Liebe gehört, umfaßt die „Hochstände“. Nicht etwa in dem Sinne wie der „Hochsitz“ (Kanzel) der Ebene, sondern eben jene Stände, die über der Wald- und manchmal sogar über der Baumgrenze liegen. Diese Hochstände waren immer meine ganze Freude. Gewiß — es blieb viel Feist in Form verstärkter Transpiration auf dem Anstieg, — man schnaufte mitunter erheblich und blickte mit temporärem Neid auf die zurück, die sich, mitunter in mehrstündigem Abstand, bequem da drunten in Wald und Latschen verkrümelten, aber das Erlebnis droben machte alle

Miseren wieder gut. — Da war ein Stand im Gebiet der Hohen Tauern, der mir unergänglich bleiben wird. Auf der einen Seite standen wie gewaltige, von leichtem Neuschnee überzuckerte Pyramiden Großglockner und Wiesbachhorn gegen den tiefblauen Herbsthimmel. Auf der anderen Seite schimmerte in der Ferne die weißleuchtende Zackenwelt der Hochköniggruppe und des Steinernen Meeres. Schön war das, wunderschön! — Und immer auf diesen hohen Stränden war freie, weite Sicht in Kar und Wände, über Grate und Schroffen auf ferne einsame Latschenfelder, auf rauschendes, sprudelndes, stürzendes Wasser, auf steile Hänge überblüht von rotem Almenrausch, auf einsame, wetterzerfauste Zirben und Lärchen — — auf die große gewaltige Heimat des edlen Gams. — — In Gedanken sehe ich diese blauen, leuchtenden Weiten, im Ohr klingt mir das Rauschen der tausend Wasser und der melancholische Ruf der Kolkkraben, ich atme die herbstklare Bergluft, die wie Champus auf mich wirkt, und empfinde den ganzen Zauber der Bergwelt, dem ich, das Kind der ostelbischen Ebenen, seit jeher verfallen bin. — —

Am Hochstand braucht man nicht zu warten. Es ist kaum Zeit, einen Happen Frühstück zu nehmen und einen Becher Landwein herunterzukippen, gemischt mit dem herrlichen Wasser, daß der Sepp soeben von der letzten erreichbaren Wasserstelle mitgebracht hat. — Der Hebschuß erdröhnt, und schon sieht man ober den Wänden auf der Schneid die Treiber auftauchen. Das Knallen von uralten Reiterpistolen, die mit fürchterlichen Pulverladungen gestopft sind, ertönt und helles Tuschzen. Und mit neidvoller Bewunderung sieht man, wie die sehnigen Kerle, flink wie die Geißböck' an ihren meterlangen Stöcken die Wände herunter geturnt kommen.

Jetzt belebt sich die Landschaft. Hier ein Rudel Gams in voller Flucht. Dort sichert ein einzelnes starkes Stück mit schiefgehaltenem Grind wie ein Standbild auf einem Fels. Da schleicht ein anderes Stück vorsichtig wie ein Fuchs in Schlangenlinien durch schirmende Latschen und steile Platten. Es ist alles noch viel zu weit zum Schießen.

Ich habe inzwischen unsere beiden Bergstöcke vor mir zwischen Felsrizen und spärlichem Erdreich festgeklemmt, und beide an der

Kreuzungsstelle mit meinem Gewehrriemen fest zusammengebunden. So habe ich eine Auflage, von der aus ich, bequem auf meiner Felsplatte sitzend, einen sauberen Präzisionschuß auf weite Entfernungen machen kann.

Jetzt heißt es schauen! Einzelne Gams sind schon auf eine Entfernung von etwa vierhundert Meter schätzungsweise herum. Kommen sie näher, so sind sie zeitweilig überriegelt und gehen womöglich außer meiner Sicht bergauf oder bergab. Wenn sie mir zu nahe kommen und plötzlich aus dem Graben auftauchen, ist es auch ungünstig, es bleibt dann nicht genug Zeit zum Ansprechen und eine falsche Bewegung, ein plötzlicher Luftwirbel hat rasende Flucht unbedingt zur Folge. Also das Pürschglas mit der Büchse vertauscht, den Gams, den wir beratend ausgewählt, ins Fernrohr genommen und gewartet. . . . Ein Sprung bergab — ein kurzes Verhoffen — spitz — und jetzt ein, zwei kurze mühsame Fluchten seitwärts über steile Platten — jetzt schön breit — das Fadenkreuz faßt hart hinter dem Blatt — hoch an der Rückenlinie — peng! — Der gelbe Wildkörper überschlägt sich, rutscht, die Läufe nach oben über die Platten, fällt, bleibt hängen, noch ein Fall — Steine poltern rieselnd, während das Echo des Schusses verhallt. — Aus! Das Stück liegt still in schmaler Rinne. Durch das Glas sehe ich die rote Schweißspur, sehe das Haupt abwärts über eine Platte hängend und die schwarzen Kriekeln gegen das hellgraue Gestein. „Sepp — ich glaube, ich habe einen ganz einen guten Bock geschossen!“ — Sepp knurrt etwas, was „scho guat“ vielleicht auch „Waidmanns Heil!“ heißen kann, spuckt irgendein abgebissenes Stück seiner uralten Pfeife und einen dunkelbraunen Strahl in die Gegend und langt nach dem kleinen Fläschchen Enzian. —

Bei mir ist jetzt Ruhe, und ich beobachte die Gegend vor meinem Nachbarn, den ich selbst nicht sehen kann. Der scheint ein Stück sehr weit angeschweift zu haben und feuert nun in der Geschwindigkeit eines Maschinengewehres. Das wirkt sich für mich günstig aus, denn jetzt kommen Gams aus seiner Richtung den Graben herauf. — Jetzt sind sie verschwunden, ein starkes Stück war dabei, hoffentlich keine Ritzeiß! Da sind sie ja schon — es sind kaum hundert Meter — Ritzeiß!

geiß, Riß, Jährling, Pause — geringes Stück — dann anscheinend eine Geltgeiß — soll ich? Verflucht, es geht in ziemlich raschen Fluchten den steilen Rücken hinauf schräg an mir vorbei — — da — „Obacht!“ schreit der Cepp — — schon fast schwärzlich verfärbt, mit Andeutung des Bartes auf dem Rücken, lang und tief gebaut, — der Bock! — Er verhofft, äugt zurück, — schräg spitz von hinten faßt ihn das Blei — im Knall verendet! — Ich kann ihn nicht liegen sehen, er fiel in einen Riesenbusch von Alpenrausch. Roter Schweiß, rote Rosen!

Was soll ich weiter davon erzählen, was sonst noch alles passierte? Wie viele Gams habe ich in diesem seltenen Triebe gesehen? Wie viele ließ ich — selbst Mitpächter und somit Jagdherr — unbeschossen passieren? Ist gleichgültig! Ebenso wie der Fehlschuß dort über den Graben hinüber, für den es eigentlich keine Entschuldigung gibt. Stundenlang könnte man darüber plaudern. — Gesehen habe ich wohl immer etwas in diesen Trieben, auch wenn ich nicht zu Schuß kam. Auch zwei schwache Hirsche habe ich bei diesen Gelegenheiten zur Strecke gebracht. — Jeder Tag brachte neues Erleben. Und wenn man nach der streng eingehaltenen Schonfrist im übernächsten Jahr denselben Trieb wieder machte, da war es wieder ganz anders. Das ist ja das Schöne am Jagen, das Wunderbare in der großen freien Natur überhaupt, daß ein ewiger Wechsel regiert, daß immer wieder etwas Neues nie Erlebtes beglückt, daß die Vorfreude lockt und reizt, voller Geheimnisse herbversagend oder beseligend begnadend, farbig bunt und voller Spannungen wie die Märchen der Scheherezade.

Es wird behauptet, daß die Generationen, die vor uns hier auf Gams getrieben, ziemlich wahllos geschossen hätten. Wir haben auch unsere Schnitzer gemacht, wir mußten es auch erst lernen. Aber mit der Zeit wurden unsere Durchschnittsstrecken immer besser. Ich persönlich habe in den letzten zwei Jahren, die ich in dem Paradies der Hohen Tauern jagte, nur fünfzehn Gams geschossen. Davon waren dreizehn ausgesucht gute Böcke und zwei Geltgeißen, beides geringe Stücke, deren Erlegung bewußt hegerisch richtig war. Vielleicht war das Zufall, zum Teil darauf zurückzuführen, daß ich zumeist Hoch-

stände mit weiter, freier Sicht gelöst hatte. Aber auch die Strecken meiner fünf Jagdfreunde in jenen zwei Jahren konnten sich sehen lassen.

Wie war das ganze Drum und Dran schön in jenen Jagdwochen. Gewöhnlich Ende August. Wenn der Trieb zu Ende war und man die erlegten Gams markiert und den Treibern übergeben hatte, ging es im Hestempo den steilen Steig bergab. Einmal hatte ich damals ganz neumodische Schuhe mit Rubbersohlen mitgebracht, mit denen man auf dem Fels wie eine Fliege klettern konnte. Aber auf dem durch tausend Wasserrinnale immer nassem, glatten Steig war das Bergablaufen praktisch unmöglich. An manchen Stellen konnte ich mir nur damit helfen, daß ein Träger seinen Bergstock einstemmte, und ich an meinem gewaltigen Bergstock einfach gegen dieses Hindernis sprang, wobei ich gewöhnlich auf dem soliden Leder meiner „Kurzen“ beziehungsweise auf meinem ganz gut gepolsterten „Spiegel“ landete. Das erfolgte unter dem Freudegeheul der mit Gams beladenen Treiber, die diesen Promenadenweg herunterfausten wie auf Skiern, ohne überhaupt die Stöcke zu benutzen. Der Steig ging im Zickzack durch ein steiles Latschenfeld, und die unten bereits wartenden Jagdfreunde behaupteten, daß über diesen Latschen eine sichtbare Dunstwolke meiner sich verflüchtigenen Transpiration gewesen sei. — Ich bemerke, daß ich ansonsten, richtig beschuht, ganz gut steigen kann, namentlich da, wo schwer gehen ist, weil ich schwindelfrei und in meiner Jugend ein seriöser Bergsteiger gewesen bin.

Unten am Sammelplatz mußten alle warten bis der letzte herunter war. Das war Geseß. Hatte man einen unteren Stand, und ein Stückchen Wartezeit in Aussicht, so suchte man sich wohl ein Fleckerl, wo grade kein Riesenezemplar der „Ruhfladika Alpina“ flebte, legte den Kopf auf den Wettermantel oder ins herbduftende Berggras, blinzelte eine Weile in die sonnig blaue Welt hinein und pennte dann süß, müde und selig, bis die begeisterten Berichte eines Jagdgenossen, oder die Lachsalden der Treiber einen weckten.

Einmal habe ich innerhalb dieser Wartezeit sogar einen Gams geschossen, der sich am drübigen Hang eingestellt hatte. Ein Stückchen konnte ich ihn anpürschen, dann wäre er überriegelt gewesen. Ich mußte mich zu einem sehr weiten Schuß aus unbequemer Stellung ent-

schließen, alles angefehcht von mindestens einem Duzend Treiber und mehrerer Jäger. Mein ganzer sagenhafter Schützenruhm war in Gefahr! Es glückte aber! Auf den zweiten Schuß kam die Geltgeiß herunter. Sie hatte beide Kugeln, die erste etwas kurz. — —

Dann ging es an das Wiegen und Klassifizieren der Böcke. Es wurde richtig Strecke gelegt. Erst dann auf die Wagen. Früher waren das unbehagliche Marterpfähle, die von dicken Pinzgauern sehr langsam fortbewegt wurden, in den letzten Jahren, nach Reparatur einer Brücke, konnten wir sogar teilweise unsere Autos benützen, die uns schnell der harrenden Bequemlichkeit unseres gemütlichen alten Dorfgasthauses zutrug.

Dann Gummivanne, heißes Wasser — — das Jägerzimmer im Schmuck von Tannengrün und Latschen und Edelweiß rief und die Herrlichkeiten österreichischer Küche: Knödelsuppen und Forellen, die mittags noch im Bergbach geschwommen, Backhähnel und Palatschinken — oh Wonne — nur keinen Gamsbraten! Und — sage und schreibe: eiskalten Kullerpfirsich aus großen Töpfen — — köstlich war's.

Und dann ging es wohl hinunter in die Wirtsstube oder Küche, zu den Bauern, den Jägern oder den Treibern, zu Bier, Zitherklang und Gesang, zu einem „Steirischen“ oder zum „Platteln“ — — letzteres nur als Zuschauer, denn das muß man von Jugend gelernt haben. Was sind wir da vergnügt gewesen, was haben wir gelacht und gebechert — — und was für eine Stimmung dabei! Draußen standen groß und weiß die Riesenberge gegen das Tiefblau des Nachthimmels, die Sterne flimmerten, die Brunnen rauschten. Die Zither klang. Buben und Mädels sangen. — — „Almenrausch, Almenrausch blüht so schön rot!“ — — —

Gräßlichen Unsinn haben wir gemacht. Einmal war unser Jagdvorstand, sonst gewiß kein Spielverderber, allzu frühzeitig — — nach unserer Auffassung — — in seinen Bau eingeschloßt. Unter Vorantritt der alkoholisch falsch blasenden Dorfstapelle und mehrerer ad hoc zu diesem Dienstgrad beförderter „Ehrenjungfrauen“, zogen wir in sein Gemach und legten ihm den stocksteif betrunkenen Nacht-

wächter, dem ein frisch abgeschlagenes Gamskrickel vor die Stirn gebunden war, ins Bett!

Ein anderer Jagdgast konnte keine Ruhe finden, weil sein Bettzeug verschwunden war. Am anderen Morgen fand er es hoch droben in den Felsen auf seinem Stande wieder. In unserer Güte wollten wir ihm doch Gelegenheit geben, die versäumte Nachtruhe nachzuholen.

Stundenlang könnte man solche Witze und Streiche wiedergeben. Ziehen wir den wohlthätigen Schleier des Vergessens darüber — — es ist vielleicht besser. — — Das alles in Parenthese — — was hat es im Grunde mit dem fröhlichen „Gejaid“ zu tun — — oder vielleicht doch? — — —

Stilles, liebes, fernes, einsames Hochtal, abseits von den großen Touristenwegen. Von Vätern oder Freunden überkommene Tradition aus siebzig Jahren, freundschaftlich verbunden mit dem ganzen Dorfe. Sorglos, heitere Lage, Freunden des Jägers und Naturfreundes — — unbeschwerte Zeiten einmal im Jahr. Nur — — irgendwie spuckt der Teufel ja doch immer in die Suppe — — arg teuer war es. Den Generationen vor uns hatte das nichts ausgemacht — der Mehrzahl von uns wurde es immer schwerer in jenen Jahren, da der Weltpleitegeier seine stinkigen Schwingen und sein heiseres Gekrächze auf Handel, Wandel und Landwirtschaft, auf unsere ganze deutsche Heimat ausdehnte. So konnten wir unser Bergparadies nicht mehr halten, mußten nach rund siebzig Jahren unseren Verein liquidieren, unseren Eigenbesitz für ein Butterbrot verschleudern und — — verzichten! — — Warum eigentlich mit dem schmutzigen Stock in Wunden wühlen? Soll ich mich lieber darauf beschränken, von den herrlichen Jagderlebnissen zu plaudern? Ich habe den Schluß absichtlich erwähnt, weil er grundlegend ist. Ich fürchte, daß die Zeit, wo man so große Jagden halten kann, die derartig große Hochtriebe mit fünfzig bis sechzig Treibern ermöglichen und damit gute Strecken garantieren, ein für allemal vorbei ist. Die Masse der deutschen Jäger wird sich darauf beschränken müssen, den Abschuß des einen oder des anderen Gamsbockes zu erwerben oder ein kleines Revier äußerstenfalls zu pachten. Für beides kommt nur die Pürsch in Frage. Das ist an sich kein Fehler, denn sie bleibt selbst-

verständlich die Krone der Jagd. Auch wir hatten Pürschgelegenheit genug, auf den Brunsthirsch, den Bartbock im Novemberschnee und schließlich im Mai auf den großen Hahn. — Aber deswegen möchte ich die Erinnerungen an unsere großen Treibjagden nicht missen. — Wenn es mir gelungen ist, mit einigen skizzenhaften Strichen die Freuden dieser Jagden zu schildern, so werden vielleicht auch die mir zustimmen, die nur die Pürsch kennen. — Hand aufs Herz — — wer von uns macht keinen Freudensprung, wenn die Jagdeinladung auf den Tisch flattert, die ihn zum Treiben im winterlich verschneiten norddeutschen Wald ruft auf Gauen und Wild.

Die Schneerinne

Die Silvrettagruppe liegt in dem Winkel zwischen Vorarlberg, der Schweiz und dem Großstaat Lichtenstein. Als ich dort war — vor bald dreißig Jahren, war das noch eine wilde Gegend. Heute müßte das eigentlich schon erheblich von der Kultur beleckt sein, denn die Lichtensteiner Hauptstadt, Vaduz, beherbergt angeblich neben etwa tausend Originaleinwohnern weit über tausend internationale „Holding Companys“ und etwa ebensoviele Einzelmillionäre, die allerdings den gesegneten Boden bestenfalls zur Ableistung des Treueides an den geliebten Landesherren einmal betreten haben. Damals machte die Konjunktur noch keine solchen Sprünge. Dafür wanderten wir drei junge Studenten mit zwei Bergführern aus der Fusch im Glocknergebiet schon wochenlang von dem bayrischen Allgäu über Gipfel und Gipfel gen Süden mit dem Endziel, über die Berninagruppe und das Veltlin ins sonnige Oberitalien vorzustoßen.

Die Silvretta ist herrlich, gewaltige Bergriesen, einsam wilde Hochtäler, leuchtendes, ewiges Eis.

Mitten drin erhebt sich ein Felskloß kühn wie eine jener roten Dolomitnadeln, in senkrechten Wänden schwarzschimmernden Urgesteins — der „Großflizner“. Ich habe mir sagen lassen, daß er zu den ganz schweren, sehr exponierten Touren gehört, nur vergleichbar mit den Dajoletttürmen oder der Kleinen Zinne aus dem Wunderland der Dolomiten.

Wir sitzen auf einem Joch. Vor uns türmt sich in ungehenerer Steilheit, wie ein mittelalterlicher Wehrturm gigantischen Ausmaßes, der Großflizner. Den Gipfel, der oben hoch in reinem dünnen Äther von über dreitausend Meter Höhe liegen muß, können wir nicht sehen, allzu senkrecht schießen die Wände vor unsempor. Ver-

messen scheint der Wille, diese Riesenfestung eines gewaltigen Berggeistes bezwingen zu wollen. — — —

Wir legen alles Gepäck ab, leeren die Taschen und vertauschen die schweren Bergschuhe mit den leichten bastsohligen Kletterschuhen aus Segeltuch. Auch die Eispickel bleiben zurück, und nur mit ein paar Seilen bewaffnet, attackieren wir den himmelhohen Kirchturm vor uns.

Ich will und kann auch keine Beschreibungen dieser akrobatischen Kraxelei geben — die Eintragungen in meinem Tagebuch sind von lakonischer Kürze. — — Schließlich hocken wir eng zusammen auf dem winzigen Gipfelplateau am Steinmann und schauen hinaus in den blaugoldenen Spätsommernorgen — ringsum Luft, Luft. Tief, tief unten zwischen unseren Füßen felsige Klare und ringsumher strahlen in allen Farben eis- und felsumpanzert: Alpine Majestäten.

Auf der anderen Seite herunter — traversieren nennt man das —. Eine Stelle ist ecklig. Enger, senkrechter Kamin — am Ausgang eine schmale abschüssige Platte. Von hier aus muß abgeseilt werden. Ein Führer verschwindet als erster, nimmt ein zweites Seil mit, sozusagen als Geländer. Dann kommt es an mich. Einen Moment schwebe ich frei. Die Wand hängt über. Erst viele, viele hundert Metert unten sehe ich zwischen den Füßen Felstrümmer blinken. Doch das „Geländerseil“ führt mich sicher, ohne daß ich zu pendeln brauche zu dem fußbreiten Band in der Wand unter dem Überhang.

Am Ende ist die oder jene Stelle, die nun kommt, schwerer, stellt ungleich größere Anforderungen an Kraft und Gelenkigkeit — aber, man hat Hand und Fuß am Fels verkrampft und ist nicht nur der Treue von ein paar Fasern Manilahanf mit Seide überlassen, wie bei jener Abseilstelle.

Wir erreichen das Joch zwischen Großligner und Seehorn, nehmen noch den Gipfel des Seehorns mit und suchen nun nach links abwärts, die ungeheueren Wände querend, wieder jenem ersten Joch, unter dem Gipfelmassiv des Ligners hindurch, zuzustreben, wo unser Gepäck und unsere Ausrüstung lagert.



Der Oberjäger



Park-Teich in Sereahn

Die Kletterei ist viel, viel schwerer, als wir geglaubt hatten. Stunden vergehen. Länger werden die Schatten des Nachmittags. Immer wieder heißt es: Halt! Einer der beiden Führer klettert, gut am Seil gesichert, vor. — — „Da geht's net, — probiern mer's weiter links.“ — Neuer Versuch, feuchendes Klettern, figliches Abseilen — Wandstufen — Bänder — Kamine — Risse — exponierter Quer- gang — schräge, abschüssige naßfeuchte Platten. — — „Wenn wir das große Schneefeld dort drunten haben, haben wir gewonnen.“ — Ich liege auf dem Band, mich weit vorbeugend und schaue hinunter. So kann ich das Schneefeld sehen. Es scheint gar nicht mehr so weit zu sein. — — „Hurrah — die Schneerinne führt hinunter. Die ist ja ganz flach, gar nicht steil.“ — „Da fahren wir ab.“ — Abfahren, schnellste, lustigste Bergabbewegung, die es gibt. Man geht in die Hocke, stellt die Füße parallel, Eispickel rückwärts als Bremse eingestemmt, so etwa wie Skiläufer. — Ja — wenn wir Bergschuhe und Eispickel hätten! Nach kurzer Beratung Entschluß. Wir sind zwei Seilmannschaften, Freund B. und ich mit dem Führer D., Freund W. mit dem Führer A. Wir drei wollen es probieren, und zwar angeseilt. Zünftige Skiläufer von heute werden vielleicht den Kopf schütteln. Damals hatte noch keiner von uns fünf jemals auf Skiern gestanden. — — Also — ab geht's, Reihenfolge B. — ich — D. — Die ersten paar Meter gleiten wir im sonnenwarmen Schnee auf unseren Bastsohlen in der ganz tiefen Hocke ganz gut. Dann gibt es den ersten Ruck ins Seil. Gleichzeitig etwa verlieren B. und ich das Gleichgewicht und kommen zum Sitzen. D. hält sich noch eine Weile auf den Füßen, dann rodelt auch er auf dem Hosensboden. Dicht hintereinander, fast wie auf einem Bob, sausen wir in der schmalen und schmaler werdenden Schneerinne, vergeblich mit Hacken, Ellbogen, Behen und Fingern zu bremsen versuchend. D. hinten stößt dumpfe Flüche in urpinsgäuischem Dialekt aus, und allmählich sträubt sich jedem von uns das feuchtgewordene Haar unter der Klettermütze. Wir sind wehrlos. Wir sausen bergab in einer glatten immer steiler werdenden Rinne zwischen Platten, an denen kein Halt zu finden ist. Das ist Absturz — ebenso, als wenn man in steiler Eiswand den Halt verliert oder von einer Lawine gefaßt wird. — Der weiße Tod!

— Was kommt? Unten eine Wandstufe — ein Riß — eine Randspalte? Ein Fall — aus! — Verfluchter großspuriger Leichtsinn! — Zu spät! — — — Die Rinne flacht ab — ein Felsblock stemmt sich in der Mitte uns entgegen — die Fahrt brems ab. Wir fassen Fels — wir stehen — wenige Meter weiter fällt die Wand senkrecht ins Bodenlose — und über dieser Wandstufe steht steil und schmal wie die Regenrinne eines gothischen Kirchendaches — — unsere Schneerinne.

Das verlorene Fernrohr

Gestern ist es passiert — — —

Endlich hat es den Zurückgesetzten von der „Quitschelle“ erwischt. Der Schuß war auch sauber, auf den Handteller sozusagen, im Ziehen ins dichte Zeug einer Kultur hinein. Befriedigt hänge ich die „Halger zweihundertvierundvierzig“ über den Buckel. Der Förster meint, ich käme nicht über den Torfkanal herüber, ich solle mit dem Auto herumfahren und ihn am Bock treffen. Wir sind etwa gleichaltrig. Beschämend für mich, daß er sich zutraut, was für mich zu schwierig. Immerhin — ich wanderte in Richtung Auto. Er kam aber wegen des hohen Wassers auch nicht herüber und erreichte mich unterwegs. Ich hatte das Auto erreicht, die Büchse, wie ich glaube, noch außer der Greener-Sicherung mit dem Flügel gesichert und dann die „Puffnowka“ nebst StocK hinten in den Wagen verstaut.

Wir fahren also auf einem öffentlichen Wege bis auf etwa hundert Meter von der Stelle, wo der Bock liegen muß. Ich verschließe den Karren, obwohl der Förster meint, es sei nicht nötig. Wir holen den Bock, lüften ihn nur, verstaunen ihn und beschließen, noch nach einer entfernten Stelle auf einen „Sagenbock“ zu fahren.

Der Weg führt durch allerhand Löcher, und der Dpel hüpfst. Wir sind an Ort und Stelle, noch fünf bis zehn Minuten Büchsenlicht. Ich greife zum Pusterrohr und konstatiere, daß das Fernrohr fehlt! Gutes „Zielbier“ mit Abkommen Prinz Reuß. — Pjerunna! — Wagen abgesehen. Nichts!

— „Also — auf dem Wege zwischen Bock und Auto!“ — meint der Förster.

— „Ausgeschlossen“ meine ich. — „Ich habe doch erst am Wagen gesichert, da hätte ich doch merken müssen, daß das Fernrohr fehlt.“ — ??? — „Vielleicht beim Einsteigen.“ — „Hinfahren!“ —

Stoßdunkel, Löcher, Wasserfluten, Wurzeln usw. — — Schritt für Schritt im Scheinwerferlicht — — natürlich nichts. — Er meint, er würde morgen früh nachsehen, vor allem auch auf dem Pürschsteig im Holz, von wo ich geschossen. Ich bin kriminell eingestellt. Ich meine, daß ich Büchse mit Fernrohr im Opel verstaub hätte. Wir leben hier in einer Gegend, wo heute noch gern gewilddiebt wird. Die Väter der Anwohner des Waldes haben dies ehrsame Gewerbe sehr fleißig geübt. Außerdem ist es nach altpolnischem Sprichwort keine Sünde, den Pfarrer, den Grafen oder den Juden zu bestehlen!! Sic! So ist ein leichter Mundraub nicht allzu ernst zu bewerten. Mitunter allerdings schlägt einem der Freibeuter auch das Gewissen, vermutlich auf Grund der Beichte. Da kommt dann eine anonyme Postanweisung. Vor zwei Jahren bekam ich die letzte. Sie lautete auf zwanzig Mark und enthielt die folgenden Worte: „Hier gestollene Karpfen von Fraunteich.“

— Also — warum sollte der harmlose Wanderer nicht? In Berlin hat man auch einem Freunde von mir Kenglas und neuen Mantel aus seinem „zu' en“ Wagen geklaut. Die Leute aber werden doch hier auch fortschrittlich, und warum sollte hier nicht einer einen Opelschlüssel haben. Daß er nur das Fernrohr genommen und nicht die Büchse, sei kein Gegenbeweis. Ersteres könne man in die Tasche stecken, letzteres nicht. — Also — verdächtigte ich meine guten Landsleute, sprach's und fuhr wütend heim. Und weil ich verabshämt hatte, für das Kaltstellen von neuem siebenunddreißiger Mosel zu sorgen, auf den ich sehr scharf und neugierig, trank ich Mineralwasser, was meine Laune auch nicht besserte.

Am nächsten Morgen lag, wie zu erwarten, die Meldung vor, daß die Nachsuche ergebnislos verlaufen. Auf alle Fälle soll eine Fundprämie ausgesetzt werden.

Inzwischen hatte sich folgendes ergeben: Ein jüngerer Heger, der hier eingeboren und alle Leute kennt, hatte nach dem zum Abschluß gemeldeten Bock sehen wollen. Er hört den Schuß und kommt in die Nähe des Kreuzweges, wo mein Wagen gestanden hatte. Er sieht grade noch das Auto wegfahren. Während er noch im Anmarsch,

sieht er einen Radfahrer aus dem nächsten Dorfe. Der steigt plötzlich vom Rad, geht zwei Schritt zurück und hebt etwas auf.

Dieser Vorgang ward dem Heger erinnerlich, als er nächsten Tages von meinem Verlust hörte. Schnell auf das Rad, ins Dorf. Der X ist auch wirklich zu Haus, weil es fürchterlich regnet. Und er hat — faktisch — das Fernrohr! — Was er habe damit machen wollen? — Nu, er habe nicht gewußt, was das für eine komische Röhre sei, sie müsse wohl dem Fleischbeschauer gehören! Da habe er sie gelegentlich nach Friedland tragen wollen. — Na — und wenn es dem nicht gehörte? — Na, dann hätte er es dem Förster gebracht! — brav, brav!

Ich fälle das salomonische Urteil: Die beabsichtigte Fundprämie wird geteilt zwischen dem Heger und dem wirklich ehrlichen Finder. Ich schäme mich meines schwarzen Verdachtes und denke über die technischen Vorgänge nach. Zerstreut wie ein Professor bin ich sonst nicht. Und auch die Folgeerscheinungen des „marasmus senilis“ sind im allgemeinen noch nicht allzu spürbar. Ich habe also unterm Fernrohre gesichert!! Beweiskräftig? — Habe ich dabei die gelockerte Gehröhre angestoßen, daß sie bei der Verlademanipulation neben den Karren fiel? Wie kann sich das Ding so lockern? Wenn es nicht richtig eingeklemmt war, hätte ich den Bock nicht treffen können! — Also — irgendwie bleibt es auf mir hängen! Entweder habe ich den Bock moralisch vorbeigedonnert oder ich hinterlasse bereits sichtbare Kalkspuren? — Pjerunna!

Kebhühner

Spätsommerzeit. Sengende Hitze. Seit Wochen kaum ein Tropfen Regen. Der Landwirt ist bekanntlich nie zufrieden. Eigentlich sollte man dankbar sein, daß man die herrliche Ernte so gut und schnell unter Dach und Fach bringen konnte — aber jetzt jammert man schon wieder über Rüben, Kartoffeln und Futter, die so dringend das labende Himmelsnaß brauchen. — Meine Jägerei kommt zurück. Die diversen Herren Hunde schmeißen sich in die nächsten Ecken, hecheln und sind total fertig. Und die Männer selbst gelüftet es nach einem Trunk. Hühnersuche nennt man das Ganze. Wir schreiben Mitte August. In vierzehn Tagen geht es los, beginnt die ach so geliebte Jagdsaison.

Zweck dieses mancherorts gewiß unbekanntes Unternehmens ist Folgendes: Es soll festgestellt werden, wie groß der Hühnerbestand ist, ob sich große Jagden lohnen, wie diese Jagden anzulegen sind, und ob man sie um acht oder vierzehn Tage verschieben soll, weil die Hühner am Ende noch zu klein sind?

Die Jägerei geht mit möglichst vielen Hunden breit über die jetzt leeren Felder und durch die Hackfruchtschläge. Geht ein Volk Hühner hoch, so wird es möglichst mit Angabe der Stückzahl in die Karte als Punkt mit Zahl eingetragen. Nach einigen Tagen hat man so eine schöne Übersicht. Und das angenehme dabei ist, daß immer mehr Hühner da sind, wie gemeldet, weil in den großen Dominialhackfruchtschlägen unmöglich jedes Volk zu finden ist.

Jetzt nehme ich mir die Karte vor und berate mit der Jägerei die Anlage der zwei Jagden, die ich hier im allgemeinen geben kann. Ecken und solche Flächen, wo sehr wenig Hühner gemeldet wurden, werden von vornherein ausgeschaltet.

In die Karte sind ferner die großen Mais-, Kartoffel- und Rübenschläge eingezeichnet. Das ist wichtig!

„Also — wir stellen mit dem Rücken gegen Dorf X auf. Linker Flügel an der Chaussee. Immer gradeaus über den Weg Dorf A bis Dorf B, dann verengend gegen den großen Kartoffelschlag. Dieser wird durchgestreift. Dann Halt blasen! Stände mit Strohwischen vorbereiten. Der Mais kommt als Kopftrieb zurück!“ So ähnlich lautet die Disposition für den ersten Vormittag.

„Am Nachmittag drücken Sie das Gelände zwischen Dorf A und der Kirschallee ein, da ist zu wenig Deckung. Alles gegen den Maisschlag II. Stände in Richtung Dorf A vorbereiten, aber auch nach Norden, falls der Wind ungünstig. Ich bin um vierzehn Uhr mit den Schützen auf den Ständen. Der Mais wird dann gleich zurück angetrieben. — Dann streifen wir weiter Richtung Dorf B in die Wiesen hinein. Die zweite Hälfte der Wiesen wird wieder als Kopftrieb zurückgenommen, so daß die Hühner über die Lindenallee kommen müssen. Stände fünfzig Meter vor der Allee, daß man gut nach vorn schießen kann. — Wenn die Leute dann noch können, nehmen wir noch die kurze Streife bis zum Wald.“ Das wäre etwa der Schlachtplan für den ersten Nachmittag.

Hühnerjagd, meine Herren, nicht Hasenjagd! Ich sehe Kopfschütteln. Ich kenne auch den allgemein üblichen Jagdbetrieb. Wenn ich als junger Student in den Ferien war, dann zogen mein Vater und ich jeden Nachmittag los. Wir hatten zwei Jäger mit zwei bis vier Hunden mit und ein paar Jungen zum Hühnertragen. Dann ging es los, ohne festen Plan, immer den Hühnern nach. Und wenn wir durstig und müde waren, hatten wir zusammen fünfzig bis hundert Hühner geschossen. Das war zweifellos sehr genußreich. Es machte auch besonderen Spaß, die saubere Arbeit der Hunde zu sehen. „Er steht“ — rann! — Purr! — bum — bum — Such verloren!“ — Ein Kunststück war es freilich nicht, die langsam aus den Kartoffeln hochgehenden Hühner herunterzuholen. Man mußte nur lernen, einzelne Hühner aufs Korn zu nehmen und nicht voll Hitze und Bier einen „Paketelschuß“ mitten ins dicht geschlossene Volk hineinzudonnern. Denn das gab immer Schweinerei und die trefflichen

„Gänsehäger“ kriegten weidlich Arbeit, bis das letzte geflügelte oder geständerte „Puttel“ glücklich im Hühnerkorb gelandet war. — Wurde es dann später im Jahr, so haben wir es mit dem Drachen versucht, wenn die Hühner gar nicht mehr halten wollten. Das ging sogar ganz gut.

Diese Jagdart haben wir fast ganz aufgegeben. Nur noch auf den Flecken, die nicht in den Rahmen der großen Streifen hineinpassen, werden die „Rüchelhühner“ nach dieser altbewährten Methode geschossen, meist von der Jägerei, die auch ihren Spaß haben will und soll.

Warum jagen wir hier nicht mehr auf diese Art? Es kommen eine ganze Menge Gründe zusammen. Einmal haben wir alle bei weitem nicht mehr die Zeit wie unsere Väter. Dann gibt es viel, viel weniger Hühner. Nach dem Kriege haben irgendwelche Genchen, verbunden mit harten Wintern, den Hühnerbestand fast restlos dezimiert. Es gab keine hundert Hühner mehr auf dem ganzen Besitz. Ich habe in einem Jahr einmal sage und schreibe ein! Huhn geschossen — aus purer Gefräßigkeit, weil ich mich daran erinnern wollte, wie dieser nach meiner Überzeugung bei weitem beste aller Braten überhaupt schmeckte. — Das Vernichten der Völker, das zwangsläufig eintritt, wenn man den Hühnern mit den Hunden folgt, war nicht mehr angängig. Es kam darauf an, daß aus jedem Volke nur einige wenige Stück geschossen wurden und — daß sie nur dies eine Mal im Jahr bejagt wurden.

Die Böhmen und Ungarn haben von jeher die Hühner per Streife gejagt und sie — wo angängig — sogar getrieben mit und ohne Remisen. Einige Schlesier hatten schon vor dem Kriege diese Jagdarten aufgegriffen. Große Hühnerstreifen nach böhmischem Muster waren uns allen bekannt. Wir hatten sie wiederholt mitgemacht und bekannten uns mehr und mehr zu dieser Jagdart, die schießsportlich ungleich reizvoller war.

Auch eine richtige Treibjagd habe ich vor dem Kriege einmal in Schlesien Anfang Oktober mitgemacht. Die Hühner waren von großen Treiberkolonnen in einen Komplex von Wiesen und Remisen eingedrückt worden, der von einem mit hohen Bäumen bestandnem

Damm an der schmalsten Stelle durchschnitten wurde. In diesem Bezirk wurden die bis dahin völlig geschonten Hühner seit Wochen gefüttert. — Die Stände waren beiderseits des Dammes angelegt, Treiber standen mit Fahnen in zwei großen Halbkreisen um das ganze Gelände herum. Es trieb nun jeweils ein Halbkreis konzentrisch gegen den Damm. Die Schützen sahen und hörten die Hühner nicht kommen, die plötzlich in Pfeilschneller Fahrt über den hohen Bäumen auftauchten. — War der Trieb beendet, trat man über den Damm herüber, und die andere Hälfte trieb an. Wir schossen in wenig Stunden zu sechs Schützen über siebenhundert Hühner. Ich habe nie wieder einen so guten Schießsport mitgemacht. Zu Anfang brauchte man rasend viel Patronen, bis man es raus hatte, sich trotz der großen, weit auseinander fliegenden Schwärme auf das einzelne Huhn zu konzentrieren, und doppelt so weit vorzuhalten, als man sonst gewohnt war. „Paketelschüsse“ waren undenkbar und infolgedessen wurde mit den guten Flinten sehr wenig krank geschossen, so daß die Treiberjungen und Hunde sehr wenig Arbeit mit dem Aufheben hatten.

Diese Art von Hühnerjagd kann man sich nicht mehr leisten. Sie verlangt einen zu großen Apparat, viel Futter, und last not least, das Stehenlassen des zweiten Schnitts auf einem Teil der Wiesen, ein Luxus, der heutzutage gewiß nicht mehr zeitgemäß wäre.

Ich bin damit abgeschweift. Wir suchten nach den Gründen für Aufgabe der Suchjagd. Also — in der Erkenntnis notwendiger Schonung beschränkte man sich auf einmaliges Überjagen und kam schon auf diesem Wege zwangsläufig zur Streife mit mehreren Schützen und der entsprechenden Menge Treiber.

Die Erfolge sind nicht ausgeblieben. Die Hühnerbestände sind wieder sehr erfreulich. Es gibt natürlich, wie bei jeder Wildgattung, gute und schlechte Jahre. Seit dem Jahre 1930 haben wir wieder gute Hühnerjagden geben können. Im Jahre 1936 schossen wir bei mir in zwei Tagen zu sechs Schützen über eintausendzweihundert Hühner. Es fiel dabei erschwerend ins Gewicht, daß wir am zweiten Tage Dauerregen und peitschenden Wind hatten. In den Streifen wurden dementsprechend fast gar nichts geschossen. Nur die Kopftriebe gelangen einigermaßen. In einem Maiskopftrieb fielen rund

hundertzwanzig Hühner. Ich muß meine Gäste loben, denn die Hühner kamen mit dem Sturm — sehr schnell! Wir hörten vorzeitig auf, weil alle Welt im Kartoffelkraut und Mais total durchweicht war, und die Laune sich bei Treibern wie Schützen auch durch Extradosen von Schnaps nicht mehr heben ließ. Es ist eine müßige Erwägung, ob wir bei besserem Wetter vielleicht auf eintausendfünfhundert Hühner gekommen wären. Bitte vergleichen Sie hierzu die Streckenberichte der Herrschaft G., die ich im Kapitel „Schlesische Herbstjagden“ aufgeführt habe.

Vielleicht interessieren noch ein paar Angaben, wie sich so eine Streifjagd auf Hühner anläßt. Die sechs bis acht Schützen bilden den losen Rahmen. Zwischen zwei Schützen lasse ich einen Jäger mit Hund gehen, da ich nicht genug Personal habe um — wie wünschenswert — jedem Schützen einen Jäger mitzugeben. Die Hunde müssen „bei Fuß“ gehen, und sind nur zum apportieren, nicht zur Suche da. Die Jäger müssen genau die Hauptrichtung kennen und die Linien (Wege zumeist), in denen Halt gemacht und ausgerichtet wird. Zwischen diesen Richtungslinien sollen die Schützen nicht stur gradeaus gehen, sondern sich nach der Deckung richten und vor allem die Punkte ansteuern, wo ein Volk eingefallen ist.

Jedem Schützen sind zwei bis vier Korbträger zugeteilt. Die Körbe werden an den Richtungslinien ausgeleert. Die Hühner werden vom Wildwagen übernommen, wo sie von einigen Jungen sofort ausgezogen und aufgehängt werden. Das ist bei warmem Wetter unbedingt notwendig.

Wird ein Huhn krank geschossen, so bleibt der nächste Jäger mit Hund zurück und sucht in aller Ruhe. Besonders dankbar bin ich, wenn meine Gäste einen Hund, aber möglichst mit Jäger oder Hundeführer, mitbringen. Im übrigen sind die Korbträger und einige besonders fixe Bengels für das Aufheben der Hühner verantwortlich. Gezählt werden natürlich nur die Hühner, die an den Ablagen gestreckt werden. Unsere Jungens sind außerordentlich fix und passioniert. Ich kann daher aus langjähriger Erfahrung sagen, daß sehr wenig Hühner verloren werden, meines Erachtens weniger als bei der normalen Suche. Das hat auch folgende Gründe: Der Schuß ins auf-

steigende Volk ist bei dieser Jagd eine Seltenheit, weil die Vögel irgendwie vor der Treiberlinie aufstehen und nicht durch vorstehende Hunde assistiert werden. Die Hühner kommen den Schützen meist als Querreiter oder über den Kopf. Da sind sie nie massiert. Außerdem werden im allgemeinen sehr gute engschießende Flinten geführt, vorzugsweise Kaliber zwanzig. Wenn man dann „drauf“ ist, dann gibt es keine Nachsuche. Und die ganz nahen Schüsse, bei denen das Huhn unwirtschaftlich zererschossen wird, sind, wie gesagt, eine Seltenheit.

Genügend Treiber muß man haben; bei sechs Schützen etwa hundert. Denn Vorbedingung sind lange Flügel. Die in den Flügeln gehenden Leute haben lange Fähnchen. Werden diese rechtzeitig geschwenkt, so biegt das Volk, das seitwärts ausbrechen wollte, meist ab, streicht nach vorn in die Streife oder zurück über die Schützen. Es ist klar, daß ein Volk, das einmal die Schützen- oder die Treiberlinie passiert hat, außer Gefahr ist. Hierdurch ist ein wesentlicher Schonungsfaktor gegeben. Es bleiben in jedem Falle genug Hühner übrig. Dann ist es auch gleichgültig, ob das eine oder das andere Volk total aufgerieben wird — nebenbei eine Seltenheit. Einmal hatte ich ein hübsches Bild. Vor dem übernächsten Schützen von mir stand ein Volk von elf Hühnern auf. Der Mann paukte zwei Doubletten heraus. Die überlebenden sieben passierten quer meinen Nachbarn, der ebenfalls zwei Doubletten herunterholte. Die letzten drei kamen mir über den Kopf und ebenfalls zur Strecke. Dies Volk war allerdings in weniger als einer Minute vom Erdboden vertilgt.

Ich vertrete nun mal den Grundsatz, daß Jagden ein Vergnügen sein sollen. Wenn ich bei stockfinsterner Nacht bereits beim Frühstück sitzen soll, wenn ich auf dem ersten Stande knapp Büchsenlicht habe, wenn ich zwischen zwei Trieben endlose Gilmärsche zurücklegen muß, wenn der Jagdherr mit der Uhr in der Hand heßt, daß ich ein kümmerliches Jagdfrühstück knapp herunterwürgen kann, wenn es dann so lange weiter geht, bis das Feuer aus den Läufen lodert, und — — wenn man am Abend knapp so viel Stück erlegt hat, als man Finger an der Hand abzählen kann, womöglich noch bei schlechtem Wetter, — dann hört das Vergnügen auf! Und wenn dann das

Jagdessen kommt und animalisch Wohlbefinden allmählich die erlebten Schrecken vergessen läßt, dann werden die Männer müde, und der nette Abend, auf den man sich gefreut, fällt auch ins Wasser.

Ist das Ganze dann noch ein Vergnügen — und hat es überhaupt einen Zweck? — Derartige Grundsätze muß man bei der Hühnerjagd noch weit mehr berücksichtigen als bei den Herbst- und Winterjagden. Die Tage sind lang. Das Pensum ist nicht limitiert, denn schließlich könnte man die letzte Streife, in der die Hühner massenweise und wenig gerupft zurückstrichen, noch einmal gegen den Wind zurücknehmen. In offenen Streif treten die Gäste selten, aber schimpfen tun sie doch. Ich bin bisher leidlich ausdauernd gewesen und mir liegt daran, eine gute Strecke zu haben. Ich laufe also Gefahr, des Guten zu viel zu tun und den Gesamteindruck eines solchen Tages dadurch herabzusetzen, daß ich den Leuten zu viel zumute. Es ist viel besser, wenn sie bester Laune nur bedauern, daß die schöne Jagd schon zu Ende sei.

Man kann die Überanstrengung bei der Hühnerjagd leicht vermeiden, und zwar durch Eindrücken. Ich habe dies beim Skizzieren der Grunddispositionen schon angedeutet. Die Mehrzahl der Treiber sind junge Kerls, die — auf dem Lande — in stetem körperlichen Training stehen. Ich kann eine Kolonne zusammenstellen, denen der Eindruck nichts ausmacht.

Die Schützen dagegen sind zum großen Teil Altersgenossen, die schon allerhand am Buckel haben, Jahresringe mit sich schleppen, durch eine Verwundung oder sonstige „Wehwehens“ gehandicapt sind und im allgemeinen die Läufe mehr unter den Schreibtisch stecken als sie sportiv zu bewegen, geschweige denn durch meterhohes Kartoffelkraut zu hegen.

Ich fahre also mit meinen Schützen bis an den Kartoffelschlag, in dem vorher eingedrückt wurde und nehme diesen als Standtrieb. Das hat noch einen Vorteil. Die Hühner fallen auf Acker, Stoppel oder Wiese, nicht aber ins „Kräutich“. Würde ich diesen noch fast grünen Kartoffelwald von rund hundert Morgen streifen, so käme man überhaupt nicht vom Fleck, weil Schützen, Hunde, Jäger, Treiber, mitlaufende Schlachtenbummler usw., weil eben alles dauernd

mit der Nase am Boden am Suchen wäre nach Hühnern, die mehr oder weniger steintot in diesen Dschungel fielen. Die Hunde versagen hier schließlich auch, denn hier in der Nähe ist kein Wasser. Ich nehme dabei in Kauf, daß weniger geschossen wird als in der Streife, weil die Hühner nur einmal zu Schuß kommen und ein Teil trotz aller Fahnen doch zurückstreicht. Im übrigen kann ich nun ruhig hinter den überlebenden und gefehlten Hühnern weiterstreifen. Sie werden jetzt — ein- bis zweimal aufgejagt —, auch bei wenig Deckung besser halten. Einem der Schützen meiner langen Linie kommen sie irgendwie doch zu Schuß.

Das sind alles so kleine Erfahrungssätze, vielleicht Binsenwahrheiten, vielleicht aber dem und jenem doch interessant und neu. Zudem gibt es immer wieder ein neues Bild mit neuen Sensationen. Man hockt auf seinem Jagdstühlchen und sieht über das braun-grüne Kartoffelmeer die Dreiberkette mit den im Winde lustig flatternden Fähnchen langsam auf sich zurücken. — „Achtung halb links“ sagt der Büchsenspanner. Dicht über den bräunlich verfärbten Stauden streicht ein Volk. „Verflucht — kommen die niedrig — nach vorn schießen geht nicht.“ — Unwillkürlich ducke ich mich — da sind sie schon dicht vor mir und — schneller als man begreift, heben sie sich, schwirren nach rechts und links auseinander. — Ein fast senkrecht steigendes habe ich direkt vor der Flinte — „links“ schreit der Jäger, „Achtung, Achtung, rechts“ brüllt der Patronenträger. „Da, da geradeaus, ruft die Dame, die mich freundlicherweise begleitet, voll Hitze und Eifer an meiner Schulter vorbeizeigend. Prr — pur — schwirr — schwirr — lächerlich klein sind die Tiere und „affenartig“ flink. — — Lieber Bruder in Huberto bewahren Sie in solchen Situationen ihre berüchtigt kaltblütigen Nerven. Drehen Sie sich nicht wie ein Brummkreisel um sich selbst, auf der Suche nach besten Zielen, sondern donnern Sie in aller Ruhe mit ihren zwei Kartauten zwei fehlerlose Doubletten herunter! Wenn Sie das mit einiger Regelmäßigkeit tun, werden Sie das Wohlgefallen Ihres Jagdherren finden und wieder eingeladen werden. Wenn Sie aber Browning-Mann sind, so wird mehr von Ihnen erwartet. Dafür möchte ich Ihnen einen Tip geben, lassen Sie die Umwelt brüllen, soviel sie will.

Gucken Sie keinesfalls nach vorn, sondern kalkulieren Sie ganz schnell, auf welcher Seite die meisten kommen, und dann fangen Sie an zu schießen, sobald die Hühner hoch genug sind, schräg nach vorn fast auf dieselbe Stelle, was raus will. Und dann mit der zweiten Flinte den Überbleibenden gefolgt — der Besen schießt ja gut. So — das letzte Huhn war vielleicht fünfzig bis sechzig Schritt weit und fällt doch wie ein staubender Federball auf den Acker. „Pjerunna“ schreit der Patronenträger, „acht Stück ham wir gekriegt.“ Karo, Hasso oder Waldo überschlägt sich fast vor Wonne — er weiß gar nicht, was er zuerst apportieren soll. — Lieber Freund, das macht Spaß, viel Spaß, wenn es glückt.

Dann kommt die weitere Streife durch Bauernfelder. Wir haben hierzulande meist ganz schmale, lange Streifen, Kartoffeln zumieft, aber auch Rüben oder Klee. Rechts und links Acker oder Stoppel. — Gehen Sie mitten in dem Deckungsstreifen, genau in der Treiberlinie, damit Sie auch nach hinten schießen können. — „Hier muß doch das Volk eingefallen sein, vielleicht halten sie und stehen einzeln auf.“ Purr — da geht das erste Ding schräg nach links hoch! — Warten Sie einen Moment, Sie wollen es ja nicht zerschießen — so — jetzt fällt es auf den blanken Acker, da brauchen wir nicht zu suchen. „Achtung rechts“ — ebenso. — Eins geradeaus — nun hilft das nichts — runter! Da ist der Rest hoch — zweite Browning an den Kopf — Tempo — Tempo! — drei fallen — da das vierte himmelt. Dort drüben hart am Rande des Klees ist es gefallen. „Weiß ich Stelle ganz genau“ sagt der Korbträger. — „Donnerwetter, rufen Sie doch den Hund zurück!“ Der ist hechelnd weiter gestürmt und drückt soeben ein zweites Volk, das in den Furchen entlanglief, am Ende des Schlages heraus! Da kann man nix machen. — „Kriegen wir noch — in jenne Rieben haben sie sich gesetzt!“ — Also tatendurstig weiter! „Achtung von links.“ — Vor dem Nachbarn ist ein Volk hoch geworden und zersprengt. Fünf Einzelhühner kommen himmelhoch im Bogen grade auf mich zu. — Das erste nach vorn! — Das zweite senkrecht über den Kopf — vorbei! — Aber das dritte bekomme ich noch. — Die zwei Letzten waren allzusehr schnell. — — Wenn sich die Erfolge so häufen, wie hier

skizziert, so kann man denn auch ruhig mal ein Stückchen „leer gehen“ — ohne zu schimpfen! —

Das wären so ein paar Streiflichter nach all der trockenen Theorie. Es ist in nüchternen Worten schwer zu schildern. Ich wollte versuchen zu zeigen, wie abwechslungsreich solche Jagden sind.

Die spaßigste Hühnerjagd habe ich im ober-schlesischen Industriebezirk mitgemacht. Man fuhr durch einen großstädtischen Industrieort mit Elektrischen, Bussen und Menschengewimmel, befand sich ohne Übergang in einer Art von Stadtwald mit Bänken, Spielwiesen, Holzungen, alten Nachttöpfen, Papier, Schrebergärten, kleinen Feldstücken usw. Und über jedem Kiefernwipfel lugte ein Schornstein. Kopfschüttelnd entdeckte ich in diesem Milieu Jägerei und Treiber. Tatsächlich sollte hier gejagt werden. Ich denke, „mir platzt der Papierkragen!“ Das ist vielleicht ein abendliches Balzrevier, aber kein Hühner-Jagdrevier. — Aber — es geht tatsächlich los. Vier Schützen und eine Menge Treiber. — Mein Gang führte zunächst über einen Fußballplatz. Ich murmelte:

„Fallen in dem grünen Grase
Bald auf Rücken — bald auf Nase.
Und im Sommer — wie im Wintern
Hacken sie sich in den Hintern.“

Zeberschrift: „Der Fußballklub.“

Dann kam niedriges Gestrüpp. Hier flogen plötzlich kohlschwarze Vögel auf, von denen der Jäger behauptete, es seien Rebhühner. Das nächste schoß ich, es war wirklich ein mit Kohlenruß eingepudertes Huhn. — Es gab sogar eine Menge — nur das Schießen war eine ganz verzwickte Angelegenheit. Um ein Haar hätte ich ein auf der Bank knutschendes Pärchen unter Feuer genommen, dann war mir der gewaltige Spiegel einer betagten Volksgenossin, die ihre Gurken behackte, im Wege, dann der Förderturm der X-Grube. Dann versuchte ich, unweit einer Straße ein Huhn aus einer Luke zwischen zwei Elektrischen herauszuschießen, mußte aber enttäuscht wieder absetzen, weil ich, als ich grade drücken wollte, in besagter Luke eine Autotage „auf der Mücke“ hatte. Einmal machte:

wir einen Andruck und standen hinter einem Bahngleis. Ein endloser Kohlenzug nahte, und wir wollten wetten, ob die Hühner oder der Zug eher da wären? Sie kamen genau über die Lokomotive und der dicke wirbelnde Maschinenrauch störte mich so, daß ich prompt doppelröhrig ins Blaue oder vielmehr ins Graue schoß.

Am Nachmittag ging es in etwas weitere Felder hinaus, aber auch dort pulsierte die Industrie. Eine Legion Schlachtenbummler folgte und störte erheblich. Ein geflügeltes Huhn fiel auf das Dach einer pappgedeckten Bude mit dem bekannten herzförmigen Fenster inmitten einer Schrebergartenanlage. Eine wirrmähnige Dame in rosa Seide und fleischfarbenen Strümpfen erkletterte ohne Rücksicht auf klebrigen Ruß mit einer Leiter das Dach, worauf die „Kuropatka“ weiterflatterte und in einem benachbarten Frühbeetkasten zwischen Melonen landete. Dortselbst wurde sie die leichte Beute einiger sportiv aussehender Jünglinge. „Sie“ — das ist auf Oberschlesisch „die Kuropatka“ = „die“ Henne = „das“ Rebhuhn oder „der“ Rebhengst — ich meine nicht etwa „die“ rosa Dame! — Es war dies alles so unerhört dramatisch, daß man Mund und Augen aufriß, so weit, als die mit Rauch und Chemikalien angesättigte Luft es zuließ. Alle fünf Minuten passierte etwas, was man noch auf keiner Jagd erwartet hatte. Rätselhaft ist mir nur, daß man nicht doch irgendjemand angefliekt hat. Denn auch die Schüsse nach oben waren gefährlich, wegen Fördertürmen, Schwebebahnen usw.

Bei Schluß konstatierte man dann neben einer erheblichen Strecke an Hühnern und Bierflaschen, daß man nicht nur außen, sondern auch innen auf der Decke kohlschwarz war, als ob man nicht fröhlich auf der Jagd, sondern fleißig „unter Tage“ gearbeitet hätte.

Es war sehr interessant, aber zum Jagen ist mir, ehrlich gesagt, ein weniger zivilisiertes Revier lieber.

Ein Bericht über Hühnerjagden wäre in meinen Augen unvollständig, wenn nicht der Abend irgendwie gewürdigt würde. Einen Abschluß muß jede gute Sache haben. Es gibt wenig Unternehmungen, die in so exquisiter Weise einen vielversprechenden Durst kultivieren wie eine sonnendurchwärmte, schollenverbundene Hühnerjagd. Leider läßt sich der See unmittelbar nach der Jagd nicht umgehen,



Vor dem Samstrieß
Der Verfasser und Graf Garnier-Turawa



„Im Park von Lacroma“

wenn auch — das war in meiner Jugend — ein alter Freund meines Vaters den Ausspruch tat: „Das verfluchte Teegeschlabbere — Ihr verderbt Euch bloß den Durst auf meine gute Bowle!“ — Er hatte ja so recht. Ich muß allerdings gestehen, daß ich selbst inmitten meiner Gäste schon statt Tee ein oder mehrere „kleine Helle“ gezischt habe — — in Anerkenntnis obigen Ausspruches freilich ein Sakrileg.

Nach dem Tee kann man den Gästen eine Stunde gönnen, um sich auf die Keulen zu legen, die Lichter zu schließen, wie „Waldo“ oder „Harras“, im Traume fliegende Hühner zu sehen, vielleicht sogar ein wenig zu bellen und dann zu schlafen.

Dann ist es noch hell genug, um bei schönem Wetter auf der Terrasse sich um einen großen Topf Krebse zu scharen. Dazu gibt es am blanken Holztisch kein Tischtuch, wohl aber eine Küchenschürze für Jedermann. — Mit den Krebsen wird es allerdings immer schlechter, seit das gewaltige „Kulturwerk“ beendet wurde, das durch meinen schönen Park an Stelle eines lauschigen Baches eine grade, fast wasserlose Rinne führt und die Rieselwiesen in trockene Steppe wandelt. Damit sind natürlich auch die Krebse verschwunden, und eine von meiner Frau einberufene Generalversammlung besserer Wildddiebe war sehr skeptisch. Sie müssen weit entfernte Gründe auffuchen und riskieren womöglich Prügel, um die geliebten Schattiere zu erbeuten. Ein Aufschlag zu den sonst üblichen „Nichtpreisen“ erschien daher geboten. — Immerhin — wir bekommen noch Krebse und dazu Pfirsichbowle — massenhaft!

Dann macht man sich wieder menschlich, geht ins Haus zu Tische und freut sich an den Rebhühnern, die am besten schmecken, wenn sie am gleichen Tage erlegt, noch warm in die Bratpfanne gekommen sind. Dazu ein guter Wein und etwas Süßes hinterher — das ist meines Erachtens der würdige Abschluß der gewaltigen Hühnerschlacht. Wir sind bei solchen Gelegenheiten immer ganz besonders vergnügt gewesen. Zur Nachahmung empfohlen!

Die Insel

Zweimal haben mich Mittelmeerreisen an die dalmatinische Küste geführt. Die war damals noch wenig bekannt. „Man“ fuhr damals noch an die Riviera oder die oberitalienischen Seen. Heutzutage ist Dalmatien modern. Jedes zweite Hochzeitsreisepärchen fährt dorthin mit oder ohne Kraftwagen. Einmal, weil es billig ist, dann, weil man leichter Devisen bekommt, dann weil es nicht so „abgedroschen kitschig“ ist, und schließlich weil man irgendwelche Sensationen erwartet. Es gibt bestimmt Knoblauch, Räuber, Wanzen, billige Zigaretten, Blutrache, Hammel — und Misthaufen an Stelle des W. G. —. Und wenn man stattdessen fortschrittliche Zivilisation vorfindet, so ist man angenehm enttäuscht und nimmt es gerne hin.

Ich bin auch der Ansicht, daß die dalmatinische Küste eine Perle Europas ist. Auch das Hinterland soll ganz wunderbar sein — Moscheen, Klöster, Zypressen, Felsen, weiße Häuser, Weingärten — — und über all dem südliches Licht! Leider kenne ich das nicht. Eine geplante Fahrt von Cattaro nach Cetinje über den Lovcen kam leider nicht zustande.

Die Bucht von Cattaro ist wohl die Krone des Ganzen. Frühling, südlicher Frühling an einem „Fjord“, wie ihn sonst nur das Nordland kennt. Himmelhohe Berge darüber — wenn man Glück hat noch mit Schneehäuptern. Kastelle, Klöster, Kirchen, zerfallene Palazzos der Renaissancezeit säumen die Ufer zwischen dem Dunkelgrün der Steineichen und dem leuchtenden Rot der Judasbäume. In diese eigenartige Märchenwelt hinein gleitet man bequem auf großem Schiff, tief hinein um Felsecken herum, zwischen winzigen Inselchen hindurch bis Cattaro, bis unter die gewaltige Mauer des Lovcen, der das Küstenland vom „Land der schwarzen Berge“ vom ehemaligen Montenegro trennt.

Doch davon wollte ich nicht erzählen, sondern von der Umgebung des Städtchens Ragusa (einst) alias Dubrovnik (heute).

Wenn man in Ragusa auf den Marmorquadern des Marktplatzes steht, so könnte man sich in irgendeinem italienischen Städtchen wähnen, das fernab der großen Touristenwege liegt. Durch die engen Torbogen kann kein Fahrzeug hindurch. Der Marktplatz hat also — ebenso wie der Markusplatz in Venedig — das Geschlossene, ich möchte sagen: Eingerrichtete, Intime, so als ob man sich nicht auf öffentlichem Forum, sondern in privatem Raum befinde. Und die Umwelt schaut noch genau so aus, als ob jede Minute aus dem Marmorportal dieser Kirche der stolze venezianische General und allmächtige Statthalter der seebeherrschenden Republik treten könnte. Er hat bestimmt ein schönes Leben hier geführt, flirrte mit dem Degen, ließ von Zeit zu Zeit ein paar Seeräuber oder Hammeldiebe aufhängen, oder er setzte einen Reisenden der unerwünschten Konkurrenz seemächtiger Handelsleute fest, bis vollwertiges güldenes Lösegeld oder eine am Rialto diskontierbare Tratte eingegangen war. Und wahrscheinlich hielt er sich auch einen wohl assortierten Harem nach dem Beispiel seines Kollegen, des nächstwohnenden osmanischen Paschas. — Nachfahren jenes hohen Herren ohne legitimen Nachweis dürften am Ende die schwarzülgigen Jünglinge in bunter Landestracht sein, die ihre Zigarettenstummel auf den makellos weißen Marmor werfen und mit Funkelangen um sich blicken, Augen, die man sich gut über dem Lauf einer Räuberflinte vorstellen könnte.

Lieblich ist der Gottesfrieden rosenumwuchert, Brunnen durchrauschter Klosterhöfe im Marmorfiligran ihrer Säulengänge.

Gewaltig sind die zyklonischen Mauern des winzigen Hafens, der einst wohlbehüteter Zufluchtsort und Ausfallbasis venezianischer Galeeren gewesen.

Aus diesem Hafen trägt uns ein Boot zur kleinen Insel Lacroma, die Ragusas Bucht vorgelagert. Außerlich ohne besondere Reize, freilich immerhin ein unregelmäßig gefaßter Chrysoptas auf leuchtend ultramarinfarbener Seide. Die Macchia, das niedrige Gestrüpp, das typisch für alle Küsten des Mittelmeeres, wuchert über wogenzersessenem Gefels bis zum Wasser herab. Dunkel und ernst stehen

die Kronen von Steineichen, Pinien, Zypressen und Eibäumen darüber.

In diesem Waldesdämmern schreitet man auf schmalen Pfad vom Felsufer herauf. Plötzlich steht man vor einer schlichten, abweisenden Mauer — Kloster oder Kastell? Ich glaube, hier hat schon der nahe Orient abgefärbt. Der Orient hat einen eigenen und durchaus sympathischen Stil seiner Profanbauten, vielleicht aus einem ähnlichen Herrenstandpunkte heraus geboren wie der englische Ausspruch: "My house is my castle." Der Orientale schließt sich gegen die profanierenden Augen der Mitwelt durch eine fast fensterlose Mauer ab, bar jedes — aber auch jedes äußeren Zierrates oder Schmuckes. Erst wenn man die ewig verschlossene Pforte passiert, öffnet sich — dem Gaste nur — der Blick aufs Privatleben, Reichtum, Schönheit und alle Annehmlichkeiten des Lebens. Architektur und Gartenkunst vereinen sich, um dem glücklichen Besitzer den Rahmen zu geben, den er seiner würdig erachtet. Das ist sympathisch und im Grunde anständiger als das System einer Fassade, die nach außen alles vortäuscht und wenig hält oder — wie man besonders von Slaven behauptet — „oben hui und unten psui“!

Solch orientalischen Einfluß glaube ich auch an diesem Bauwerk zu erkennen. Es war einst ein Schloßchen. Wer weiß, wer es gebaut, am Ende oder wahrscheinlich noch ein Venezianer. Dynastisch lockere Neigungen, noch aus dem galanten achtzehnten Jahrhundert überkommen und vererbt, haben sich zum Teil noch bis um unsere letzte Jahrhundertwende erhalten, bis zu jener gewaltigen Zäsur des Weltkrieges, die den äußerlich erkennbaren, wandelnden Schritt in die neue Zeit bedeutet.

So war dies Schloßchen dem Cupido gewidmet, ebenso wie all die kleinen reizenden Bijous des schönheitsfrohen Barocks, wie wir sie in der Umgebung jener mittel- und süddeutschen Residenzen finden, in denen einst weltliche oder geistliche Landes- und Seelenherren regierten und feigneuralen Glanz entfalteten.

Hier hatten seit einigen Generationen Erzherzöge — die Namen tuen nichts zur Sache — sich ganz privaten, weltfernen und angenehm diskreten Balzplatz geschaffen. Ich meine, daß nur unverbesserliche

Mucker dafür kein Verständnis haben können. Warum sollten sie nicht? Und es war im Grunde doch so viel diskreter, als wenn sie Wien, Paris oder die Luginskarawansereien der Riviera zum Schauplatz ihrer Eskapaden gemacht hätten!

Tout passe — tout lasse! — War es noch katerhaft aufdämmernde Reue, zwangsläufige Erscheinung müder und lustloser werdenden Alters? War es der Einfluß ernst und ernster werdender Zeit? Eines Tages — ich weiß nicht wann, ob noch vor oder erst nach dem Zeitemumbruch — eines Tages also war dies Tuskulum in anderen Besitz übergegangen. Leise Mahnung weisen Beichtvaters mag mitgesprochen haben. Die neuen Besitzer waren fromme Schwestern, die hier ein Erziehungsheim für junge Fräuleins eingerichtet haben.

Hof und Garten darf man betreten. Ich sitze und träume auf einer Steinbank am Rande eines grün- und moosspiegelnden Wasser-runds. Vor mir fällt eine leuchtende Fülle goldgelber Rosen wie eine schimmernde Kaskade über eine Marmormauer. Der zärtliche Duft blühender Drangen weht herüber. Drangen, Zitronen und Myrte blühen — Blumen des Hymen —, gepflanzt von jenen „himmlischen Bräuten“, den Nönnlein oder noch von jenen zarten Händen, die einst alternden Habsburgern Rosen ins höfische Leben geflochten. Klösterliche Stille, die hier nie vom Surren einer Maschine, nie vom Stunk verbrennender Kohle, nie von all den alltäglichen Begleiterscheinungen unseres Zeitalters der Arbeit getrübt wird.

Ich weiß nicht, ob diese jungen Fräuleins, die soeben von kurzem und wohlbehütetem Spaziergang am Meeresufer heimgekehrt — es soll dort sogar einen keuschen felsumpanzerten Badeplatz geben —, bestimmt sind, einst den Frieden „derrière les grillages“ zu suchen, oder ob ihnen hier nur traditionelles „finishing“ zwischen sehr viel Weihrauch und sehr wenig Wissenschaft Halt und Firnis für dies bunte und oft so gefährliche Leben geben soll? Es ist im Grunde auch gleichgültig. Der Rahmen jedenfalls könnte kein besserer sein. Und im Grunde glaube ich, daß es gute Geister sind, die über dieser Insel walten. — —

Ans Ufer zurück zum Boot. Aquamarinblau in unglaublich heller Klarheit leuchtet das Wasser der stillen See. Roter Fels senkt sich in bizarren Gebilden hinein, Höhlen, Risse, Schluchten und Verstecke unter Wasser bildend, in denen gewiß allerhand Getier in stetem Lebenskampfe haust und jagt — bunte Fische und gepanzerte Krebse und jene schleimig langarmigen Polypen, die ihre unsympathische Existenz vergessen lassen und gut schmecken, wenn man sie Calamaretti nennt und in Öl gebacken hat — — in der Taverna am Teatro Fenice zu Venedig zum Beispiel.

Unser Schiffer, dessen Vorfahren entweder Seeräuber oder Galeerenklaven gewesen sind, ist ungehalten, daß wir, vom Strom der Sehenswürdigkeiten gehorsam „machenden“ Mitreisenden getrennt, solange hier auf einsamen Eiland ohne Stern im Baedeker verweilt. Vermutlich soll diese Mißlaune nur Zugabe einiger Dinare bezwecken. Aber wir müssen wirklich zurück nach Ragusa und weiter bis Gravosa, wo unser Schiff Anker geworfen und in die laute, helle, völlig unpoetische Zivilisation des großen weißen Dampfers, der unserer harrt mit Dinner, Bar und Jazzband.

Übermorgen sind wir in Venedig. Mein Freund oder vielmehr die Schöpfung meiner Phantasie, der venezianische Resident hätte länger gebraucht, um die Freuden des Karnevals oder peinlichen Bericht vor der Signoria in seiner Vaterstadt zu erleben, oder wie jene Römer, die einst ihre Speere, ihre Götter und ihre von Hellas überkommene Kultur an diese Küsten getragen.

Mir fallen die schönen Verse des Horaz ein, jene Ode, die er dem Freund Vergil gewidmet, als dieser sich rüstete, die Adria zu kreuzen:

„Sic te diva potens Cypri,
Sic fratres Helenae,
Lucida sitera — — —.“

und so weiter — aber zuerst wird doch die Venus angerufen! Venus victrix — mir scheint, ich weilte heut auf einem Fels im Meer, der gut hätte einen Tempel tragen können, ihr der schaumgeborenen Göttin geweiht, — — und der durch Generationen ihrem göttlichen Dienst gewidmet war.

Römischer Spaziergang

Rom hat meiner Überzeugung nach die Eigenart, daß man es am besten allein genießt — ganz allein. Denn es bietet nun einmal die Fülle des Schauens, des Erlebens, in dem letzten Endes der empfindsame Mensch seine eigene Note hat, seine ganz persönliche Liebhaberei. Und wenn wir von den anerkannten, vielfach besternten Sehenswürdigkeiten absehen, so bleiben die ganz großen Bilder sowohl wie die Kleinen, feinen Kabinettstücke aus den vier Epochen, der Antike, der Renaissance, dem Barock und — — durchaus nicht zu übersehen: der jungen Neuzeit.

So ist es wohl menschlich begreiflich, wenn den Einen dies, den Anderen jenes lockt. Das Ziel seiner Pilgerfahrt, die meist zeitlich — — oder leider auch geldlich — — beschränkt, steht konkret vor ihm. Er wird also geneigt sein, planmäßig zu verfahren, die kostbaren Stunden mit System zu nutzen und ungehalten sein, wenn ich andere Pfade einschlage. Also lieber allein!

Die Mehrzahl der Abende, die ich nach warmem Frühlingstage voll des Schauens und Erlebens, frei für mich, empfindsam erhoben dem Bummel widmete, führte mich über den Pincio. Da konnte ich lange, lange stehen unter dem immergrünen leis rauschenden Laub der Steineichen und hinüberschauen über die im Abendgold verdämmernde „ewige Stadt“, bis die Kuppel vom St. Peter über schattendem violetten Dunst, über dem Geslimmer aufglimmender Lichter zu schweben schien, und doch in majestätisch klaren Linien himmelwärts hineinragte in den goldgrünen Schimmer des sinkenden Tageslichtes. Irgendwo läuteten Glocken in der Ferne, der Stille, dem Frieden des Bildes weichen Akzent gebend. Das „Ave“ des katholischen Roms, der eigene Zauber, den auch der nordische Mensch empfinden kann, vielleicht in Kontrastwirkung seiner Gesamtlebensauffassung, vielleicht

aus irgendwelchen fernen Blutströmen längst versunkener Vergangenheiten nachklingend.

„In hac urbe lux solemnis,
Spes aeterna, ver perennis,
Ex aeterna gaudia.“

Ein Vers aus einem Hymnus des Mittelalters, den ich irgendwo gehört oder gelesen, durch den ein Klang geht, eine Ahnung von Gold und Purpur, schwerem Duft des Weihrauches, Glockengetön und Orgelgebraus, Mystizismus und sakralem Pomp, dem der Welt größte Künstler huldigend Rahmen und Ornamentierung geschaffen.

Nur wenige Schritte zur spanischen Treppe, diesem graziösen Werk des Barocks zu Füßen der Trinita di Monte, das mich immer wieder entzückt. Ein paar dunkle Priester schreiten vor mir, zwei Nönnlein oder sind es barmherzige Schwestern in bizarren Flügelhauben, deren keuschkaltes Weiß zum dunkelnden Goldbraun alten Gemäuers kontrastiert.

Unten lacht noch die Blumenfülle — campo dei fiori — reizendster aller Märkte. Und fröhlich rauschen und plätschern die Brunnen, deren Ton, deren Bild mir persönlich einen der stärksten Akzente Roms sinnfällig macht. — — —

Lichter flimmern, blendender Schein viel zu heller Scheinwerfer, flitzende Wagen, das Aufgellen einer Sirene, der reißende Schrei scharfen Bremsens über sprühendem Stein. So tobt das südländisch lebendig pulsierende Leben einer Hauptstadt durch die mittelalterlich engen, dunklen Gassen zum Corso hinab, zu den Zentren großstädtischen Lebens, in Wirbel und Schwirren all das verwischend, was man eben am weltfernen Frieden genießend in sich aufgenommen.

Ich kreuze Gassen und Gäßchen, ohne festen Plan. Irgendwie zieht es mich zur Fontana Trevi, deren Wasser schon im Schimmer künstlichen Lichtes aufleuchten. Zufall — Absicht? Es ist gut so, denn ich kenne den alten Glauben um den Zauber dieses Quells. Morgen muß ich reisen. Und so fliegt denn auch mein Soldo über den Steinrand, flatscht auf blausilbriger Fläche und sinkt durch kristallene Klarheit zu Boden. — Ich werde also wiederkommen, „Roma aeterna“ wiedersehen. Wieviele Deutsche standen hier in

gleichem Empfinden, gleichem Hoffen. Der weiche Süden ist uralt germanischer Sehnsuchtstraum seit jenen Tagen schwertfroh länderbrechenden, jungen Völkerwanderns, als die Rosse von Marichs Goten am Wasser römischer Brunnen Rast und Erquickung gefunden. Hier jauchzten im Strom der Jahrhunderte des Geiserich seekundige Vandalen, hier klangen die lutherischen Choräle der Landsknechte des Georg von Frundsberg, und hier mag auch ein trinkfroh rheinisches Lied gescherzt haben, das irgendwelche deutschstämmige Grenadiere unter den Adlern Napoleons nicht vergessen.

Soll man darüber froh sein — ich glaube doch, man soll. Ich komme so leicht am fremden Ort zu historischen Reminiszenzen, und zwar stets deutscher Geschichte, mich Nachfahr jener fühlend, derer ich gedenke. Schwerlich kann ich mir den Triumphzug eines Cäsaren rekonstruieren angesichts der Bogen und Säulen, die seiner Laten Ruhm in Stein verewigten. Wohl aber erlebe ich auf der Engelsburg den Gotensturm des Witichis und all das Andere, dessen ich schon gedacht und vieles andere mehr dazu. Das geht mir überall so und wie gesagt — ich bin froh darob, denn farbiger, bunter, lebendiger wird tote Umwelt um mich im Nachträumen historischen Geschehens.

Und damit endet der römische Spaziergang voll empfindsamer Regungen. Die wandeln sich in materialistische. Ich weiß hier in der Nähe eine Taverna oder ein Ristorante mit italienischen Spezialitäten, wo sich ein „Pollo“ am Spieße über offenem Feuer dreht, und der herbrote Wein vom Fuße der Albaner Berge nur wenige Pfennige kostet. Andiamo — auch allein. Das ist nun weniger angenehm, denn zum Wein gehört das Wort. Aber alles kann der Mensch nun mal nicht haben. — — Schattend sinkt die römische Nacht. — — Die Italiener von heute sind ein solides Volk. Durch stille Gassen halt der Schritt meines Heimwegs. In der Ferne verfliegt ein Lied, der weiche Ton einer Mandoline aus hellem Fenster über duftendem Garten, und leise klingt das Rauschen der tausend Wasser, der Brunnen Roms.

Tod und Leben

Als ich auf einem der vielen Kriegspfade des Ostens und des Westens aus den Waldbergen von Crépy en Laonais herauskam, entzückte mich erstmalig der Anblick der turmüberkrönten Stadt Laon.

Nach allen Richtungen habe ich dies alte Nest durchwandern können, dem die Geißel des Krieges noch nicht viele Wunden geschlagen hatte.

So führte mich ein einsamer Weg in sommerlich-sonniger Nachmittagsstunde auch auf die Südspitze des halbmondförmigen Felsens, auf dem die Stadt so malerisch gelagert. Hier lag der deutsche Heldenfriedhof. Nie hat mich eine den Toten geweihte Stätte so ergriffen. Zwischen der strengen Einfachheit des mächtigen Kreuzes und den Reihen der schlichten Grabsteine aus weißem Kalkstein wucherte, loderte und prangte eine verschwenderische Fülle von Rosen, als wollte die gütige Natur selbst das ersetzen, was sonst daheim liebende Hände als zarte blühende Grüße des Gedenkens den Grabhügeln anvertrauen. — Wunderbar war die stille Totenruhe, in der ich die letzte Ruhestätte von Kameraden gesucht. Nur in der Ferne grollte und murrte das Dröhnen schweren Feuers, jener untergeflüchte Ton, der mit seinem ehernen Ernst jeden empfing, den seine Soldatenpflicht von weither wieder an die Front führte. Dort im Süden regierte der „graue Tod“, der schon alle die Opfer gefordert, die man hier zur letzten Ruhe gebettet.

Weit, weit ging der Blick vom hohen Felsen übers Land und konnte sich nicht losreißen. Denn über all die Felder und Fluren rings umher, die einst fruchtbaren Ackersegen getragen, zog sich ein leuchtend, feuerroter Teppich, ein jauchzendes Prangen — roter Mohn. — Nie zuvor und nie wieder sah ich solche Fülle, wie über diesem toten Ackerland, dem göttliche Schöpfung wie zum Troste ihr schönstes, ihr reichstes Gewand geschenkt in der Farbe, die, wie keine andere, Frohsinn, pulsierende Lebenskraft und Fortschritt bedeutet. Rote Rosen über der Ruhe toter Menschenleiber, roter Mohn über der Ruhe toten Ackers. Allmächtig ist das Leben — stärker als der Tod!

Frühling in Wien

Auf dem Flugplatz Oberwiesenfeld bei München weht eine frische Morgenbrise. In niedriger Höhe zieht zerfetztes Gewölk, nur ganz selten mal ein Stückchen blauen Himmels freilassend. — Schade! — Ich hatte mich auf den Flug parallel zur Alpenkette gefreut. Nun werden wir wohl nichts sehen von der noch winterlichen Wunderwelt der großen Berge auf unserem Flug gen Osten auf der ersten Reise in das nun freie großdeutsche Wien. — —

Zweitausend Meter Höhe — die Maschine liegt jetzt ruhig wie ein Brett. Wir sind über der Wolkendecke, die theils flach, theils bizarr gewellt eine Märchenlandschaft vortäuscht, die fremd, unsympathisch und kalt ist, die etwa so aussehen muß wie die Gegend um den Nordpol herum, wenn dort wirklich mal die Sonne scheint. — Aber der Blick nach Süden ist so unwahrscheinlich schön, wie man es selten erlebt, der Blick, den nur die Alpenflieger kennen oder die Hochtouristen, die von einem beherrschenden Gipfel das Wunder dieser Welt erschauen, die fern, hoch erhaben über all dem Dunst, Gewölk, Staub und Stunk der alten Erde, in diamantener Klarheit das menschenferne Reich von Fels und Eis entschleiern. — Von den Schweizer Bergen bis zum Dachsteinmassiv liegen Ketten hinter Ketten, all die Dreitausender, die majestätisch den Wolkenmantel durchbrechen. Da ist die Zugspitze — da hinten der Großglockner — — wenn man nur eine Karte hätte.

Unter uns liegt jetzt österreichisches Land. Die Bergketten verdämmern hinter uns. Das Gewölk wird lichter. Da ist die Donau, dort jenes Wolkenloch läßt den Blick auf Linz frei. Vielleicht bekommen wir Kloster Melk zu sehen und die Wachau. Erinnern wird wach. Da fahr ich mal in einer Vollmondnacht. Der majestätische Barockbau, Denkmal schönheitsfroher, glanzvoller Zeit stand in

schemenhaft klarer Weise gegen die stahlblaue Seide eines Spätsommernachthimmels. Da ragte der Dürrenstein, wo einst in ebensolcher Sommernacht Blondels Lied das Ohr des Königs Löwenherz erreichte. — Hier stand angeblich die Wiege meines Geschlechtes in jenem Pöchlarn, wo einst die Nibelungen letzte Rast bei stamm- und artverwandter Burgherrschaft gefunden. — — Ich habe von jeher eine stille Liebe zu Osterreich gehabt. Die siebenhundert Jahre, die mich, den Schlesiener, von jenen Ahnen trennen, können keine Brücke bilden. Ich glaube — es liegt an etwas anderem. Ich meine, daß es vielen Deutschen so geht. Der hellere Himmel des Südens, die frohe, leichte Art, der Wein der in milderer Luft auf den Hängen reift, die sinnesfrohe Kultur einer Gegend, die uns einst Stamm- und Mutterland gewesen und — zu allermeist, die immer neue, immer wechselnde Schönheit dieses Landes, das sich über tausend Wälder, tausend Seen zu tausend Gletschern, zu den tausend Felsköpfen hebt, zu jenem naturgeschaffenen Grenzwall, der unsere nordische Welt vom lockenden Glanze des welschen Südens trennt.

Ich habe noch jenes alte Osterreich gekannt, das sein Monument in den Prunkbauten der Wiener „Kaiserstadt“ hinterlassen. Es lebte sich gut dort im Abglanz einer vielleicht etwas müden, weichen Kultur, die noch befangen im Bann des glanzvoll galanten achtzehnten Jahrhunderts. Es war ein Land der großen Herren verschiedener Nationalitäten, reich, großzügig, sorgenlos, ein bisschen bigott, ein bisschen dekadent und — — doch so angenehm sympathisch. Und in den Kaffeehäusern der Ringstraße, da hörte man nicht nur das breite, weiche, gemüthliche Wienerisch, sondern am Ende nicht viel weniger tschechisch, polnisch, magyarisch, kroatisch, serbisch, rumänisch und italienisch. — Wenn der „alte Herr von Schönbrunn“ ein Edikt erließ, so lautet die Überschrift: „An meine Völker.“ Ein Nationalitätenstaat? — Nein! — Ein Reich? — Kaum! — Ein politisches Machtgebilde dynastischer Konvenienz, zusammengehalten unter der schwarzgelben Fahne eines alten süddeutschen Geschlechtes, dessen letzter Exponent in mehr als biblischem Alter, letzter Nachfahr war verklungener Zeiten, Träger von zwei stolzen Kronen, und einst noch jener dritten, der „eisernen Krone“ der Lombardei. Man kann es wohl verstehen, wenn

einer jener alten Herren, der im weißen wohl austrasierten „Kaiser-Franz-Joseph-Bart“ bedachtsam zur Frühmesse in eine der hundert Barockkirchen schreitet, dieser Zeit nachtrauert. Aber — — über eines müßte auch er sich klar sein — — dies alte Österreich, oder besser gesagt: weiland die K. u. K. Monarchie, sie ward nicht zu Grabe getragen im November 1918, als die morschen Heeresfronten sich auflösten, nicht am dunklen Schicksalstage des Diktates von St. Germain, und beileibe nicht in unserem sonnenhellen, morgenfrischen Frühling 1938, sondern in jener Stunde unter dem Echo der brüllenden Schlachten des Weltkrieges, als man seine apostolische Majestät, weiland den Kaiser Franz Joseph I. in der Kapuzinergruft zur letzten Ruhe getragen hat. Mit ihm versank das alte Österreich verflungener Jahrhunderte, das auch wir gern gehabt. Die Folgezeit war mehr als Liquidation — sie war Verfall, und das Wappenschild des letzten gekrönten Habsburgers trägt den Makel des Verrats an Volk, Reich, Bundestreue und Deutschstämmigkeit. — —

Ich fahre empor aus meinen Gedanken. Die Kameraden stehen an den linken Kabinenfenstern, in den Ohren saust der Druck absinkender Höhenlagen. Drunten noch winterlich kahl der Wiener Wald, gleißende Sonnenstrahlen links voraus auf Dächern und Türmen auf dem Schwurfinger des „alten Steffel“, des Wahrzeichens von Wien. — — Eilige Böen. Ich will meinen Mantel vom Haken nehmen und sause an die Decke. Kauf — und runter — — schlingern rechts und links — — kaum ein paar Minuten, wir schweben wieder ruhig über die Donau hinein in das Rollfeld des Flughafen Aspern. Ich hörte später, daß der Pilot unserer Sondermaschine den Trick der Verkehrspiloten nicht kannte, nördlicher zu halten und das Loch zwischen Wiener Wald und Wiener Stadt zu vermeiden. — — —

Hakenkreuzfahnen im frischen Frühlingswind, Flughafenpersonal, Böllner („Finanzer“ hieß das wohl auf österreichisch) mit dem deutschen Gruß, flinke Steyrwagen mit frischen jungen O.A.-Männern am Steuer — — die Brücke über die liederbesungene Donau, die mir auch diesmal nicht blau, sondern gelbgrün erscheint, die Tegetthoffsäule, der „Wurfschotelprater“ zur linken — — alles bekannt und

doch — — über all dem: Fahnen, Fahnen, unsere Fahnen!! Und drunten frohe Gesichter, helle Augen, Frühlingsleuchten neuer Zeit, wie es das alte Wien, wer weiß wie lange, sicherlich nicht mehr gekannt. — —

Nockerlsuppen, Tafelspitz und Marillenpalatschinken — — sehr viel besser für meinen Geschmack dies österreichische Mittagsmahl als unsere norddeutsche Küche aber — — „chacun à son goût.“

Zivilanzug, möglichst unauffällig, ohne Abzeichen. Bummel allein, empfindsam, neugierig durch die alten Gassen des I. Bezirks über die Ringstraßen. Großartig dies Wien, irgendwie unwirklich, obgleich mir seit einem Menschenalter bekannt. — Kreislauf des Denkens. Was ich vor Stunden empfunden, wird augenfällig: Der glänzende Rahmen, einst der Kapitale des „Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation“ würdig, er paßt nicht mehr so recht in das Niveau von gestern, einer Republik von sieben Millionen. Es kommt mir vor, als wenn der Repräsentant Österreichs spazieren gehen wollte in einer altererbten Galauniform, die ihm viel zu weit ist und nicht einmal aufgebügelt wurde. Sie paßt irgendwie nicht so recht zu ihm, und die Goldstickerei ist bei genauerem Hinsehen auch zerschliffen. In diesen Rahmen gehören neben den öffentlichen Gebäuden auch die Palais der Erzherzöge, des „Hoch und Deutschmeisters“, der fürstlichen Familien, die keine österreichischen Untertanen mehr sind, der Kinsky, Schwarzenberg, Lobkowitz, Pallavicini und wie sie alle heißen. In Berlin gab es all das nicht, insofgedessen ist ein Vergleich nicht gegeben. Aber — man stelle sich beispielsweise London vor ohne das „British Empire“ beschränkt auf old England, eine Machtsphäre wie zur Zeit Cromwells und mit republikanischen Vorzeichen — — unvorstellbar, aber ein Vergleich! — Weiß Gott — dem Österreich Schuschnigg mit seiner Salmisassade und seinem grenzenlosen Glend braucht niemand nachzutruern. — Ich bin öfters nach Wien gekommen in den zwei Jahrzehnten der Nachkriegszeit, jedesmal machte es einen mehr und mehr herunterkommenden Eindruck. Es war etwas „delabrierter“, etwas weniger elegant, etwas teurer und immer — jüdischer!

Hofburg, Herrengasse, Stock im Eisen, Notikirche, Ballhausplatz — — alles Erinnerungen, Namen, die ein Programm bedeuteten, die vielleicht typisch waren wie die salbungsvoll schreitenden Patres und ehemals die fast zu eleganten Kurzberockten und engbehesten K. u. K. Offiziere. Heldenplatz — Denkmäler. — — „Tu felix Austria nube“ — solide Grundlage der Großmachtstellung. Aber wie oft hat man brav fechten müssen! Eigenartig, daß die zwei bedeutendsten Feldherren keine Deutschen waren: Prinz Eugen und Radetzki. Ihre Märsche sind „die“ Märsche der österreichischen Armee, auch bei uns wohl bekannt, mitreißend und doch preußischem Soldatentum wesensfremd. Man vergleiche einmal den südlichen Rhythmus des Radetzkimarsches mit — beispielsweise — unserem „Torgauer“. Wie ernst und schwer wirkt der Letztere, man möchte sagen: eher wie ein norddeutscher lutherischer Choral.

Ich wandere weiter dem eleganten Geschäftsviertel zu. Hier bin ich zuletzt im Dezember gewesen. Hier in der Kärntner Straße sah man überhaupt nur Juden. Die wenigen Arier waren Bettler, scheinbar aus allen Gesellschaftsklassen. Das schlich an den Häusern entlang — unfroh, verzagt durch die „sterbende Märchenstadt“. — Heute — ein ander Bild. Kein Jud weit und breit — sind wohl in ihre Mauselöcher verschwunden, denn ein paar Hunderttausend waren es sicher. Hier an der Ecke, wo ich damals vor wenigen Monaten stehen blieb, regierendes Judäa beobachtend, ein Zeitungsstand mit der gesamten Parteipresse. Zum Brüllen! Und hier quer über die Schaufensterscheibe eines hocheleganten Konfektionsgeschäftes gedruckt: „arisch geleitetes Geschäft“. Davor ein deutscher Soldat und ein O. A.-Mann mit ihren Mädchen. — — Die Schaufenster hübsch wie einst. Ich sehe gar nicht ein, warum das einst so lebensfrohe Wien nicht weiterhin die Metropole des deutschen Ghics der deutschen Eleganz bleiben soll, wenn es ihm gelungen ist, diesen Ruf auch in der Zeit tiefsten Niederganges zu bewahren. „Der Graben“ — der „Domplatz“, die wundervolle Kathedrale des Heiligen Stephan, die schon die Türken vor Wien gesehen, die so manchen Wandel der Zeit erlebt.

„Da schaut der Steffel lächelnd auf uns nieder
 Und denkt sich still, der stolze Dom:
 Bist doch mein Wien, die Stadt der Lieder
 Um schönen blauen Donauström.“

Bisher sprach ich immer von dem prunkvollen Wien des Barocks. Es gibt aber noch ein zweites Wien, das grade uns Norddeutschen oft näher gekommen ist. Es ist das Wien des neunzehnten Jahrhunderts, das Biedermeier-Wien, leicht, bürgerlich, behaglich — gemütlich mit einer eigenen Note wie Alt-Wiener Porzellan. Es ist das Wien, in dem Franz Schubert und Johann Strauß groß geworden sind. Aber — ich glaube mich nicht zu irren: Grade dies sympathische Wien war längst zu Grabe getragen. Das gute Wiener Bürgertum hat dem Judentum längst den Platz geräumt. Es redet auch nicht mehr in Palästen und Bauwerken zu uns. Und seine letzten verarmten Vertreter konnte man am Graben treffen beim Versuch, sich durch den Verkauf der letzten Alt-Wiener Tasse noch vor dem Verhungern zu bewahren.

Traurige Reminiszenzen. Ich ziehe weiter und suche einen altrenommierten Schuster auf. Ich wundere mich zu erfahren, daß er seit jeher sein berühmtes Leder nicht etwa aus England, sondern aus Deutschland bezogen hat. Die Schuhe sind immer noch billiger als gleiche Qualität Berlins und — eben doch eine Nuance eleganter, mit dem gewissen Chic, den vielleicht Londons Mode vorschreibt, der aber von jeher in Wien seine Meister gefunden hat. — —

So rutschte man aus den historischen Reminiszenzen langsam wieder in Materialismus hinein, der im „Heurigen“ seine Krönung finden sollte.

Es war an einem der ersten Abende, als ich beschloß, mit einem Berliner Kameraden dem Trubel zu entfliehen und etwas typische Wiener Gemütlichkeit zu suchen. „I möcht amol wieder in Grinzing sein . . . beim Wein, beim Wein, beim Wein!“ — Der Wagen rollt durch die alten Gassen, Nuszdorf und Simmering und wie die Orte alle heißen. Es ist eine helle Mondscheinnacht, Rirschblütenzweige grüßen über barockem Gemäuer, das alte Heiligenbild am Eck, der alte Lorbogen, die Stange mit den „Buschen“ dran, der den Ausschank



Lacroma



Harfen von Ragusa

des Heurigen anzeigt. — Grinzing — oft besungen, Ort für Frühlingsstimmung, für Pärchen und für die guten alten Lieder, mitunter ein bißel schmalzig aber doch eben „charmvoll“. — — „Paß auf, da lassen wir uns die Schrammeln vorsingen. Und wenn wir dann erst ein paar Liter Heurigen im Bauch haben, da singen wir selbst mit: „Wien, Wien nur Du allein!“ — — Es kam ganz anders. Die große Wirtsstube war randvoll — voll Soldaten! Mindestens hundertfünfzig „Banzerschützen“ — denn der Mundart nach schienen sie zwischen Leibs'ch, Dräsdn und „Gämme“ herzustammen. Die sangen ihre Heldenlieder. — Nicht schön, aber laut, sehr laut! Und die traditionellen dicken, alten, versoffenen Schrammelsänger versuchten vergebens auf Geige, Zupfgeige usw. diesen „Barditus“ zu begleiten. — — Dem Gast graust es. Oh Grinzinger Gemütlichkeit, wohin bist Du verschwunden! Nicht einmal knutschende Pärchen in den Ecken, nur angewandtes Heldentum in Form traditionsgebundenen feuchtumwitterten Kameradschaftsabends. — — Dazu brauchen wir nicht zu reisen. Das können wir auch zu Haus haben. Ergo rückwärts, rückwärts Don Rodrigo, zurück zu den mehr oder weniger (meist mehr) kostspieligen Tempeln des Wiener Nachtlebens. — —

Man war schließlich nicht nur zum Vergnügen in der Hauptstadt der deutschen Ostmark. Tagsüber gab es allerhand zu tun. Das war mitunter auch ergötzlich in seiner neuen Zusammensetzung noch nicht eingespielter Dienststellen von Staat und Partei — — aber das gehört nicht hierher.

Nord und Süd vertragen sich im Grunde herrlich trotz oft grundverschiedener Wesensart. Aber hier und da gibt es halt doch mal Fraktionen. Da „soll“ irgendein höheres Tier aus Norddeutschland, vermutlich vom Rande der Spree, irgendwie und irgendwo eine österreichische Dienststelle verlangt und ungeduldig gekräht haben: „Nun melden Sie sich schon — wer ist am Apparat, aber etwas dalli, wenn ich bitten darf. Hier bei Euch muß wohl mal aufgeschwänzt werden!“ usw. — — „Also hier ist Stadthalterei-Concipistenpraktikant, Leutnant in Evidenz Pröll“ — „Wer ist dort? Zum Donnerwetter sparen Sie sich die blödsinnigen Titulaturen. Ihren Namen buchstabieren, Tempo, Tempo“ — — „Also bitt' schön: P wie Preis,

R wie Rinddieh, D wie Osterreich und L wie — — Götz von Berlichingen — — Lezteres bitte zweimal!" — Si non è vero, è buon trovato.

An einem Sonntag wollten wir zu viert einen Ausflug machen, nicht in Richtung Semmering, denn da seien meines Erachtens nur judenleere Hotels zu sehen. Wollen mal einen Winkel dieses schönen Landes auffuchen, den der Deutsche, der die Alpenländer sucht, im allgemeinen nicht kennt: Das Burgenland, diese weltferne Ecke um den Neusiedler See an der ungarischen Grenze, der früher unter ungarischer Oberherrschaft stand. Ein Fahrer ist nicht zur Hand. Ich erkläre mich fähig, den Kleinen Steyr zu fahren. Es geht auch ganz gut, meist auf der falschen Straßenseite oder in völlig irrthümlicher Auffassung über die Richtung einer Einbahnstraße, sintemalen hier rechts gleich links ist. Realisieren Sie das mal so schnell! Aber — die Wachmänner sind nachsichtig gegen die braunen Uniformen. Und so kommen wir denn allmählich hinaus in die frühlinggrüne Ebene zwischen Donau und den hohen Bergen, Raz und Semmering, wo noch der helle Neuschnee im goldenen Mittagslichte gleißt. — Fruchtbare Tiefebene. Lagenburg, Park, Schloß, Habsburger Reminiscenzen. Das Land wird hügelig. Weingärten, Obstgärten. Schattende Kastanien, Mandelbäumchen und Marillen in rosa Blütenpracht — — und jedes, aber auch jedes Haus grün bekränzt mit lustig im Frühlingwinde flatternden Hakenkreuzfahnen. Ein Kroatendorf — ebenso — Weiblein in ungarisch bunten Röcken und hohen Stiefeln mit dem deutschen Gruß. — — Jungvolk, das sich auf der Dorfstraße rangiert. Scharf gekrähte Kommandos, nicht mehr „Habt Acht!" und „Rechts geschaut!" sondern richtig zackig „Stillgestanden — Augen rechts!" B. d. M. mit Bändern, Fahnen und Liedern. — — Alles wie bei uns, doch mit einer überströmenden, frischen, neu-begeisterten Fröhlichkeit, so richtig aus übervollem Herzen heraus. — Deutsches Land! Wenn man doch bloß einen amerikanischen Journalisten im Wagen hätte, — dem würden vielleicht doch seine jüdisch infizierten Augen übergehen! — — Alte Städtchen, Burgen, Schlösser, Kirchen, Bildstöcke, festes Gemäuer, Schießcharten und Kugellöcher aus der Türkenzeit. — — Helle, helle Sonne eines südlichen Him-

mels. — Der Neusiedler See, eine mächtige blinkende Wasserfläche zwischen riesig breiten Schilfgürteln. Ein ganz komisches Gewässer. Erst sieht es so aus, als ob man Admiräle darauf loslassen könnte. Ich höre aber, daß man zur Sommerszeit durchwaten könne, ohne sich die Kravatte naß zu machen. — — Die alten Bauern sind zu nett. Der Ortsbauernführer, der Stützpunktleiter, der Bürgermeister und sonstige Notable sammeln sich um unser Gefährt. Wir werden im Triumph in den Gemeindefeller geschleppt, und da gibt es Wein — Wein — Heurigen Wein, den berühmten „Kuster“ und weniger berühmte Nachbarn. Der Charakter, so wie man sich bei uns landläufig den ungarischen Landwein vorstellt — der hat es bekanntlich in sich. Im zweiten Keller fange ich an zu streifen — ich muß doch meine Kameraden heimkutschieren. — „Ah, wos denn, so a Mannsbild wie Sie, der verträgt schon noch einen!“ — — Es ging noch ganz gut. Wir verfranzten uns in der Dunkelheit und kamen doch nach Wien. Und daß ich irgendwo in der Gegend des Hotels „Scheißl und Maden“ (oder so ähnlich) ausgerechnet wieder verkehrt rum in der Einbahnstraße steckte, daran war wohl der Kuster nicht schuld. — — —

Es ist komisch. Wenn man so in einer Umwelt steckt, die von Herzen froh ist, wenn noch der revolutionäre Schwung eines „Umbruchs“ durch die Gassen weht, dann erfaßt wohl einen jeden die frohe Leichtigkeit. „Und die Frühlingsnacht ist voller Klängen.“ Man ist viel eher bereit, Unsinn anzustellen als sonst. Und der Berliner Großstädter — das bin ich nun mal zurzeit auch — der sonst wohl mehr oder weniger blasierter nächtlichen Exkursionen gegenübersteht, haut dann auch los. Das Bild der Wiener Lokale hat sich mächtig gewandelt. Das israelitische Stammpublikum von gestern fehlt völlig. Ein neuer ungewohnter Akzent: die Uniform. Ich glaube die Wiener Madeln haben gute Zeit und vice versa der stramme deutsche Soldat, der neneingekleidete O.A.-Mann, der Riese von der Leibstandarte — sie alle haben noch bessere Zeit. Und das alles sitzt nun am Abend mit „Manöverbraut“, oder noch ohne, in den Lokalen rum, die sich nur durch die Preise unterscheiden, aber in denen der Wirt wahrscheinlich kein Unmensch ist und vom Soldatengast vermutlich nicht allzuviel für

den Schoppen „Heurigen“ verlangt. Und am Nebentisch mitunter eine wirklich hochelegante Gesellschaft, Namen, die in Wien jeder kennt, auch sie gleicherweis vergnügt. In Norddeutschland kennt man das weniger. In Wien war man von jeher in diesem Punkt weniger exklusiv, harmlos lustiger bei einer Musik, die allen gemein — mir gefällt das. — — In Ungarn schon in der Kriegszeit, wo wir als erste deutsche Truppe in den Quartieren maßlos verwöhnt wurden, ehe wir die Karpathen feindwärts überschritten, habe ich Zigeunermusik kennen und lieben gelernt. Auch Wien hat Zigeuner seit jeher, sehr gute sogar. So ist es denn wohl verständlich, wenn ich mir den einen oder den anderen Abend vorsiedeln lasse eigenartig sentimentale Lieder, das „Selbstmörderlied“, das Lied vom „Traurigen Sonntag“ oder so ähnliche und Czardas dazwischen. Dazu hin und wieder Tanzmusik und ein Schrammelsänger. Diese Mischung ist typisch wienerisch. — Kein Wunder, wenn es dabei spät und später wird. Nur der Geldbeutel wird magerer, aber auch das ist wohl eine Revolutionserscheinung, zumal, wenn man „im Kopf ein bisschen Wein“ hat. — —

Man muß Stimmungen fassen wie sie sind. Man soll sie bewußt genießen. Sie sind dann wie ein Wein, leicht heraufschend und doch verschieden in der Wirkung, besinnlich oder leichtsinnig schwunghaft. Das eine ist gut und das andere auch. Sie geben dem Menschen etwas. Man genießt bewußt und hat seine eigene innere Freude daran, die einem kein Mensch nehmen kann, und die man — leider — meistens auch mit niemanden teilen kann.

Fahr ich da eines Morgens heim durch stille, leere Gassen, bergab gegen die Ringstraße zu. Hellgrünblau rosiges Morgenlicht auf dem grünen Kupfer von alten barocken Türmen und Dächern und auf dem Rahlenberg darüber. Im ersten Grün der Bäume auf Plätzen in Gärten jubilierten die Vögel. Es war ein Singen und Klingen über der schönen weiten Stadt, in der Luft und im Herzen. Es war eben:

„Frühling in Wien!“

Zum Nürburgring

Die Anfahrt zum Nürburgring für den „Großen Preis von Deutschland“ hat es bekanntlich in sich. Man wappnet sich traditionell mit Geduld, man sortiert sein Repertoire an lauten wie an still innerlichen Flüchen, man bangt um den makellosen Glanz seiner Kotflügel und — — wenn man Flug ist — — sorgt man für festen und flüssigen Proviant. Zu letzterem fehlt allerdings an Tagen, die so heiß wie heute, ein eingebauter Kühlschrank.

Zunächst ist es nicht schlimm. Wir erreichen in erstaunlich kurzer Zeit Uhrweiler. Aber hier drohen Schupos in rauhen Mengen und gewaltige Transparente mit balkigen Pfeilen quer über die Straße. Hier wird „organisiert“. Ahnungsvolles Gruseln dämmert auf und neiderfüllt sehen wir den dicken Bus mit fröhlich singenden Menschen gradeaus auf bekannter Straße entwehen. Die haben es gut, den armen P. K. W.s aber wird eine Sonderwurst bereit.

Das Sträßlein, in das wir pfeil- und streckarmig gewiesen, ist zunächst mal gar nicht so schlimm. Mangelnde Leerung und blauer Dunst aus tausend Auspufftöpfen durchnebeln die eben noch so schöne klare Morgenluft. Erster Gedanke: Hat sich denn das gesamte motorisierte Deutschland hier ein Stelldichein gegeben? Halt! — Zurücken! — — Halt! — — „Mensch würg' doch den Motor nicht ab.“ — — Unser Anlasser ist aber nicht der einzige der melodisches Getön von sich gibt. — — — Halt! — — — Zehn Minuten — — fünfzehn Minuten — — — eine Wagenlänge vorwärts — — wir stehen jetzt zu zwei Wagen nebeneinander, und eigentlich hat überhaupt nur einer Platz. — „Heilige Ordnung, segensreiche Himmelstochter“ — ich glaube das stammt von Schiller und der hat nie verbrannte Gase geatmet und keine Verkehrsregelung gekannt. — — Wir stellen Berechnungen an, wann wir wohl die herrlichen, breiten, gut geteerten

Zufahrtsstraßen zum Nürburgring erreichen werden? Es müssen noch so an die zwanzig Kilometer sein. Unser Kartenmaterial gibt sich mit den uns gewiesenen Wegen erst gar nicht ab, liefert also keine Aufschlüsse. Um zwölf Uhr soll das Rennen beginnen. Es ist jetzt neun Uhr. In der letzten halben Stunde haben wir etwa zweihundert Meter gemacht. Zweihundert in zwanzigtausend gleich hundert halbe Stunden gleich zwei Tage plus zwei Stunden! — Man muß auf alles gefaßt sein!

Ein kleiner Ruck nach vorn. Wir sind diszipliniert und fahren jetzt hintereinander, rucksend, Stoßstange an Stoßstange, wie es sich gehört, als ob wir fatalistisch strenggläubige Muselmänner wären.

Da — eine gellende Sirene, die von hinten näher und näher kommt. Eine kräftige Stimme: „Bitte rechts ran, ich muß zum Start.“ Aufrecht in dem B. M. W. mit oberbayrischer Nummer steht ein Mann im weißen Renn dress — Hans Stück! — Jetzt schiebt er sich an uns vorbei — schneller Entschluß: im Vertrauen auf unseren Dienstwagen mit Kommandoflagge, unsere G. A. Uniformen und unsere Ausweise der D. N. G. — los — dahintergehängt! Schon sind wir an drei bis vier Wagen vorbei. Stück's Mitfahrer lachen uns freundlich zu — das geht ja bombig. Wenn nur andere Leute nicht auf denselben guten Gedanken kämen und ebenfalls versuchen wollten, hinter Stück einzubiegen. Da hilft nur gräulich gellendes Hupen und die Entschlußfreudigkeit unseres im Berliner Großstadtverkehr großgewordenen Fahrers, Sturmführer G. — Zehnmal — hundertmal glaube ich es krachen zu hören. Ich sehe schon unsere vorderen und hinteren Kotflügel der rechten Seite mit „Dauerondulation“. Es passiert erstaunlicherweise nichts. Links im Graben plötzlich ein Wagenwrack, aus dem noch einige Flämmchen züngeln, und der unvermeidliche Schupo mit Notizbuch daneben. Wo der nur herkommt? Die Straße wird etwas freier. Wir fahren schon beinahe Tempo und freuen uns, daß unser Opel super mitkommt. — Schlingelschlängel — Kurven — unglaublich enge Dorfstraße — viele Kinder — Gebrüll der Sirenen und Hupen. Schlaglöcher — Schotter! Opelchen spielt Schiff auf stürmischer See. — Nur ran bleiben an Stück — wer weiß, was noch kommt! — — Es kam viel

schlimmer. Die Straße wird zu einer Art Feldweg, und gelber Staub quillt wolkig unter Stucks Reifen und all der anderen Wagen rechtsseits, die sich hier zu unerhörter Dichte und schier unlösbarer Verstopfung massieren. Symphonie infernale sämtlicher Signalinstrumente! Man sieht kaum mehr die Hand vor Augen, nur momentweise die blauweiße Fabrikmarke des B. M. B. oder drüber hinweg Stucks weiße Mütze. — Rumsch — Krach, Krach — — — der Wagen legt sich nach links, schwankt, fährt mit den zwei linken Rädern anscheinend im Graben. G. gibt ungerührt weiter Gas trotz unseres Protestgebrülls, die wir das Spiel schon verloren geben wollen. — Ruck — wir sind aus dem Graben, auf einen Millimeter schätzungsweise am Kotflügel eines imposanten Horchs vorbei — da ist wieder Stucks Silhouette — gut gemacht! — — Eine Hausecke, scharfe Kurve, Dornhecke kraßt — Wald — Bäume — neue Gefahrenquellen. — Es wird lichter, fester, staubfrei. — Man kraßt eine gelbliche Mehlschicht aus den Augenwinkeln und blickt dankbar nach dem weißen Leitstern, der uns zwar restlos eingepudert, aber doch wohlbehalten hergeführt auf die schwarzrauhe Prachtstraße, deren wegweisende Schilder schon die unmittelbare Nähe der Rennstrecke künden.

Die Tachometernadel klettert munter empor. Überfüllte Parkplätze rechter Hand, linker Hand. — — Um Gottes willen — wo sollen die hunderte von Fahrzeugen hin, die nach uns kommen?

Motorengebrüll rechter Hand. Die Rennstrecke. Tiefgebeugt die Sturzhelme über Lenkstangen rast, tobt ein Rudel Rennräder vorbei, jagt die Kurve hinauf. Das Gebrüll verdonnert in der Ferne.

Tribünen, Schilder, Schupos, Parkplätze, Fahnen, Wagen, Wagen, Wagen. Ein Drahtzaun, ein Tor, hinter Stuck hinein, NCKK.-Männer grüßen. Kurzer Dank an Stuck, den seine Stallgefährten fortschleppen. Wir haben es geschafft ebenso wie er und werden die Freude haben, das schönste Autorennen, den Triumph deutscher Industrie zu sehen — ausnahmsweise mal nicht im Regen.

Und wenn Ihnen, Meister Stuck, diese Zeilen zufällig zu Gesicht kommen sollten, so seien Sie überzeugt, daß Sie uns eine Mordsfreude gemacht haben.

Um „alten Zoll“

„Zu des Rheins gestreckten Hügeln
Hochgesegneten Gebreiten,
Auen, die den Fluß bespiegeln,
Weingeschmückten Landesweiten
Möget, mit Gedankenflügeln
Ihr den treuen Freund begleiten.“

(Goethe.)

Ein „Menschenalter“ hat meines Wissens dreißig Jahre. Ein „Menschenalter“ und sogar etwas länger ist es her, daß ich meine schönen, jungen Studententage, die „freie und ungebundene“ Zeit, die bekanntlich nie wiederkehrt, am sonnigen Rhein verlebt habe. Ich stelle fest, daß ich in diesem Sommer im 67. Semester studentischer Zeitrechnung stehe.

Unwillkürlich kommen diese Gedanken, als mich mein Weg nach Jahren wieder ins alte Bonn führt. Das Hotel „Königshof“ sah mich als „Spesuchs“ erstmalig in seinen Mauern. Es ist eigentlich wenig verändert und in dem kleinen Garten, der zum Rhein führt, zwischen den Hortensientöpfen trinkt ganz wie einst eine trockene angelsächsische Matrone ihren Tee. Sie „macht“ das Rheinland und im Gegensatz zu ihrer Frau Mama — vor dreiunddreißig Jahren — ist sie ganz sicher, nicht durch donnernden Gesang studentischer Kehlen im wohlproportionierten Schlaf gestört zu werden.

Eine Feststellung: es ist sehr heiß. Es war also nicht nur der hitzende Alkohol, der einst dies Gefühl einer tropischen Schwüle zu einer dem Ostelbier nicht sympathischen Begleiterscheinung der Rheinebene stempelte. Bad Godesberg — — — ich habe die Lindenwirtin noch gekannt — — — behauptet ja, dasselbe Klima wie die Riviera zu haben. Die aber sucht man im Sommer nicht auf, sondern zur

Karnevalszeit, wo in Godesberg bestimmt noch keine Rivieranelken blühen, sondern allenfalls die sagenhafte Karnevalsstimmung, die sich dann im „hillige Kölle“ austobt. — Also —!—

Aller Hitze zum Troß Erinnerungsbummel durch die „Musenstadt“. Auf der „Preußenkneipe“ finde ich die beiden Alten, die einst schon mich als „Kraßfuchs“ betreut. Vierundsiebzig und achtundsiebzig Jahre tragen sie und sind im Grunde unverändert. Und der ältere, einst der „hohe Vierte“, ist ein lebender Beweis für meine Theorie, daß Alkohol, reichlich genossen, unbedingt konservierende Wirkung hat. — — Die Straßen der Altstadt haben das gleiche Gesicht wie einst. Sie waren damals schon krumm, namentlich wenn man am Gange merkte, „wie viels geschlagen hat“. Da war einer, der seine Bude nie finden konnte. Da er aber wußte, daß sie an der Elektrischen lag, soll man ihn eines Nachts angetroffen haben, wie er auf allen Vieren kräuchte, den Zeigefinger im Gleis der Elektrischen, die ihm als Ariadnesfaden dienen sollte auf sorgenschwerer Suche nach Bude und Bett. — — —

So gelange ich allmählich zum „alten Zoll“, wo der alte Herr Ernst Moritz Arndt noch immer dieselbe merkwürdige Handbewegung macht wie einst.

Und da steht man wieder und schaut. Ein Sonnenglanz liegt über dem breiten Rhein, der doch grün ist — im Gegensatz zu der blauen Kollegin Donau, die ich immer gelb gefunden habe. — — (Ich will niemandem Unrecht tun, — beileibe nicht der Donau und bin gerne bereit, sie in fortgeschrittener Stimmung auch himmelblau zu finden.) — — —

Wie oft habe ich dies Bild gesehen, den weit geschwungenen Bogen des Rheinufers bis zur Gronau hin und die blandämmrige Linie des Siebengebirges. Ein Zwischengedanke: Warum hat man eigentlich nie einem Fuchs die Aufgabe gestellt, die Silhouette des Siebengebirges aufzuzeichnen, beispielsweise mit Kreide an die Bier- tafel. Ich glaube ich könnte es. Da ist links der Petersberg, der ist oben abgestlacht, wahrscheinlich um dem schönsten Hotel Deutschlands Platz zu machen. Dann kommt in der Lücke, spitzer und höher als die anderen, dahinter liegend der Ölberg — — da sind wir mal zu

Sonnenaufgang mit Alköpfen hingewandert — — und dann rechts mit dem charakteristischen Steilabfall und der Burg der Drachensfels. — — Aber das stimmt doch nicht. — Es sind doch sieben Berge und — — ich behaupte steif und fest, als wir junge Studenten waren, haben wir alle sieben gesehen!? Geborene Rheinländer zu Hilfe — — ich wette sie kriegen es auch nicht fertig! — — —. Aber — nun wieder zurück auf den alten Zoll. — Genau so wie heute stand ich einmal dort — das war vor jetzt einunddreißig Jahren. Schön sah ich nicht aus. Der ganze Kopf ein Wickelverband — — drei Tage zuvor hatte mich die „erste Chargenpartie einer p. p. Seite gegen einen wohlwöblichen U. U. der Hansea“ eine schwere Abfuhr gekostet. Backe durch, Kaumuskel durch, Speicheldrüse durch, Hühnersuppe durchs Röhrchen, kein Alkohol, Schnänzchen halten usw. Menschenchen und menschenfern stand ich da im fünften glorreichen Semester meiner Aktivitas an gleicher Stelle, schöne Welt schauend und ein wenig meditierend. Ich weiß es noch genau — — es steht mir im Erinnern eingegraben: ich zog damals eine Art von Bilanz meiner Korpsstudentischen Semester und — ich möchte nicht in Einzelheiten gehen: sie war damals aus der Perspektive des „hohen Herrn Korpsbesitzers“ genau so positiv wie heute aus der abgeklärten Entfernung eines Menschenalters.

Man hat uns junge Leute des Ostens seinerzeit auf die rheinische „Alma mater“ geschickt. Wir sollten lernen. „In litteris“ — — das war — — zugegeben — — nicht arg. — Für das Leben — ja! —

„Mein Sohn, mein Sohn

Zieh nicht an den Rhein.

Mein Sohn ich rate Dir gut.

Da geht Dir das Leben so lieblich ein

Da blüht Dir so freudig der Mut!“

Grade das ist das gute daran. Vor uns entwickelte sich eine Welt, die hell war, leichtlebig froh, voll Sonnenschein und Lebensfreude, eine Welt, die „mutatis mutandis“ heute noch genau so da steht, wie damals — — die eben Rheinland bedeutet.

„Warum ist es am Rhein so schön?“

Eigener Zauber dieses Landes am sagenumwobenen Strom, in dem der Nibelungen Gold versunken. Wenige Kilometer von hier beginnt die Welt der Arbeit, die nirgendwo stärker pulsiert als am Rhein und an der Ruhr. Schaffendes Deutschland bester Prägung. — Aber dann kommt der Sonntag, dann kommen die Stunden die nach urmenschlichem Recht der Freude nach der Arbeit gewidmet sind. Da lockt Vater Rhein alt und jung! Und da ziehen da drunten unterm alten Zoll die Dampfer vorbei, und da werden die „Hümpchen“ geschwungen heut wie einst, und da singen die Leute

„Nur am Rhein da möcht' ich leben.“ —

So war es, und so ist es. — Und was sonst dabei war: Sturm und Drang der Jugend in feste Form gegossen, über der blanker Stahl flimmerte. — Und wenn in den Wogen feierlichen Kommerzes das Treuegelöbniß ans Vaterland erklang — so sangen wir es aus heißem Herzen. Wir haben es wahr gemacht.

Anno 1914 fuhren wir preußische Leibkürassiere Frankreich entgegen als einer der ersten Transporte über den Rhein zwischen Niederlahnstein und dem „Deutschen Eck“. Und da zerklirrten unsere Gläser mit Wein, den uns Rüdeshheim gespendet, bei dem gleichen Lied, das unsere Studentenzeit begleitet: dem „ersten Mensurlied“ der Bonner Preußen:

„Wir Preußen wolln's beweisen
Beweisen durch die Tat,
Daß Preußen Herz und Eisen
Stets brav geschlagen hat.“

— Und unter dem feldgrauen Rock trugen wir das Band, für das wir Mensur gestanden, aus dem Gefühl heraus, das ein deutscher Waffenstudent besungen:

„Und sollten wir in Feindesland
Im Kugelregen sinken,
Dann sollst Du altes Burschenband
Treu unser Herzblut trinken.“

— — — Als ich den Rhein dann wieder gesehen, ein paar Jahre später, da hielt hier widerliches Niggervolk in französischen Uniformen

Wache. Die Welt war anders geworden — und anders wir selbst. Und doch bin ich immer mal wieder hier eingekehrt und zum „alten Zoll“ gewandert. Irgendwie ist mir dies helle, schöne Land ans Herz gewachsen. Ist es das Erbteil meiner rheinischen Mutter, daß ich mich hier stets heimisch gefühlt und jenen Prozentsatz inneren Frohsinns besitze, der mich auch in bitterernsten Stunden nie ganz verlassen, der lebensbejahend und darum gut ist? — — Wir alten Herren glaubten das Studententum der Nachkriegszeit noch durch die Brille unserer Zeit sehen zu können und haben vielleicht den äußerlich unveränderten Rahmen zu stark gewertet. Im Deutschland des Niederganges war kaum noch Raum fürs Burschenleben. Allenfalls war die straffe Erziehung durch gleichaltrige aufbauend auf sorgsam gehüteter Tradition ein Ersatz für die völlig fehlende militärische Erziehung. Das Deutschland des Wiederaufbaus, das wieder wehrhafte Deutschland gibt der Jugend nicht mehr die Muße der reichen, sorglosen Zeiten, in denen wir aufgewachsen. Allein dies müßte grundlegende Wandlung zur Folge haben. — —

An der Mauer lehnen ein paar Pimpfe und schauen mit hellen Augen aus sonnenbraunen Gesichtern auf den Rhein hinaus, auf all die Schiffe, die zu Berg oder zu Tal fahren und das weite bunte Bild. Junges Deutschland sportlich erzogen, zielbewußt auf dem Marsch in die neue Zeit. — — Die werden kaum hier unten in mondheller Nacht auf dem Motorbötchen mit einem „Böwlehen“ an Bord fahren. Es sind auch andere Lieder gewesen, die wir gesungen, die sentimentalen und die rauhen, die das Kommersbuch überliefert — und die anderen dazu, die nicht druckfähig. Hier unten haben wir angelegt, nachdem wir zuvor die Pfälzerkneipe passiert und den gewaltigen „Barditus“ nach der Melodie des Radeßkymarsches angestimmt hatten. — — — Schön ist es doch gewesen. Und das mag nur der ablehnen, der es nicht gekannt.

„Das Mondlicht glänzte,
 Es rauschte der Rhein
 Und am Ufer da träumten die Reben,
 Da floß in feurigen Strömen der Wein,
 Nie war es so schön mehr im Leben.“

Uns sollte die Erinnerung bleiben wie daheim Band und Mensur-
speer an der Wand zwischen Jagdtrophäen, Kürass und Pallasch.
Das Burschenband war immer ein Band der Kameradschaft im besten
Sinne. Es ist tragisch, daß die Entschlußlosigkeit einiger Wenigen,
die zwangsläufige Entwicklung nicht erkennen konnten, mich und
manch anderen zu einem äußeren Trennungsstrich gezwungen hat.
Und konnte ich dank jenen, einem „Verein in Liquidation“ die Zu-
gehörigkeit nicht wahren, so halte ich doch meinem alten Burschen-
band die Treue und den Ehrenplatz im Herzen. Das Erinnern an
all das „was beglückt meine jungen Jahre“ wird nicht geschmälert.
Und so bin ich wieder durch die Straßen gewandert — — — „einst
alles wie heut“. Was nach mehr als sechzig Semestern noch hell,
froh und ungetrübt im Erinnern eines ereignisreichen Lebens haftet
— — das ist gut gewesen!

— — Es wird Zeit! — — Rheinische Freunde, fröhliche Leute
warten. Es geht den Rhein hinauf. Und irgendwo wird wohl ein
„Hümpchen“ fällig sein, am Petersberg oben und beim roten Walporz-
heimer im Uhlthal und abends beim Tanz in Dreesens Garten zu
Godesberg.

„O Du wunderschöner, grüner Rhein!“

Wanderung durch Schlesien

Unter „Wanderung“ verstehe ich nicht unbedingt, daß man den Rucksack schultert und unzweckmäßig beschuht loswandert. Es ist noch gar nicht so lange her, daß man nicht nur im Wigblatt, sondern tatsächlich Typen traf, die „Köllchen“ über den Wanderstab gesteckt und den Stehkragen am Hosenträger angeknöpft hatten. Meist schwigten sie erheblich. Die vorgenannten Requisiten, aus der Ara „fin de siècle“ stammend, haben allmählich einer zweckmäßigeren Ausrüstung Platz gemacht. Ob nun Tourist, Wanderbursch oder Commerzfrischling — diese Art der Fußwanderung schalte ich aus. Sie ist in unserer Epoche der Geschwindigkeiten zu zeitraubend.

Als die Buren Südafrika erschlossen, benutzten sie zu ihrem „Trek“ gewaltige Ochsenkarren — und über die amerikanischen Prärien schaukelten Postkutschchen, die dann von Indianern überfallen wurden, was Carl May Stoff und unserer Jugendzeit unergleichliche literarische Genüsse (nie wieder erlebt) gegeben hat.

Der Hitlerjunge benützt ein Drehrad — geht in Ordnung. Zum Teil wandert er auch wirklich per pedes, d. h. er läßt sich je nach Gewandtheit von einem Auto mitnehmen. Geld hat er nicht und lernt doch sein schönes großes Vaterland kennen. Das erfreut mich und deswegen nehme ich gern so ein Kerlchen im Wagen mit, wenn ich ihn mit Riesenrucksack bepackt am Straßenrand stehen und mit sozusagen „hungrigen“ Augen den Autos folgen sehe.

Wandertrieb scheint mir deutsche Art zu sein. Und die Tatsache, daß Devisenknappheit uns zwingt, uns auf deutsches Gebiet zu konzentrieren, ist im Grunde sehr erfreulich.

Haben Sie schon Ihren Volkswagen? Wir werden wohl alle noch etwas warten müssen. Na — solange haben wir noch etwas mehr Platz auf den mitunter sehr schmalen Landstraßen. Aber — er-

freulicherweise ist die Motorisierung doch recht weit fortgeschritten und zwischen DKW. und Maybach liegen so viele Nuancen, die dem Geschmack und — letzten Endes — dem Geldbeutel Rechnung tragen.

Zurzeit rabelt die Masse der Norddeutschen gen Osterreich, um diese herrlichen Länder, die nun in den Verband unseres großen Vaterlandes aufgenommen sind, kennen zu lernen. Gut so!

Aber nächstes Jahr suchen Sie am Ende ein anderes Ziel. Ich möchte Sie auf Schlessien aufmerksam machen. Das ist im allgemeinen sehr wenig bekannt, allenfalls kennen Skiläufer das Riesengebirge und Turner und Sängler die Provinzialhauptstadt Breslau. — Die Haupteisenbahnstrecke nach Breslau und weiter bis zum ober-schlessischen Industriebezirk ist mit so verschwindend wenigen landschaftlichen Reizen ausgestattet, daß der Reisende, der nur Breslau kennt, gar nicht ahnt, was für Schönheiten das Land bietet.

Der Süddeutsche glaubt im allgemeinen, daß schlessische Kinder auf der Dorfstraße am hellen Mittag von Wölfen aufgefressen werden. — Und eine rheinische Familie schrieb im Begleitschreiben einer Sendung Insektenpulver an ihre nach Breslau versetzten Verwandten (vor zwei Jahren!), ob man da wirklich mit deutsch auskäme? Die Franzosen schickten anno 1919 Alpenjäger als Besatzungstruppe, weil sie sich unter „la haute Silésie“ scheinbar etwas ganz anderes vorstellten. — Über meine Heimat bestehen also ganz eigenartige Wahnvorstellungen.

Mit den „Sehenswürdigkeiten“ ist es im allgemeinen mager bestellt. Das hat seinen Grund. Schlessien ist schließlich Kolonialland wie auch Ostpreußen, im Mittelalter von deutschen Rittern, deutschen Mönchen und deutschen Siedlern erschlossen und kolonisiert. Diese kamen zum großen Teil von den schlessischen Herzögen aus dem Stamme der Piasten gerufen. Gehen wir den Siedlerwegen nach, so finden wir sie an den großen Straßen und in den ausgesprochen fruchtbaren Landesteilen, vorzugsweise am Fuße der Gebirge. Namen, wie Frankenstein, Frankental, Frankenberg usw., beweisen die Herkunft. — Über wenig Länder Deutschlands sind so viele Kriege nachhaltig und brutal hinweggegangen wie grade Schlessien. Wir brauchen nicht gleich an die Mongolenzeit zu denken, aber ein Beispiel: Im

Dreißigjährigen Kriege wurde der Stammsitz meines Geschlechtes in Oberschlesien, Schedlau, allein dreimal von Grund auf zerstört und mit beneidenswertem Optimismus jedesmal wieder aufgebaut. — Dann kamen die zehn Jahre der friderizianischen Kriege und dann die napoleonischen, in denen einzelne Striche, wie die Grafschaft Glatz unter Goeßen bis zum letzten Widerstand geleistet haben. — Von Breslau aus erließ anno 1813 der König seinen „Ausruf an mein Volk“. Hier trat Preußens letztes Aufgebot unter Waffen.

So ist es verständlich, daß so manches Bauwerk alter Zeiten in Asche gesunken ist, daß man die in ersten Zeiten schnell und nüchtern aufgebauten Siedlungen nicht mit den schönen, reichen, kultivierten Dörfern Süd- oder Westdeutschlands vergleichen kann.

Wollen Sie mich mal auf einer Rundfahrt durch Schlesien begleiten?

Wir wählen als Ausgangspunkt Görlitz. Görlitz liegt günstig zu Berlin und damit Norddeutschland und ebenso zu Dresden und damit Süd- und Westdeutschland. Sie wollen wahrscheinlich Lips für Nachtquartiere haben. Sie können in jedem der Bäder gut übernachten. Sofern Sie sonstige Städte berühren, empfehle ich, sich auf die Gasthöfe zu beschränken, die ich Ihnen nenne. Fahren Sie lieber ein paar Kilometer weiter als sich unbekanntem Karawansereien anzuvertrauen. Eine Karte brauchen Sie. Es wird aber Schwierigkeiten geben, wenn Sie keine allerneueste Ausgabe erwischen, die es am Ende noch gar nicht gibt. Denn seit zwei Jahren sind stellenweise bis zu neunzig Prozent aller Orte umgetauft oder sagen wir: regermanisiert worden. Vielleicht finden Sie trotzdem. Die Städte haben ihre Namen behalten.

Gute Straße führt uns nach Lauban, wo der Marktplatz mit alten Laubengängen einen kurzen Blick lohnt. Hier verlassen wir die Hauptstraße nach Hirschberg und fahren über Marklissa an der Talsperre vorbei nach Bad Flinsberg im Isergebirge. Hier beginnt die wunderschöne Sudetenstraße, von der erst das Stück bis zum Riesengebirge fertig ist, die aber über Glatz fortgesetzt werden soll.

Bei Petersdorf kommen wir ins Riesengebirge. Die mächtige Mauer des „Riesenkammes“ ist die Grenze zwischen uns und der

Tschechoslowakei. Ein Sudetendeutscher von drüben hat das hübsche Lied erdacht, das auch unsere Riesengebirgler singen:

„Du mein liebes Riesengebirge,
 Wo die Elbe so lieblich rinnt,
 Wo der Rübzahl mit seinen Zwergen
 Heut noch Sagen und Märchen spinnt.
 Riesengebirge, deutsches Gebirge,
 Du, meine liebe Heimat Du!“

Ein Abstecher wäre erwähnenswert nach Schreiberhau, mit der Glashütte „Josephinenhütte“, wo man herrliches Glas billig kaufen kann, und dem Zackelfall. Wir fahren dann nach der anderen Seite nach Bad Warmbrunn, bei Hirschberg. In Bad Warmbrunn, in schönem Park, liegt das imposante Barockschloß des Grafen Schaffgotsch, dem fast das ganze Riesengebirge gehört. — Für uns Jäger sei hier eins eingeschaltet: Dank des Verständnisses, der Fürsorge und des Opferwillens des Jagdherren besitzen Riesen- und Isergebirge einen ganz kapitalen Rotwildbestand mit hervorragender Geweihbildung und einem von Jahr zu Jahr wachsendem Stand an Muffelwild. Außerdem balzt hier noch der Auerhahn und mitunter fallen hoch oben über der Baumgrenze im Knieholz erstaunlich gute Rehböcke. Ich erwähne den Jagdherren absichtlich, zugleich mit meinem Dank für manche Waidmannsfreunden, denn die Wälder des Glazer Kessels beispielsweise haben im Grunde die gleichen Bedingungen aber keineswegs die gleichen Erfolge. Das kann sich der Jagdherr auf sein persönliches Konto gutbringen.

Sind Sie Bibliophile, so können Sie die Schaffgotsche Bibliothek besichtigen, was empfehlenswert.

Von Warmbrunn auf einem sehr hübschen Nebenwege nach Stonsdorf. Stonsdorf, ein altes Schloßchen mit wunderbarem Park gehört dem Prinzen Heinrich XXXIV. Reuß. Hier in den Vorbergen mit den immer wechselnden Blicken auf die hohen Berge, also in unerhört reizvoller Szenerie, habe ich manchen Bock geschossen. Sind sie auch nicht übermäßig stark, so sind sie doch durch das „Drum und Dran“ doppelt wertvoll.

Von hier mit einem überraschend grandiosen Blick auf den Riesenkamm herunter nach Seidorf, hinauf nach Hainberghöhe und auf gebührenpflichtiger Privatstraße nach Brückenberg, Kirche Wang und Krummhübel, dem eigentlichen Zentrum des Riesengebirges. Eine Fußwanderung bis zum Riesengrund wollen wir doch noch machen. Er führt zur Schneekoppe empor, die etwa tausendsechshundert Meter hoch ist. Aber den Anstieg bis zum Kamm wollen wir uns sparen. Autos sind auf diesen steinigten Geröllbergpfaden — Gott Lob — verboten, um den Wanderer und sein Butterbrotpapier nicht zu stören und den Originalozon nicht zu verpesten. Ich bin zwar mal mit Rübezahls Töchtern in einem Ford oben am Schlesiervhaus gewesen. Die Fahrt war emotionierend, aber das ist eine Sache per se.

Wenn Sie Nachtquartier suchen, so bleibt Ihnen die Wahl bei Ansprüchen die Leichmannbaude oder das Hotel „Drei Berge“ in Hirschberg aufzusuchen. Aber Sie finden auch in Krummhübel selbst gute Unterkunft.

Weiter von Krummhübel nach Schmiedeberg und über den Schmiedeberger Paß, der keine Schwierigkeiten bietet, nach Landeshut, das durch Textilienindustrie bekannt ist. Wir machen unter allen Umständen eine kurze Sticheexpedition nach dem Kloster Grüssau mit einer ganz herrlichen Barockkirche, in deren Krypta schlesische Herzöge aus dem Geschlechte der Piasten ruhen. Eine empfänglich besinnliche Stunde zwischen all den Schönheiten, die die Klostermauern umschließen, im Abglanz der über tausendjährigen friedvollen Kultur des Benediktiner Ordens ist gewiß nicht verloren.

Nun wieder von Landeshut nach Norden bis Freiburg. Von hier aus besuchen wir das Schloß Fürstenstein des Fürsten Pleß. Ich werde mich persönlich der Besichtigung nicht anschließen, denn ich kenne noch dies glanzvollste aller Schlösser in einem Lebensstil, wie ihn nur wenige Deutsche gekannt haben. Burg, Barockschloß, alte Kultur und raffinierter Komfort vereint. Ein Fest in einem der herrlichen Säle mit gepuderten Laikien mit dem Blick auf Blumenterrassen im Mondenschein, rauschende Brunnen, dunkle Waldberge des engen Talkessels rings umher — — das war schon ein Märchen. „Es war

einmal“ — und das stimmt mich persönlich traurig. Der Friedensvertrag von Versailles, der den ober-schlesischen Wald- und Industrie-besitz amputierte, die Nöte der Zeit und manches andere haben einen Niedergang einer der reichsten Familien Deutschlands zur Folge gehabt, der beisspiellos ist. Das Schloß wird für Geld gezeigt und kann nicht mehr bewohnt werden. Ein Teil der Schätze ja selbst des Mobiliars und Inventars mußte ebenso wie Marstall und Gestüt verkauft werden.

Machen Sie die Fahrt durch den unversehrten Park zur Burg, die auf schroffen Felsrücken eine ähnliche Lage hat wie Burg Elz.

Von Fürstenstein führt uns der Weg nach Bad Salzbrunn, wo das Hotel „Schlesischer Hof“ ebenso zu empfehlen ist wie der ganz selten gute Golfplatz.

Auf einen Abstecher ins Waldenburger Industriegebiet verzichten wir und fahren über Reußendorf — links ab — nach Breitenhain. Hier ist der Eingang zum Schlesiertal, dessen steile Waldufer im Besitz meines Onkels Carl Pückler. Wir umfahren die malerische Weistritztalsperre, und schwimmen eine Viertelstunde, weil es so heiß ist, im Bergwasser. Dann am Ende der Talsperre suchen wir in Rynau den Auffahrtsweg zur Rynsburg. Dieser Besuch lohnt sehr. Außerdem ist die Burgkneipe wirklich ausgezeichnet geführt. Wenn wir Glück haben, gibt es sogar Krebse.

Unweit südlich liegt das Massiv des Culengebirges, an deren Fuß die „Weberdörfer“ liegen, Langenbielau und Peterswaldau, der Schauplatz von Gerhart Hauptmanns „Die Weber“. Dies Drama, dann u. a. „Hanneles Himmelfahrt“ und das Märchenpiel „Die versunkene Glocke“ haben eigentlich den Ruhm dieses schlesischen Dichters begründet. Sein späteres Schaffen wie seine spätere Einstellung überhaupt hat mir persönlich nicht gefallen. Das ändert nichts an der Schönheit dieser frühen Werke, die wirklich aus der Seele dieses Landes heraus empfunden sind.

Wir lassen die Hohe Eule links liegen. Weiter geht die Fahrt über Wüstegiersdorf—Falkenberg. Hier von der Paßhöhe öffnet sich der erste Blick ins Glazer Bergland, das ich persönlich allen mittel-

deutschen Gebirgen vorziehe. Neurode heißt das nächste Ziel, das uns aber nicht aufhalten darf. Wir fahren über Mittelsteine und Wünschelburg (bekannt durch guten Korn) zur Heuschauer hinauf. Besonders Unternehmungslustige erklettern die bizarren Felsen mit Leitern — ich bleibe lieber unten beim Korn — dann geht es wieder in Serpentinien bergab durch herrlichen Wald nach Bad Kudowa und von hier über Bad Rückers und Bad Reinerz nach Glas.

Ich weiß nicht, ob die alte Festung des Großen Friedrich mit dem Donjon zurzeit besichtigt werden darf. Es lohnt sehr. Wenn ich nicht irre, hat unter anderen berühmten Leuten auch Fritz Reuter hier Haft verbüßt. Es ist aber so lange her, daß ich mich nicht an alle Berühmtheiten erinnern kann, und ich habe im Augenblick nicht die Zeit — — nebenbei von Berlin aus — — meine Angaben nachzuprüfen. Am Marktplatz von Glas liegt die alte Kommandantur. Ich hatte dort einmal diensflich zu tun. Die ganze Atmosphäre dieses Bauwerks aus der Zeit des Zopfes war so unverdorben echt, daß ich mich eigentlich darüber wunderte, daß mich nicht ein Grenadier in hoher Blechmütze die breiten ausgetretenen Stiegen hinaufführte, und daß mich oben ein Major in Feldgrau begrüßte, statt eines Generallieutenant Gr. Preussischen Majestät in Zopf und Schärpe. — Der Große König ist nun mal der Genius dieses Landes, um das er so schwer gerungen, ehe er es den Landen seiner Krone einverleiben konnte und unseren Vordätern die Grundlagen gab, das zu werden, was wir heute noch sind — Preußen! — — —

Von Glas rollen wir nach Habelschwerdt. Wir machen nicht die gelbbeschilderte Umfahrt, sondern fahren zum Marktplatz herauf. Die Grafschaft Glas hat am meisten von ganz Schlesien den Charakter der österreichischen Zeit bewahrt, vor allem Habelschwerdt. Hier könnte man wirklich glauben, sich in einem oberösterreichischen Städtchen zu befinden, obwohl es natürlich ein Wahn ist, glauben zu wollen, der Himmel sei hier südlich heller und die Luft leichtlebiger. —

Nun wieder in die Berge hinein. In Bad Wölfelsgrund im Gasthaus „Zur guten Laune“ habe ich schon ganz hervorragende Forellen gegessen.

Von dem wirklich idyllischen Tälchen aus attackieren wir den Gläser Schneeberg; und kommen in erstaunlich kurzer Zeit auf über tausenddreihundert Meter Höhe zur Schweizerei unter dem Gipfel. Der Weg zu Fuß bis zum Gipfel ist so bequem, daß auch ich mich anschließe. Die Aussicht vom Turm ist herrlich. Ich war einmal im Herbst hier oben. Es lag schon ein wenig Schnee, der Blick ringsum in ein Meer von herbstbunten Wäldern war unergleichlich. Mich faßte nur das Bedauern, daß ich in dieser herrlichen Welt nicht die Büchse führen konnte. Es soll übrigens jagdlich wenig los sein. Die Wälder auf deutscher Seite gehören dem Prinzen Friedrich-Heinrich von Preußen. Der ist kein Jäger. Jenseits der Grenze ist der tschechische Staat Jagdherr. Das sagt genug.¹⁾

Wir treten dann zwei oder drei Meter über die tschechische Grenze, das ist hier, glaube ich, erlaubt, und schöpfen aus der Marchquelle. Wir können auch hineinspucken, in dem erhebenden Bewußtsein, daß die Spucke totensicber bis ins Schwarze Meer hinunterfließt, während sonst ganz Schlesien ins Stromgebiet der Oder — also vollständig die Ostsee — eingepfarrt ist. — Es ist schon schön so ein bißchen Geographie!

Nun wird der kleine Gang eingeschaltet und man trudelt durch die Wälder kurzig hinab über Alessengrund, das meines Wissens von Pärchen sehr bevorzugt wird, nach Bad Landeck. Da hier nichts Besonderes zu sehen ist, und wir keine Kur nötig haben, geht es auf schöner Waldstraße über den Reichensteiner Paß nach Reichenstein. Vor uns öffnet sich erstmalig der Blick in die weite, fruchtbare, hier noch wellige schlesische Ebene. Die vier dicken roten Rundtürme halb links gehören zum Schloß Ramenz, des Prinzen Friedrich-Heinrich, dessen schöne Lage mich immer bedauern läßt, daß damaliger Zeitgeschmack wie Babelsberg eine hier nicht indigene Normannengotik als Baustil wählte.

In Reichenstein wird Pulver gemahlen. Früher hat man hier auch Gold gefunden. Angeblich soll das traditionelle Taufbecken des königlich preussischen Hauses aus Reichensteiner Gold gefertigt sein.

¹⁾ Aber heute nicht mehr!

Der nächste größere Ort ist Patschkau mit den Resten alter Stadtmauern und trutzigen alten Wehr- und Tortürmen, das sich — ein wenig unbescheiden — das schlesische Rothenburg nennt.

Hier verlassen wir scheinbar grundlos die Hauptstraße nach Neiße und umfahren in nordostwärtiger Richtung den Stausee von Dttmachau, über dessen weiter Wasserfläche in langen Ketten die blauen Sudetenberge verdämmern. Vom kleinen Marktplatz in Dttmachau fahren wir zum Burghof hinauf und ersteigen den Bergfried. Dttmachau war seinerzeit Staatsdotacion an Wilhelm von Humboldt. Diese weitgereiste Exzellenz soll gesagt haben, daß der Blick vom Burgturm einer der schönsten der Welt sei. — Hier oben in einer Sommernacht Erdbeerbowle trinken können!! — das ist im übrigen jetzt möglich. Da die Humboldtschen Güter dem Stausee zum Opfer fielen, wurde auch die Burg verkauft. Hier ist eine wirklich gute, empfehlenswerte Kneipe eingerichtet, die auch ein paar Übernachtungszimmer hat.

Schwer trenne ich mich von der Terrasse. Im vierzehnten Jahrhundert hat ein Ritter meines Namens und Hauses hier als Burghauptmann gesessen. Dem alten Herrn mag es hier recht gut gegangen sein und mehr als einmal mag er hier oben mit den Geschlechtsvettern aus dem Neißeschen und Grottkauischen „humpieret“ haben. Tun wir heute auch noch gern, nur sind wir beweglicher!! — Die Weiterfahrt berührt mich schon stark heimatlich. In den Feldmarken zwischen hier und Neiße habe ich unendliche Hasen und Hühner geschossen. Als junger Student schoß ich hier mal beim Baron Falkenhausen an einem Tage zweihundertsiebzig Hasen. Hätte ich genug Patronen gehabt, so wären es über dreihundert geworden!

Neiße — das schlesische Rom — im übrigen manche Reminiscenzen an Friedrich den Großen. Rathaus — reine Hochrenaissance (sehr selten hier), prachtvolle Kirchen, der schmiedeeiserne „Schöne Brunnen“ und das ehemalige Jesuitenkollegium, das Gymnasium, was dadurch bemerkenswert, daß ich hier meine humanistische Bildung genossen. — Eine altbekannte Kneipe von Neiße hat die Inschrift: „Es gibt auf Gottes Erdenrund nur einen August Kienemund.“

Wenn wir jetzt halb links ostwärts halten würden, so kämen wir zu mir. — Ich bin aber nicht zu Haus! — So nehmen wir die gute neugemachte Straße nach Neustadt, die hübsche Blicke in das leider tschechische im übrigen völlig deutschstämmige Utsatergebirge öffnet. Das Utsatergebirge, dessen höhere Gipfel vierzehn- bis fünfzehnhundert Meter überschreiten, ist ganz besonders reizvoll, und noch verhältnismäßig wenig von der Kultur belect. Wir können leider nicht herüber, da wir keinen Triptyk und keine Devisen haben.¹⁾ Von mir zu Haus ist es ein Kasensprung. Früher rutschten wir manchmal mit Gästen des Nachmittags herüber. Man kann im Auto hoch herauf fahren, bis über tausend Meter (strategische Straße der Tschechen vermutlich). Man findet überall herrliches Pilsner, das drüben, vom Faß langsam eingeschenkt, ganz anders schmeckt, als das Exportpilsner, das man uns liefert. — Die Versuchung dieser blauen Waldberge fällt also weg.

Von der Höhe am Dorfe Dppersdorf hat man einen weiten Blick gen Norden in das nun flach werdende Land. Man soll von hier aus neunundneunzig Dörfer sehen können — — ich habe sie nicht gezählt.

Alle nun folgenden Städte können wir schnell durchfahren. Sie bieten absolut gar nichts. Die slawischen Einflüsse machen sich geltend. Neustadt — Oberglogau mit imposantem Schloß des Grafen Dppersdorff — fruchtbare Gegenden aber noch wenig Wald. Unweit von hier liegen die unvergleichlichen Niederjagdreviere der Grafen Geherrthoß, Ziele-Winkler und Dppersdorff. Nächste Etappe ist die ehemalige Festung Kosel a. d. Oder, in deren Nähe der große Oderhafen, die Mündung des vom Industrievier kommenden Adolf-Hitler-Kanals und der Eisenbahnknotenpunkt Heydebreck liegen. Seit Patschkau befinden wir uns im Regierungsbezirk Oberschlesien, dem viel umstrittenen „Land unter dem Kreuz“. Dies seltsame, eigenartige Land der Wälder und der Industrie beginnt aber richtig erst in der Nähe der Oder im Koseler Kreise. Darauf wollen wir schnell einen heben, den üblichen weißen Korn vom Faß oder — verfeinert — einen „Pjeron mit Dynamit“.

¹⁾ Die brauchen wir heute nicht mehr!

Hinter der Oberbrücke ändert sich mit einem Schlage die Landschaft. Die fruchtbare immer noch leicht wellige Ackerzone liegt hinter uns. Jenseits der Ober weiten sich unermessliche Wälder. Es sind im wesentlichen die Forsten des Fürsten Hohenlohe und des Herzogs von Ratibor. Hier zieht der edle Hirsch seine Fährte, hier brechen Gauen unter hundertjährigen Kiefern und hier faucht im Vorfrühling der Birkhahn auf den Kulturen. Viele köstliche jagdliche Erinnerungen verbinden mich mit diesen Gegenden.

Meilenweit geht es durch diese Forsten, dann öffnet sich das Land, der Himmel färbt sich grau, Rauchfahnen von tausend Schloten säumen den Horizont — das oberschlesische Industriegebiet liegt vor uns.

Im „Haus Oberschlesien“ in Gleiwitz finden wir komfortable Unterkunft. Der Kunsthistoriker unter uns sucht jetzt die eine oder die andere der ganz eigenartigen für dies Land typischen Schrotholzkirchen auf, die man sich leichter in einem nordischen Urwald vorstellen könnte als im Bannkreis dieser wimmelnden Brennpunkte schaffender Arbeit.

Interessant ist eine Fahrt von Gleiwitz über Hindenburg nach Beuthen, aber Chaussee nicht Autobahn. Eigentlich muß man einen Eingeborenen mitnehmen, der einem den Verlauf der polnischen Grenze zeigt. Dieser wird nur dann verständlich, wenn man sich klar macht, daß ein „animus delendi“, ein sinnloser Deutschenhaß der damaligen französischen Gewalthaber diese Linie zog.

Zurück können wir die Autobahn benutzen, aber nur bis in die Höhe von Gleiwitz. Wir verlassen die Region der Zechen und Gruben und rollen durch Wälder und ärmliche Dörfer, die jetzt Blütenau oder Rosenhag heißen — früher waren sie unaussprechlich —, durch Lost mit einer Burg, die ein Zweig der italienischen Familie Colonna einst erbaut, nach Groß Strehlitz. Der ganze Kreis Groß Strehlitz zeichnet sich durch fabelhafte Jagdreviere aus, woson mein Schußbuch allerhand erzählen könnte. — Hier biegen wir ab zum St. Annaberge.

Wir sehen Kloster, Ehrenmal der Freiheitskämpfer von 1921 und Thingstätte und haben einen Blick ins Land, der einzigartig ist.

Will es das Glück, so begegnen wir einem der riesigen Pilgerzüge mit bunten Bannern und frommen Gesängen.

„Wallfahrer ziehen durch das Tal
Mit wehenden Standarten“ . . .

— — das handelt zwar vom Frankenlande, paßt aber — —

„Wie gern wär' ich mitgewallt
Ihr Pfarr' wollt mich nicht haben“ . . .

— — Auch das dürfte stimmen!

Nach Süden herunter vorbei an Buchenwald und dem schönen Barockschloß Buchenhöhe, früher Zyrowa, des Grafen Gierstorpff. — Was habe ich hier für Fasanen geschossen!! Im übrigen sind wir jetzt schon durch fünf Reviere gefahren, in denen der letzte Kaiser früher oft und gern Fasanen geschossen hat. Da man Sr. Majestät keine schlechten Jagden vorsehen wollte, ist leicht zu ermessen, wie wildreich diese Gegenden gewesen sind. Heute ist die Fasanenzucht überall auf ein Minimum beschränkt. Aber gut — sehr gut sind diese Jagden zum Teil immer noch. —

Dann kommt Gogolin, wo es immer stinkt. Zwischen Kalköfen hindurch, weiter nach Dppeln. Fahren wir ganz schnell durch! — Dann wieder über die Oder nach Süden gedreht nach Falkenberg mit dem schönen Schloß des Grafen Praschma. Einen wesentlichen Teil hat im sechzehnten Jahrhundert ein Pückler ausgebaut. Von seiner Tochter kam es über zwei andere Familien an Praschmas. Einige Kilometer nördlich von hier liegt das erwähnte Schedlau, wo meine Ahnen schon vor fünfhundert Jahren gesessen. Die Dörfer dieses Besitzes, der heute meinem Vetter Wilhelm-August Pückler gehört, sind — im sonst katholischen Lande — heute noch überwiegend evangelisch. Die Ahnen werden wohl den Grundsatz „cujus regio, eius religio“ hier streng durchgeführt haben.

Einige Kilometer südlich liegt Friedland, meine Heimat, die durch jeweilige Erbschaft von zwei anderen Familien an uns kam. Der Charakter der Gegend ist bestimmt durch Wald und Teiche.

In südwestlicher Richtung über die Neiße. Gotische Türme (achtziger Jahre) über weiten Parkbäumen verraten Schloß

Schwarzengrund, früher Koppitz, des anderen Grafen Schaffgotsch, des ober-schlesischen Industriegewaltigen — Herrliche Niederjagdreviere. —

Das Land jenseits der Neiße wird wieder besser, wohlhabender, kultivierter und deutscher!

Wir fahren nun Richtung Münsterberg, biegen bei Gührau rechts nach Prieborn ab, dann wieder links über den Kummelsberg durch schönen Buchenwald nach Steinkirche.

Von hier nach Heinrichau. Ehemals ein Zisterzienserkloster, heute im Besitze der Großherzoglich Sachsen-Weimarschen Familie. Die alte Klosterkirche mit reichem Barock lockt zu einem Besuch. Meist ist sie aber verschlossen, obwohl katholisch. Warum — das weiß ich nicht. Denn meines Erachtens ist es grade sympathisch, daß der Katholik den Weg zu seinem Herrgott immer offen läßt, während der Protestant ihn auf einige sonntägliche Dienststunden beschränkt.

Heinrichau ist ein Paradies der Fasanen. Die reinblütigen Torquatus der dortigen Zucht werden in aller Herren Länder verschickt, und ich kenne kein Revier, wo man zwischen allerintensivst betriebener Landwirtschaft so gut fliegende Fasanen erlebt.

Das hügelige, fruchtbare Land, das wir jetzt durchfahren, ist besonders hübsch im Frühling. Es ist eine gesegnete Kirschengegend. Gottlob sind hier nicht, wie in meiner Ecke der Fall, sämtliche Kirschen im arktischen Winter 1928/29 erfroren. So rollt man denn in jener Zeit, wo uns nun mal traditionell die Unruhe treibt, unter einem Dom weißer Blüten über Land. — Vor uns steht als gewaltige blaue Pyramide das Wahrzeichen Schlesiens, der Zobten, der Giling der alten Vandalen, den einst vulkanische Kräfte hier mitten aus der Ebene emporstießen.

Über Heidersdorf — Langenöls — Klein Knigwitz kommen wir ziemlich — zickzack — (aufpassen!) nach Zobten. Der Weg ist wirklich hübsch. Wir können dann noch bis Lampadel herauf fahren und dort Kaffee trinken. Die paar Kilometer bis Breslau schaffen wir noch allemal.

Reizvoll ist dies Land um den Zobten. Eine Landwirtschaft so gut und intensiv wie im Bezirk Magdeburg, aber nicht mit dem

dortigen Charakter einer typisierten landwirtschaftlichen Fabrikanlage. Hier duldet man noch Bäume, und die Rittergüter haben Remisen und Deckung für ihre vielen Rehe und Fasanen geschaffen. Der Fasan, der alle die Käfer speist, welche die Rübe bedrohen, ist hier ein gerngesehenes Tier.

In der Ferne blauen die Berge des Culengebirges. Eine lachende Sonne liegt über dem Ganzen. Friedrich der Große soll gesagt haben: „Wer einmal an einem Frühlingstage durch dies Land geritten ist, der wird es nie aufgeben.“

Im Kloster Gorkau wird heute Bier gebraut. Wir können da noch einen Schoppen einlegen.

Dann über Rogau, dem Vaterhaus meines Schedlauer Vettters, vorbei an der alten Kirche, in der Anno 1813 das Lützowsche Freikorps eingeseget wurde, auf die große Straße Riesengebirge—Schweidnitz—Breslau zur schlesischen Metropole.

Die Hotels Monopol und Savoy sind empfehlenswert. Nur der alte Gustav Fischer, die Perle aller Wirte, lebt nicht mehr.

Sie werden jetzt Breslau „machen“. Ich verziehe mich indes zu einem Schoppen bei Riesling. Das helle Bier dort übertrifft alle anderen an Gehalt und Wirkung. Eine Probe ist anzuraten. Nur vor dem angeblichen Nationalgericht, dem „schlesischen Himmelreich“ warne ich. Das ist Rauchfleisch oder Schweinefleisch mit Klößen und süßem Backobst zusammengelocht — ohne mich bitte! — — Ich habe einige Jahre als Leutnant der Leibkürassiere, als Generalstabsoffizier nach dem Kriege und als G.A.-Führer 1932—1934 hier garnisoniert. Ich kenne Breslau. — Wandern Sie ruhig allein nach meiner Anweisung, und lassen Sie alles andere weg.

Erst zum Ring. Reverenz an das alte gotische Rathaus. Dann Universität, ehemaliges Jesuitenkollegium, reicher sogenannter Jesuitenbarock. Im Inneren sind besonders die Aula Leopoldina und der Musiksaal des Gehens wert. Auch einen Blick in die Kirche rate ich an. Vergessen Sie nicht den Blick von der Oderbrücke aus auf die Nordfront.

Anschließend besuchen Sie die Oderinseln, Sandinsel und Dominsel mit Sandkirche, Kreuzkirche und Dom. Backsteingotik zumeist.

Turmkuppeln des Domes neu, angeblich wiederhergestellt nach Bildern aus der Renaissancezeit. Den Dom umrahmen in ruhiger, abgeschlossener Vornehmheit die Palais des Fürst-Erzbischofs und der Domherren. Hier ist der geistige Mittelpunkt des katholischen Schlesiens.

Schließlich gehen wir über die Lessingbrücke zurück auf das Südufer und auf die Holteihöhe, die früher auch Ziegelbastion hieß. Der Blick lohnt die kurze Wanderung. Breit und träge fließt die Oder. Geschlossen und wehrhaft liegt die Dominsel drüben; einst hat sie dem Mongolensturm getrozt. Unberührter Gottesfrieden scheint hier zu herrschen und gab dem architektonischen Bild seinen Stempel, gleichbleibend durch die Flucht der Jahrhunderte. Die Baustile sind deutsch. Deutsche Kultur und mittelalterlich deutsches Bürgertum sind ihre Schöpfer. Und doch könnte das Ganze nie in Süddeutschland liegen, nie an den Wassern eines westdeutschen Stromes. Es ist herb nordisch, oder besser: „Ostland“, Fundament deutschen Wesens, deutscher Kolonisation auf dem Rückwege zu jenen weiten Landen des Ostens, wo unsere germanischen Vorfahren gefessen, ehe sie die Woge der Völkerwanderung in artfremde Südländer verschleppt. Ein eigenartiger Gedanke, daß grade hier Vandalen saßen; die in Nordafrika zugrunde gegangen sind, ohne wesentliche Spuren ihres schwertfrohen Zuges zu hinterlassen. — — —

Moderne Dinge besichtigen? — Wozu? — Die findet man heutzutage in allen deutschen Städten, besser oder schlechter? Gleichgültig. Die Jahrhunderthalle? — Mir gefällt sie nicht. Anno 1913 hat sie dem Kaiser auch nicht gefallen. Der Erbauer, Stadtbaurat Berg, wurde dementsprechend auch nicht „huldvoll ausgezeichnet“, und der erwartete „Piepmatz vierter Güte“ blieb aus. Berg wurde daraufhin Sozi und war Anno 1918 Vorsitzender des Zentralsoldatenrates von Schlesien. Es lag ein Unstern über jenen Jahrhundertfeiern des Jahres 1913. Das Festspiel eines berühmten Schlesiens war die unglückliche Kopie eines mittelalterlichen „Kasperletheaters“. Aus diesem Festspiel habe ich mir folgenden Vers gemerkt:

„Und vertreibe alle Flöhe und Läuse
Und stärke unsere Achillese und Odysseuse.“

Ein Urteil über diese Perle deutscher Dichtung stelle ich anheim! Im übrigen darf ich bemerken, daß Friederike Kempner, die „schlesische Nachtigall“, auch sehr schön gedichtet hat. — — Vielleicht lag in diesem Durchfall begründet, daß der schlesische Dichter nach äußerlicher Wandlung zum „Olympier“ späterhin in der Wahl seines „Karl-August“ auf die falsche Karte gesetzt hat. — Aber — das gehört eigentlich nicht hierher!

Sie brauchen also nicht allzuviel Zeit für Breslau und auch ich habe inzwischen meinen Frühschoppen beendet.

Wir fahren jetzt nordwärts über die Oder gen Trebnitz zum Kloster der Heiligen Hedwig. In der prachtliebenden Barockzeit erhielt der mächtige Bau seine heutige Gestalt. Dann schlängelt sich die Straße durch das sogenannte „Ragengebirge“ über Dbernitz nach Dyherrnfurth. Hier haben die Einflüsse französischer Ahnen des Grafen Saurma-Hoym ein Schloß hart am Ufer der Oder geschaffen, das ebenso gut an der Loire stehen könnte. Völl Dankbarkeit denke ich an gastliche Mondscheinnächte auf der Terrasse, wenn der Flieder blühte und Nachtigallen schlügen.

Weiter — es wird sonst Abend — nach Kloster Leubus. Es ist eigenartig, daß grade geistliche Herren oft den glänzendsten Schwung hatten. Die Benediktiner, die diese Barockfassade, in ihrer frontalen Linie einzigartig, schufen, konnten etwas und wollten Herren sein in dieser weiten Ebene an der Oder.

Es wird Ihnen vielleicht auffallen, daß die Mehrzahl der von mir genannten Bauwerke aus der Barockzeit stammt. Ich sprach schon von den Verheerungen des Dreißigjährigen Krieges. Für mich ist die Tatsache ganz erstaunlich, daß sechzig bis achtzig Jahre nach diesem alles verschlingenden Kriege, der die Bevölkerung teils auf ein Fünftel reduzierte, es möglich war, solche Bauten und namentlich auch private Profanbauten, Schlösser zu errichten, in diesem so besonders frohsinnigem, reichem, leichtlebigen Stil, der den zwangsläufigen Rahmen bilden mußte für einen großzügigen, glänzenden Lebensstandard, für Herren- und Mäzenatentum. Es muß wohl göttliche

Fügung sein, daß nichts so schnell vergessen wird und wohlthätig ins Gegentheil umschlägt, wie die Gottesgeißel schwerer Völkerkriege. Im übrigen können wir in Franken ganz dieselbe Erscheinung beobachten. Ich denke nur an Würzburg, Veitshöchheim, Pommersfelden, Berneck, Ellingen und viele andere.

Heute beherbergt das ehemalige Kloster eine Landesirrenanstalt. Sie werden lachen: ich gehe wieder nicht mit Ihnen hinein, um die zwei sehenswerten Säle zu sehen. Solche „Tralkästen“ meide ich — man kann nie wissen: am Ende erkennt man mich und sperrt mich prompt in die Stummizelle. Ich kann dann den Rest meiner Tage im „Jäckenhus“ (wie man auf rheinisch so hübsch zu sagen pflegt) vertrauern und bekomme nie wieder eine Büchse oder ein Schnapsglas in die Hand. —

Wir kreuzen zum letztenmal die Ober auf einer ganz komischen Brücke, die abwechselnd von Bahn und Fuhrwerk benutzt wird. Verwechslungen scheinen trotz der Schrankenwärter nicht vorzukommen.

In Parchwitz trennen sich definitiv unsere Wege. Ich fahre von hier nach Gröditzberg bei Goldberg, dem Sitze des Botschafters von Dirksen. Mein Bruder wohnt zurzeit dort. Da werden wir wohl am Abend zur Gröditzburg herauffahren, die auf steilem Berg-
hügel wirklich mächtig und beherrschend thront. Der Vater des Besitzers hat mit Bodo Ebhardt einen Teil der Burg restauriert. — Auch dort oben gibt es meistens gute Krebse. Diese im Burggärtlein, das Fremden gesperrt, zu verzehren, ist ein besonderer Genuß. Ich kenne die Memoiren des Ritter Hans von Schweinichen und das lustige Buch „Der Narrenspiegel“ von Neumann. Ich frische also Reminiszenzen an den guten, dicken Herzog Heinrich von Liegnitz auf, der hier residiert und über das „Able Goldberger Bier“ geschimpft hat. — Wundervoll ist der Blick vom Burggärtlein. Man sieht das weite Land gegen die unermesslichen Forsten jenseits von Bunzlau, die Wellen des Bober-Katzbach-Gebirges und drüber den Kamm des Riesengebirges mit der Koppe. In blauen Schatten sinkt der Tag. Erste Lichtpünktchen beleben die weite Ebene. Tiefe Stille, Abendfrieden senkt sich auf die Erde. — —

Und Sie, meine Mitreisenden? Suchen Sie bei Liegnitz die Autobahn oder unterbrechen Sie die Fahrt auf ausgezeichnete Straße mit einem Dämmerchoppen in Grünberg, bei dem zu Unrecht verschrieenen schlesischen Wein, den angeblich nicht einmal der Teufel vertragen konnte. — Das sehenswerte Schlesien ist hier zu Ende, obwohl es rechts und links des Weges noch hübsche Landschaft in Fülle gibt. Sie kennen die Leute, die dort wohnen, wahrscheinlich nicht, also geben Sie Gas, denn viele Meilen liegen noch vor Ihnen, ehe Sie im Norden oder Nordwesten die schlesischen Grenzen überschreiten.

Ich glaube, sie können die Tour ruhig ohne mich machen. Sie werden nicht enttäuscht sein. Die Wege erweisen sich kartenmäßig oft als krumm oder verzwickelt. Das aber hat seine guten Gründe, denn sie führen zu Punkten, die Ihnen sonst entgehen würden.

In Oberschlesien hat die sorgsame Auswahl der Straßen noch seinen ganz besonderen Grund. Hier sind nämlich die beiden zum Industrieviertel führenden Straßen, die ich Ihnen anempfehle, wirklich gut, was aber seitwärts dieser, von mir als „Dorfstraßen“ gezeichneten Karawanenwege liegt, — — Heiliger Christophorus! — Die mir bekannten schlechtesten Wege Polens und der Slowakei sind Autobahnen im Vergleich zu den ober-schlesischen Nebenhauten! Im Kriege haben wir „Trichterstellungen“ verteidigt. Diese waren durch feindlichen Beschuß mit Riesenkalibern und Minen entstanden. Was aber damals durch hochbrisante Sprengstoffe erreicht wurde, schuf hier in gleicher Vollendung der Zahn der Zeit. Schwere MG.-Gruppen finden bequem Deckung, und man behauptet, daß die Chausseewärter in den Kratern ergiebige Fischzucht betrieben. Wenn dies der Fall, so ist allerdings der volkswirtschaftliche Wert dieser sogenannten Chaussees nicht abzustreiten. — Wenn Sie keinen geländegängigen Mehracker haben, so müssen Sie für eine Expedition durch diese Gebiete das Zeitmaß einer marschierenden Fußtruppe veranschlagen. Solange Achsen und Blechkarosse standhalten, stürzen Sie krachend in die mit trüber Flut erfüllten Trichter. Beim schwungvollen Herausarbeiten polieren Sie die Birne am Verdeck, sofern Sie einen „zu'en“ Wagen fahren. Sie sehen sich dann womöglich vis-à-vis des Kühlers eines Leidensgenossen, der mühsam dem nächsten Krater entklettert,

ergo bisher ihrer Sicht entzogen war. Streckenweise kann man die Gräben benutzen — die sind ebener und weicher. Ich habe versucht festzustellen, wann diese Verkehrsadern zum letztenmal repariert worden sind? Die berühmten ältesten Leute können sich nicht entsinnen. Man sagt, die Generäle des Dschingis Chan seien es gewesen. Sie hätten diese Wege ausgebaut, weil man sie als Aufmarschstraßen zur Schlacht bei Liegnitz gebraucht hätte. Das muß um 1241 herum gewesen sein. Also ist es siebenhundert Jahre her — das erklärt vieles! Napoleon soll übrigens hier auch schon erhebliche Nachschubschwierigkeiten gehabt haben, und von Friedrich dem Großen ist sattsam bekannt, daß er seine Reisekutsche mit dem Schimmel Condé vertauscht hat. — — Meine Damen und Herren, Sie sind gewarnt! — — In Niederschlesien ist übrigens die Wegebeschaffenheit unvergleichlich besser. Aber Oberschlesien, von dem Goethe sagte, es läge „fern von gebildeten Menschen“, ist halt immer eine Art Stiefkind gewesen, das in seiner treuherzigen Gutmütigkeit manch schlechte Behandlung vertragen gelernt hat.

Der oder jener Schlesier ist am Ende nicht einverstanden und findet es unverzeihlich, daß ich diese oder jene Sehenswürdigkeit seiner engeren Heimat seitab liegen gelassen habe. Lieber Landsmann! Haben Sie so viel Zeit übrig, wie Sie vielleicht möchten? So geht es denen da draußen im Reich auch. Freuen wir uns, wenn einer wenigstens für vier Tage — — soviel beansprucht meine Tour etwa — — seinen Kühler gen Schlesien richtet. Vielleicht gefällt ihm das Land. Dann kommt er doch wieder und sucht sich selbst neue Wege.

Ich bin nun einmal weder Historiker noch Kunstgelehrter. Darin beruht das Manko meiner Schilderung. Es ist auch möglich, daß mir Fehler unterlaufen sind, denn ich habe keinerlei Nachschlagewerk benutzt und mich lediglich auf mein Gedächtnis verlassen.

Ich nehme an, daß es einen Baedeker oder ein ähnlich wertvolles Buch gibt, dem Sie das Wissenswerte entnehmen können. Ich habe nie den Wahn besessen, mit meiner harmlosen Plauderei der Wissenschaft Konkurrenz machen zu wollen. Die schönen und lehrhaften Dinge sind kaum erwähnt. Ich bin aber Jäger, und dies Buch ist in erster Linie den Jägern gewidmet. Man wird es also am Ende

begreifen, wenn ich den jagdlichen Belangen meiner Heimat einen breiteren Raum gelassen habe. Jeder vom Lande stammende Mensch liebt seine Heimat. Er sieht sie daher mit wärmeren Augen, vielleicht wie ein verliebter Jüngling, dem die Fehler seiner Auserkorenen entgehen. Ich glaube, daß ein großer Teil der Gegenden, die wir nun im Geiste zusammen durchwandert haben, den Vergleich mit allen Teilen Deutschlands aushalten, die nicht im Bannkreise der großen Naturmajestäten, des Hochgebirges und des Meeres, liegen. Wenn auch diese großen Gewalten fehlen, so vergleichen Sie es mit Mittel- und Westdeutschland. Den Reiz werden Sie vielleicht erkennen. Er liegt in den unerhörten Kontrasten, zwischen herber Strenge und lieblicher Anmut, zwischen der erhebenden Größe einer waldumrauschten Bergwelt und der Melancholie der ganz großen Ebene, die sich in den unermesslichen Weiten des Ostens verliert. Und völkisch wie kulturell ist Schlesiens eben deutsche Grenzmark, erprobt und bewährt im Kampfe für deutsche Art.

Von wohlschmeckenden Dingen

Ein weiser Mann hat mir einmal folgende Einteilung des Lebens gegeben: Die ersten zwanzig Jahre sind eine äußerst gefährliche Vorbereitungszeit. Von zwanzig bis vierzig interessiert sich der Mensch für die Liebe, von vierzig bis sechzig für das Essen, über sechzig nur noch für die Verdauung. Demnach befinde ich mich in der dritten Phase und fühle also nicht nur die Berechtigung, sondern sogar den Ruf, über dies angeblich prävalierende Interesse zu sprechen. Ich habe auch an meinem Buche „Jagen — Reisen — Lustig sein“ eine Erfahrung gemacht, die zu denken gibt. Ich habe massenhaft der denkbar nettesten Zuschriften erhalten. Die Mehrzahl dieser war irgendwie alkoholisch abgestimmt. Die freundlichen Schreiber priesen meine Rezepte und — mitunter deren Wirkungen. Ich muß also wohl grade damit manchen Leuten eine Freude gemacht haben. Und es ist ja schließlich auch ein gewisser Erfolg, wenn man den Niederschlag der Erfahrungen, die Erkenntnisse, die man tiefschürfend gewonnen, der Mitwelt preisgibt. Ruhm ist ja zu allen Zeiten angestrebt worden. Wenn ich nun auf die irre Idee gekommen wäre, eine Symphonie zu schreiben (oder sagt man „zu setzen“?), so würde sich diese bestimmt niemand anhören. Wenn aber irgendwo am handfesten Eichentisch vier wackere Waidgenossen hocken und „Pückler-Bowle“ schlürfen, so denken sie am Ende meiner mit gleich wohlwollenden Gefühlen, wie eine Jungfrau, der in der Konditorei Pückler-Eis gespendet wird. Den Garten- und Lebenskünstler Hermann Pückler-Muskau kennen wenige, den Erfinder der Pückler-Bombe die Mehrzahl unserer Volksgenossen. Und so glaube ich, daß bei freudespendendem Umtrunk die vorerwähnten Waidgenossen rein gefühlsmäßig um meine licht und lichter werdende Birne nicht nur den Esen des Bacchus, sondern positiv den Lorbeer winden, der Erfindern, Dichtern oder Komponisten gebührt. „Exegi

monument' — aere perennius.“ Ich fühle demnach die Pflicht, allen Durstenden noch ein paar kleine Tips zu verraten. Auch „Wohlzutun“ und „Mitzuteilen“ soll man ja nicht „vergessen“. Also erlauben Sie und proben Sie anschließend selbst.

Ad I so habe ich seinerzeit von meinem Hanscoup gesprochen. Er heißt jetzt offiziell „Pückler-Bowle“, wurde aber von mir nach manch heißem Bemühen wie folgt revidiert: Die Bowle wird leicht zu süß, was zum Teil an Qualität von Champus und Cherry liegt. Man nehme also folgende (leider etwas leichtere) Mischung:

Saft von recht vielen Apfelsinen,
 halbe Flasche möglichst herben Cherry,
 zwei Flaschen Champus,
 ein Portweinglas Schwedenpunsch,
 ein Schnapsglas Kognak,
 ein Schnapsglas Cusenier Drange.

Die Schale einer Zitrone nicht zu lange hineingehängt. Viel Eis. Leicht — bekömmlich — auch für Damen geeignet, besonders wenn man sie gern hat.

Ad II. Gurkenbowle. Man nehme eine schöne große, frische Gurke und höhle sie so aus, daß die ganzen Kerne und das ganze weiche Zeug sorgfältig herauskommen, daß also eine glatte Röhre festen sauberen Gurkenfleisches übrig bleibt. Durch diese Röhre gieße man langsam zwei Flaschen Sekt, halbe Flasche Portwein. Klingt absurd, schmeckt aber.

Ad III. Einige Cocktails. Das letztemal empfahl ich Ihnen den „Pleitonen-Cocktail“ als besonders einfach und billig. Wenn Sie mit Ihren höheren Zielen gewachsen sind, so haben Sie ohnehin Ihre Hausbar vervollständigt. Dann empfehle ich:

III a: „Südsee“:

ein Drittel Saft von Grapefruit (Pampelmuse),
 ein Drittel Wermut bianco (weiß),
 ein Drittel Gin (kann auch Steinhäger sein).

III b: „Carlchen“:

Gaſt einer nicht zu großen Zitrone,
zwei Glas herben (möglichſt franzöſiſchen) Wermut,
zwei Glas Gin,
einhalb Glas Cuſenier Drange.

III c: „Doktor“:

zwei Teile Gin,
ein Teil Schwedenpunſch,
ein Spritzer Drange Bitters.

III d: „Loni“:

Himbeergeiſt oder Kirſchwaffer mit einem Schuß Apricot-Brandy.
Eis im Glas. Nicht im Miſchbecher ſchütteln.

Alle dieſe Drinks ſind im Grunde nicht neu. Sie ſind erfahrenen Mixern ſo oder ein wenig abgewandelt längſt bekannt, haben vielleicht „offiziell“ ganz andere Namen. Meiſt kehrt man ja doch zum alten, klaſſiſchen, herben Martini zurück, der aber nur dann wirklich gut ſchmeckt, wenn der Gin und der franzöſiſche Wermut (drei zu zwei) wirkliche Qualität ſind.

Ich fürchte, daß ich Ihnen darüber hinaus nicht viel Neues ſagen kann. Oder doch, etwas für wirkliche Hartſäufner:

„Athleten-Pſirſich-Bowle“ iſt, wenn man Pſirſiche einige Stunden zuvor etwas einzuckert und mit einem Weinglas Schwedenpunſch und einen Schuß Kirſchwaffer übergießt. Vor dem Anrichten darauf eine Flaſche Burgunder (kann auch Uhrwein oder ein guter Altmannshäuſer ſein) und zwei Flaſchen Champus. — Nicht gleich ſchimpfen, es ſchmeckt wirklich gut. Das weitere beſagt der Name.

Und nun bitte ich ſelbſt weiterzuſorſchen. Am Ende kommt doch etwas dabei heraus. Freuen wir uns, daß der deutſche Champagner jezt relatio billig iſt und — wenn mich nicht alles täuſcht — immer beſſer wird. So ſträſſlich iſt alſo der Luxus dieſer köſtlichen Getränke gar nicht einmal. Und das ganze Leben ſieht ſo viel netter aus, alle Probleme, mögen ſie nun philoſophiſch, wiſchaftlich oder techniſch ſein, ſind ſcheinbar löſlich, wenn ſonnegeborene gute Geiſter, die wir aus ihrer Flaſchenhaft befreit, den göttergleichen Flug unſerer Phantaſie beſchwingen.

Im übrigen ist es ganz interessant festzustellen, welcher Trank zu den verschiedenen Gelegenheiten am besten paßt. Ich empfehle Champus und alle Mischgetränke für einen fröhlichen Abend mit netten Frauen, Rheinwein für Männer, die sich mit ernstern Lebens- und Tagesfragen befassen wollen, und Burgunder für jene, die hochgeistig sein und philosophische Probleme lösen möchten. In jedem dieser drei Fälle geht es unter dem wohlthätigen Einfluß edler Tropfen prächtig und spielend leicht. — Nur am nächsten Morgen sieht alles ganz anders aus — wie so oft im Leben! — —

Es war einmal vor vielen, vielen Jahren in eisgrauer Zeit, wenn ich nicht irre anläßlich eines Taubenschießens, da frug ein „seichter Fant“ einen oder vielleicht „den“ anerkannten Kenner wohlschmeckender Dinge: „Herr Graf, Sie sollen eine so gute Küche führen. Ist das vielleicht französische Küche oder österreichische?“ — Der Meister entgegnete darauf: „Mein Lieber — es ist der Extrakt einer fünfzigjährigen Lebens- und Welterfahrung.“ Er hatte überall herum, auf vielen und weiten Reisen Rezepte gesammelt, und diese mit seinem Koch so lange durchprobiert, bis sie das Original erreichten oder übertrafen. Wir, die wir als Gäste in seinem Hause weilen durften, haben es ihm sicher gedankt.

Man muß nicht glauben, daß die überraffinierten Dinge die besten sind. Unsere Zeit liebt einfache, klare Linien der Architektur. Wir lehnen den „Salmi-Prunk“, die „Kinkerlitzchen“ der Ara „fin de siècle“ ab. So ähnlich ist es am Ende auch mit dem Essen. Man sagt, daß im Mannesalter der Geschmack periodisch wechselt — etwa alle fünf Jahre. Ich glaube, daß dies richtig ist, seitdem ich beispielsweise etwa vor drei Jahren auf jungen, frischen, naturreinen Moselwein abgekommen bin, aus dem ich mir früher nichts gemacht habe. So liegt es denn wohl im Geschmack unserer Zeit, wenn man die guten Grundstoffe Fleisch, Fisch, Gemüse, wie man kulinarisch sagt: „naturell“ gern hat und auf die Mode der Großväter verzichtet, wo unter der Fülle der Zutaten der Grundstoff kaum noch zu erkennen war. In einem bekannten Bierlokal Berlins, das nur kalte Küche führt, habe ich lezthm einen Schweinebraten mit Kruste, den man in Schlesien „Schwärtelbraten“ nennt, gefunden. Ich bin inzwischen

schon wieder da gewesen, um diese in Berlin vielleicht einzigartige Delikatesse einer wie Mürbeteig gelungenen Kruste zu mageren Schweinsrücken mit etwas Jus zu genießen — von dem berühmt gepflegten Bier abgesehen. — Damit ist eigentlich allerhand gesagt.

Quintessenz wäre, daß man unter sachgemäßer Auswahl in den mehr auf Massenbetrieb zugeschnittenen einfachen Gaststätten genau so gut essen könnte, wie in den sogenannten „Schlemmerlokalen“. Das ist nun nicht richtig. Und es kommt ein weiteres hinzu: In der erst-erwähnten Kategorie ärgert mich der schlechte Stuhl, der irrsinnige Krach, das Unpersönliche und mitunter auch der überlastete Kellner, der die Bestellung fast als Unmaßung empfindet, und einem als Reso-
 vance mit der Miene eines blitzschlendernden Zeus Speis und Trank donnernd auf den Holztisch knallt. Etwa Motto: „Da hast De, nu friß und halt's Maul.“ — Im Gegensatz dazu erfreut mich die wohlwollende Stille guter Lokale und die liebevolle Fürsorge eines alten Oberkellners und seiner Gehilfen, die um mein Wohl besorgt erscheinen, wie vielleicht nur alte Hausärzte. Dazu kommen dann noch die Zutaten, die bei vorerwähntem Schweinebraten fehlen. Zu letzterem kriegt man nicht einmal eine Serviette.

Ich habe eigentlich schon lange die Idee, einmal noch auf meine alten Tage im Wagen durch die Touraine zu fahren, jene Landschaft Frankreichs mit Balzac Erinnerungen, die berühmt ist durch ihre Schlösser und Kneipen. Ich glaube, daß man in ernsten Fachgesprächen und Beratungen mit alten Wirten, die die Rezepte persönlich bereiteter Saucen mit ins Grab nehmen, viel Spaß haben könnte. Dazu der hellbraun-rote Wein der Gironde, ein Armagnac oder die „fine de la maison“, jener Trank, der in minderer Qualität in Deutschland je nach Preislage Kognak oder Weinbrand heißt. Ich bedarf zur Ausführung dieses Planes einer gleichgestimmten Seele und leider auch eines Päckchens Devisen. — Aber: Je nebulöser Pläne sind, desto reizvoller. — Im übrigen zum Trost: Osterreich, das wir Norddeutschen ja zum Teil nur wenig kennen, bietet in dieser Beziehung mehr als man ahnt, was das Essen betrifft. Mit dem Trinken allerdings — ??

Wenn ich dies Kapitel zurücklese, so will es mir freilich scheinen, als ob der eingangs zitierte Weise in potenziertem Form recht hätte. Den Kulminationspunkt jener dritten Phase habe ich nun mal grade überschritten. Sapiienti sat!

Männer sind nun meist „verfressen“, Frauen sehr selten. Beweis: Junggesellen führen meist die beste Küche. Andere Menschen sind zu indolent dazu, in punkto materieller Dinge ihre Gehirns substanz in Bewegung zu setzen. Sie posieren direkt darauf, daß es ihnen völlig gleichgültig sei, oder daß es ihnen zu mühsam sei, sich auf der Speisekarte etwas auszusuchen, geschweige denn ein Menü zu machen. Sie halten wohl diese Denktätigkeit für inferior und eines Intellektuellen für unwürdig. Das ist falsch. Man degradiert die Nahrungsaufnahme, die doch so angenehm sein kann, zu einem notwendigen Zwang, der nicht höher steht als der umgekehrte Vorgang des Stoffwechsels. Man kommt so am Ende zu dem Ideal des mechanisierten Menschen von blödem Einheitsstyp, der durch Pillen seine lebensnotwendigen Energien eingesflößt bekommt.

Es ist ferner statistisch nachzuweisen, daß ein hoher Prozentsatz der größten Köpfe dem leiblichen Genuß zugeneigt war. Namen wie Plato, Seneca, Friedrich der Große, Napoleon, Bismarck, Hindenburg, Goethe, Schubert, Münchhausen. — — Es gibt so viele, die gütige Natur vermutlich mit höheren Geistesgaben ausgestattet hatte, als jene vorerwähnten überheblichen Verächter.

Ich sprach von den angenehmen Stimmungen, die der Wein auslöst. Mit dem Essen ist es nicht ganz so, aber doch ähnlich spürbar. Wer gut gegessen hat, ist — vorübergehend natürlich — ein besserer Mensch. Es ist ja bekannte Tatsache, daß Diplomaten und große Kaufleute sich häufig an einen gepflegten Frühstückstisch setzen und nicht in ein Konferenzzimmer, wenn sie von einem vermeintlichen Gegner etwas erreichen wollen.

Also — denken Sie, was Sie wollen, lassen Sie mir und — wie ich vermute — auch vielen meiner Leser die Freude an den wenigen Stunden des Alltags, denen wohlgeschmeckende Dinge Farbe und Würze geben und vielleicht auch ein Stückchen jenes inneren Gleichgewichtes, das eine gesunde Basis ist für eine Zeit, deren Leitmotiv Arbeit heißt.

Paralipomena

Unter diesem Titel habe ich seinerzeit eine Menge schlesischer und speziell oberschlesischer Geschichten gesammelt — und der Öffentlichkeit preisgegeben. Ich muß ganz ehrlich sagen, daß ich mich damit so ziemlich verausgabt habe. Nicht etwa, daß mein Vorrat köstlicher Dialektgeschichten erschöpft wäre, nur die nicht veröffentlichte Mehrzahl, mit der ich im geschlossenen Kreise trinkbarer Männer schon so manchen Heiterkeitserfolg erzielte, die ist bei bestem Willen und bei denkbar größter Großzügigkeit des Verlegers eben absolut nicht druckfähig, ganz abgesehen davon, daß die Orthographie der darin vorkommenden Kraft- und Prachtausdrücke in keinem Duden zu finden sein dürfte. Die oberschlesische Sprache, ob polnisches Deutsch oder deutsches Polnisch bzw. der sogenannte wasserpolaakische Dialekt ist reich, bildhaft, plastisch und besitzt nächst der ungarischen Sprache vielleicht das reichhaltigste und manigfaltigste Repertoire an Flüchen. Im übrigen braucht man gar keine Angst zu haben, daß diese Geschichten, die weder durch Papier noch Stein, noch Erz, noch Pergament oder Leder der Nachwelt überliefert werden, etwa dem Pfuhl finsterner Vergessenheit verfallen werden. Dem ist nicht so, denn in der oberschlesischen Psyche ist der schöne Zug der Geselligkeit verankert. Der Oberschlesier liebt es, seinen starken Bedarf an flüssigem Brot (sprich „Korn“ oder „Tschisti“, welches letzteres man an der Waterkant meines Wissens „Kloaren“ nennt) am liebsten im Kreise gleichgesinnter Kumpane zu befriedigen. Und da werden all die Perlen der Volkspoesie verzapft, und von Mund zu Mund wandern sie weiter durch Geschlechter und Generationen in den Urformen gleich, nur dem Zeitgeiste entsprechend gewandelt und mit neuen Federn geschmückt. Es tut mir selbst leid, daß ich nicht der Historiograph der Oberschlesischen

Pornographie werden kann, aber — — Sie hörten ja — — es ist wirklich unmöglich.

Am Ende sind die allerbesten Geschichten diejenigen, die man selbst erlebt, auch wenn sie eigentlich keine Pointe haben und mehr als Milieuschilderungen anzusprechen sind.

Solcher Geschichten passierten im derzeitigen Sommer zwei, die beide weder gelogen noch ausgeschmückt sind, die ich als nackte Wahrheit wiedergebe, obwohl ich ein schlesischer Jägermann bin. Weiß Gott, tatsächlich, faktisch, „uff Ehre“, so geschehen.

Der lebende Leichnam oder Oberschlesische Sommernacht

Zeit der Handlung:

Nacht von Freitag zum Sonnabend, also unmittelbar auf den Lohntag folgend.

Ort der Handlung:

Eine große Hauptstraße in Oberschlesien, Nähe eines weit auseinandergezogenen Dorfes. Die Häuser an der Straße sind zu neunzig Prozent Kneipen, den Bedürfnissen und den Lebensgewohnheiten der Landeseinwohner entsprechend.

Personen der Handlung:

Meine Frau

Meine jüngste Tochter

Ein Spelchen, das von meinen Töchtern, älteren und jüngeren Beamten abwechselnd gefahren aber nicht gepflegt wird und dementsprechend meist nicht in Ordnung ist.

Im weiteren Verlaufe der Handlung treten hinzu:

Ein ausländischer Jüngling

Sein eleganter Sportwagen.

Ferner:

Eine Leiche

Ein Wirt

Einige Becher

Vier fröhliche Gesellen aus dem ober-schlesischen Industriegebiet.

Jetzt geht's los: Die Erstgenannten rollen von einem Feste bei Bekannten heimwärts. Spelchen streift und macht nicht mehr mit. Wiederbelebungsversuche der fahrfundigen Tochter ergebnislos. Mammi bleibt von Sorgen gepeinigt, bar jedes technischen Verständnisses, im Wagen.

Es erscheint vom gleichen Feste kommend der herrliche Jüngling im Brüllwagen voll herzerquickender Hilfsbereitschaft. Auch seinem technischen Verständnis entgeht zunächst, daß das Kühlwasser ausgelaufen ist. Er beschließt, die Meinen abzuschleppen. Da kein Seil vorhanden, wandert man auf das nächstbeste Haus zu, natürlich eine Kneipe, die durch freundlichen Lichterschein und traulichen Gesang Hoffnungsschimmer erweckt. Fremdling und Tochter treten ein. Ein munterer Zecher, der anscheinend in Erkenntnis eigener Bettschwere bereit zur Heimkehr, wird durch den Anblick meiner Tochter zu einer Urie enthusiasmiert, aus der mangels Melodei die Worte „goldblondes Mägdelein“ im heimischen Tonfall zu erraten sind. Die Urie wird fortgesetzt, während der muntere Sänger zwischen rhythmischen Tanzschritten immer wieder Halt am Auto suchen muß, was Mammi mit durchaus gemischten Gefühlen erlebt. Sie folgt daraufhin der Jugend ins Innere der Kneipe, wo Tochter bereits eifrig am Verhandeln mit der gesamten Belegschaft, die zur freudigen und tatkräftigen Hilfeleistung samt und sonders laute Bereitschaft erklären. Die Verhandlungen werden mehr in der Richtung geführt, daß man versucht mit Rat und Tat die Hilfe dankend abzubiegen. Denn es erscheint völlig ausgeschlossen, daß einer der Herren ohne fremde Hilfe genügend fest auf seinen Beinen stehen kann.

Nur der Wirt besteht auf seinem Willen zur Tat. Weniger aus dem Gefühl von Zärtlichkeit heraus, sondern aus dem verständlichen Wunsche nach solider Unterstützung für seine alkoholerweichten Knie, umarmt er Mammi kräftig und schwankt so tapfer dem Wagen zu. Der Transport von Seil und Wasserkanne wird zweckmäßig der Jugend überlassen.

Die vierfach genommene Wäscheleine der Frau Wirtin erweist sich nicht stark genug, das kleine Spelchen zum Anrollen zu bringen. Es wird allerdings nie festzustellen sein, ob nicht das Anschieben durch

die dennoch in rauhen Mengen anströmenden Becher, die mit „Hau — ruck“ und „Pjerunna“ am Heck des Wägelchens beschäftigt, wider Willen alkoholbeschwerte Bremswirkung auslöste.

Dem heiligen Christopherus und dem heiligen Bacchus sei Dank — der Karren kommt ins Rollen. Man erreicht das andere Ende des Dorfes, wo wiederum im Lichtschein der dort befindlichen Kneipe sich ein schauriger Anblick bietet: Mitten über der Straße liegt verkrümmt — eine Leiche! Offensichtlich überfahren. Einige Meter seitwärts geschlendert ein Fahrrad. — Unser Ausländer steigt aus und Mammi springt in rascher Geistesgegenwart ebenfalls auf die Straße, um ein in rascher Fahrt entgegenkommendes Auto aufzuhalten, das unweigerlich das Verkehrsopfer nochmals überfahren hätte. Dieser Wagen enthält vier animierte Herren, vermutlich junge Männer aus der Industrie, die in Breslau oder sonstwo besser gefeiert haben. Obwohl die Zeit zur Schicht oder zur Bürostunde knapp, sind sie hilfsbereit zu sachgemäßer Tat. Der Fremdling faßt oben, die Zukömmlinge unten an, um die Leiche beiseite zu schaffen — — — Gelächter! — — —

Mammi: „Lebt er noch?“

Antwort: Und wie!

Die Leiche erweist sich als ein hünenhafter Kerl, voll wie ein schlesischer Dorf . . . tümpel und steif wie ein Besenstiel. Sie schwankt und fällt steif und schwer bald auf unseren zierlichen kleinen Fremdling bald auf die Herren aus Oberschlesien.

Stimme: „Du verfluchte Lärge, Dich mißte man schon Pollizei iergeben. Was liegst Du auf Straße?“

Die Leiche: „Will ich doch und muß ich doch auf Straße schlafen!“

Letztere Willensäußerung wird mit steigender Verbe und voll erwachenden Lebenswillens wiederholt, von bekömmlichen Rülpsen unterbrochen.

Einer der vier Männer hat inzwischen das Rad ergriffen, und es mit einem kräftigen Schwung über eine Hecke in einen Garten befördert. „Soll der Kerl doch morgen frieh Spaß haben und Rad suchen!“

Beratung! Man könnte die Leiche in den Straßengraben rollen. Es steht aber zu befürchten, daß dieselbe alsdann doch wieder die fixe Idee „will und muß ich doch auf Straße schlafen“ erneut in die Tat umsetzen würde. Also — nochmal zugefaßt. „Eins — zwei — drei — rucks!“ rüber über die Hecke, hinein in den Garten mit ihr. Knurren — Stille — Schnarchtöne. — In Ordnung. — Die diversen Unlasser machen: Hu — hu — hu. — Das erste Licht kommenden Tages färbt die Wipfel der alten Kiefern. Die Motoren rollen an. Fröhliches Winken. Nach beiden Seiten ab. Die Stille der blauen Stunde zwischen Sommernacht und Sommermorgen legt sich friedlich über den Schauplatz der schaurigen Begebenheit!

Der fahrende Held

Nennen wir den Helden ruhig „Antek“ — das entspricht dem „Sünnes“ in Köln oder dem „Hein“ in Hamburg.

Also — Antek besitzt einen Wagen, an dem er so lange gebastelt hat, bis er sogar läuft. Antek hat außerdem einen Feind im Dorfe, der einen besseren Wagen hat. Der blasse Neid könnte mit-sprechen.

Antek fährt heim. Es geht ihm wie jenem „Menschen Meier“, den Busch besungen hat. Krumm erscheint ihm die Straße. Demgemäß fährt er auf der schnurgeraden Chaussee in schöngeschwungenen Arabesken, mit kühn, elegantem Schwung des Steuerrades grade noch den Bäumen entgehend. — Ein Wagen kommt entgegen. Ob er wollte oder nicht. — Antek drückt auf die Tube, hält druff und rammt den Karren mitten in die Breitseite. — Krach — humms! Alkoholisch beschwingte Leute haben bekanntlich einen besonderen Schutzengel. Es ist merkwürdigerweise nichts passiert, nämlich den Lebewesen der Gattung „Homo sapiens“. Die eben noch so feurigen Wagen gleichen allerdings Kinderspielzeugen 14 Tage nach Weihnachten oder den beliebten Musikinstrumenten, die man hier Harmonika nennt. Antek erkennt, daß seine fröhliche Serpentinenfahrt ein Ende genommen und wankt voll Zorn und Erbitterung auf seinen vermeintlichen Turniergegner zu. — Er bekommt Augen wie Teetassen — er erkennt — — seinen Feind mit drei Kumpanen.

Beiderseits ertönen wilde Schlachtrufe. — Achäer und Troer wären blaß vor Neid geworden. — Antef sieht rot vor Augen, stürzt zum Angriff. Kurzes Handgemenge. Im Graben kriechend suchen die vier zerschlagen Flucht und Rettung. Antef behauptet das Schlachtfeld, setzt sich auf die Trümmer und stimmt einen Siegesgesang an. — — Der geschlagene Feind hat in nah gelegener Ziegelei ein Telephon erreicht und a) den Landjäger, b) eine Reparaturwerkstatt als Abschleppdienst mobilisiert. — —

Das Verhängnis naht. Unsere Polizei ist fabelhaft auf Draht. Der gewaltige Landjäger ist in kürzester Zeit mit dem Motorrad zur Stelle und nähert sich notizbuchzückend, Bleistift leckend unserem Antef. In dem aber wallt noch die eben betätigte Kampfeslust, das Heldenblut seiner Ahnen. — „Waas willst Du — pjerunna!“ — Rechter Schwinger — linker Haken. Das Auge des Gesetzes „geht für die Zeit zu Boden.“!! — — Antef behauptet weiterhin das Schlachtfeld. — —

Es naht das Abschleppauto. Vier junge Leute sind mitgefahren. Sensationslust? Es war grade Polizeistunde geboten.

Mit vereinten Kräften überfällt man Antef. — Schließlich erlag ja auch ein Hagen auf blutiger Wahlstatt. — Mit der Kette, die eigentlich zum Abschleppen bestimmt, fesselt man unseren Antef. — So schleppte man einst jenen Hagen vor Frau Krimhild! — Frau Krimhild ist allerdings nicht da, und der Amtsvorsteher schläft auch. Aber das finstere Verlies, sprich Dorfgesängnis, öffnet seine unheil-schwanger düstere Pforte. Die Kette klirrt. Herr Antef, Held und fünffacher „k. o.-Sieger“, sinkt auf harter Pritsche in Schlaf, wie so mancher Kecke, von dem unsere Heldensagen künden, vor ihm. Alkohol, Freund und Wohltäter der Menschheit, tut das seine und legt freundlichen Schleier des Vergessens über harte Kettenklirrende Schmach.

Der Morgen kommt. Die Heldenbegeisterung, der sagenhafte Kampfeswille dürfte auch bei Antef verraucht sein und Platz gemacht haben jener Körper und Seele gleichweis martendem Gefühl, das man „Kater“ nennt. — Aber — kann man wissen? Der Herr Amtsvorsteher kennt seine Pflicht, er wird zur Vernehmung schreiten.

Doch dem ungewissen Faktor, dem aller Dbrigkeit spottenden Kampfeswillen des Helden Antek, muß Rechnung getragen werden. Es werden also die vier kräftigsten Männer der freiwilligen Feuerwehr aufgeboden, um als Leibgarde die Vernehmung zu sichern.

Lassen wir den Vorhang fallen. Das Nachspiel ist auch mir unbekannt. Ob Held Antek heute wahre Reue empfindet? Hart und teuer dürfte für ihn der Spaß auslaufen. Und daran ist mit Rechten nichts zu ändern. — Ich aber muß gestehen: Irgendwie gehört doch meine Sympathie dem „fahrenden Ritter“, in einer Zeit, wo es weder Drachen noch Räuber, noch Riesen zu bekämpfen gibt. Und letzten Endes ist Held Antek aus dem Holze geschnitzt, wie seine und meine Landsleute weiland der 12. Division des Weltkrieges, die jedes Angriffsziel genommen haben.

Nun noch einige „Geschichtchen“, für deren Wahrheit ich mich allerdings ebensowenig einsetzen kann wie für die Balladen des Bonifazius Kieselwetter.

Das Ehestandsdarlehen

Antek und Pjetrek wollen beide heiraten und bewerben sich bei zuständiger Behörde um Ehestandsdarlehen.

Antek kommt befriedigt heim. Pjetrek macht verflucht langes Gesicht. Im Gasthaus trifft man sich.

Pjetrek: „Pjerunna, haben mir bloß hundert Eier geben wollen!“

Antek: „Hab ich immer gewußt, daß Du bist dummes Luder.

Haben sie Dir gefragt: Wie alt war Dein Vater? — No?“

Pjetrek: „Jo — hab ich gesagt: Nu — fünfzig Jahr! — Todesursache? — No war Bergmann — Brust!“

Antek: „Siehst Du, und dann sie werden sich nach Mutter Deiniges gefragt haben. Wie war?“

Pjetrek: „Jo — ebenso. Hab ich gesagt: wird auch so fünfzig Jahr gewesen sein. No — und Todesursache auch Brust — wissen schon: feuchte Wohnung und Kohlenruß.“

Antek: „Siehst Du, Du Trumba, Du ungepuzter Bulle, Du Smarkotsch. Bei mir ging sich so:

Alter Deines Vatters? — Vierundneunzig Jahr! Todesursache: Im Gasthaus bei Keilerei erstochen.

Alter der Mutter? — Vierundachtzig Jahr! Todesursache? — Im Kindbett! So siehst Du — dobrze — hab ich gleich zweitausend Eier bekommen. Pjerunna!“

Das Telegramm

Antek ist ein braver Bergmann, ein echter „Grubellok“. Er ist fleißig und besäuft sich sehr selten. An zwei Dinge hat er sein Herz gehängt. Das eine ist seine Braut, die Anka. Die ist schon auf Stellung in Berlin und verdient sich gut, so daß bald werden heiraten können. — Das andere ist sein Hundel. Der heißt sich „Fipek“. Ist ein lieber Kerl. Kasse? — Aber hat sich schönen Schweif, so wie Posthörnchen.

Schichtwechsel. Wird Telegramm für Antek ausgerufen. Seltsame Sache. Is Telegramm von der Anka und schreibt sie, daß sie schon wird kommen um einundzwanzig Uhr in Bahnhof Martinsau. — Wissen Sie, hieß früher Kokittniß und dann Martinsau. Haben die Kumpels immer gesagt: Martin-Sau. Hat man „S“ gestrichen!

No, pjerunna, paßt sich sehr schlecht. Muß er Schicht versäumen. Muß er Urlaub haben von Obersteiger. Kriegt er auch sein Urlaub. Fährt er nach Haus. Kauft sich Seife und wascht sich. Bindet sich „Kraglik“ um, schönen, neuen, weißen, sonst nur an Feiertagen. Kriegt sich „Fipek“ rote Schleife und machen sie zusammen auf Martinsau Bahnhof. — Spricht Beamter, daß „Fipek“ nicht darf auf Bahnsteig. Pjerunna! Nimmt er Spagat (Bindfaden) und bindet den Fipek an Zaun neben Bahnhof. — — Kommt sich Zug. Sucht er, sucht er, keine Anka! Einzigen Bekannten trifft er den Häuer Sefflik. Spricht er: „Has Du Anka auch nicht gesehen, wo sie doch geschickt hat Telegramm? Pjerunna, hob ich solche Unkosten gehabt, Seife und Kraglik und Schleife für Fipek und Schicht versäumt. — No jetzt schon egal. — Hast Du Böhm (zehn Pfennig) fier Schnabs — gehn wir wo. Nun bloß noch Fipek holen.“ — — Kommt er runter und will er den Fipek abholen. Hängt sich bloß noch kleines Stüchel Spagat an Zaun, futt is Fipek. — „Pjerunna,

— war er so guttes, liebes Hundel. Wird ihm einer gestollen haben und fressen wollen. Weißt Du, Sefflik, meecht ich schon flennen. Pjerunna! No — jetzt wird grade gesoffen!“ — — Gehst er über Platz zu Gasthaus. — Was sieht er? Grad vor Gasthaus steht der Fipek, mit einer Hündin und wedelt mit Posthörnchen und — — na! — — Schreit der Antek: „Pjerunna! Fipek, Du Mas verfluchtes, has Du Telegramm bekommen oder ich?“

Die Leichenfeier

Bergmanns Begräbnis. Hochwürden, der Herr Pfarrer spricht: „Undächtige Trauerversammlung! Stehen wir hier an der Bahre von unserem lieben Cibulla Ignaz. Er war ein braver Bergmann. Vor einer Wo'he da war er noch bei uns — aber cheute, da ist er schonst im Chimmel und spielt cheilige Charfe!“ — — Stimme aus der Trauerversammlung halbblaut: „Pjerunna! Vor Wo'he chat er noch nich gekunnt spielen Charmonika, wo chat er gelernt spielen so schnell cheilige Charfe?“

Nach der Beerdigung wird im Gasthaus eingeteilt:

Für Verhäuer: dwa (zwei) Paar Wirschti (Wurst), dwa Semane (Plural von Semmel), dwa Kuska Pivo (Bier), dwa Cigarcki.
Fier Häuer: jeden (ein) Paar Wirschti, jeden Semmel, jedna Kuska Pivo, jedna Cigarcka.

Kognässige Schlepper to domu (nach Haus) oder paar in Fresse! — Wowag! Musik spielt Knappschaftsmarsch!

Die Pilgerfahrt

Die Frau Glagla hat zwei Töchter, hübsche Madeln, die Maruschka und die Paulina. Aber sie heiraten nicht. Klagt Mutter dem Herrn Pfarrer ihr Leid und stiftet auf dessen Rat der heiligen Anna eine Kerze. Kurze Zeit darauf heiratet die Maruschka. Eitel Glück und Freude. Zwei Jahre gehn ins Land. Die Frau Maruschka hat immer noch kein Kind. Wieder läuft Mutter Glagla zum Herrn Pfarrer voller Sorgen, und der spricht: „Liebe Frau, wo Euch die Heilige Anna schon einmal so sichtbarlich geholfen, so möchtet Ihr mit Eurer Tochter eine Wallfahrt machen, zum Heiligen Annaberg. Vielleicht, daß Eure Gebete alsdann erhöret werden.“

Gesagt, getan. Die ganze Familie zieht mit, auch die unverheiratete Paulina und noch ein paar junge Leute aus dem Dorf. Wallfahrt und Kirchgang und weil es so spät geworden, Übernachten im Pilgerheim. Schön ist es droben am Annaberge, jetzt im Spätsommer nach der Ernte. Und spazieren gehen im Buchenwald ist auch schön, wo man sonst nur Kiefern sieht mit Kohlenruß. — Alles ist befriedigt.

Drei Viertel Jahre ziehen ins Land. Wieder klopft Mutter Slagla beim Pfarrer an: „Jesus, Hochwürden, weiß ich gar nicht, haben wir doch gebetet, aber entweder hat Heilige Anna mir nicht verstanden oder habe ich mich nicht richtig ausgedrückt. Wissen schon Hochwürden: Nicht die Maruschka hat sich Kind gekriegt, sondern pjerunna, die Paulina!“

Der Botaniker

Pjetrek und Antek gehen durch den Guidowald bei Hindenburg. Spricht der Pjetrek: „Du, Antek, was soll jener schwarze Ring um Baum?“ Spricht der Antek: „Du Mondkalb, Du Gorun (etwa Waldmensch), weiß Du nich! Kiefer hat sich Ring, damit Du kannst unterscheiden Oberkiefer und Unterkiefer.“

Nu ist's aber genug. Ihr Wohl meine Herren! Sollten wir uns mal irgendwo treffen, so erzähle ich Ihnen die besseren Geschichten!

Pjerunna, pjerunna dobrze

Violinka Draht kaput!

Schlußwort

Ich nehme mir das Schlußwort meines oft erwähnten Erinnerungsbuches vor. Wenn ich es heute überlese, so bin ich nicht ganz einverstanden. Ich kann mir nicht helfen: Alter Mann, abgeklärter Philosoph, der mit dem oder jenem abgeschlossen hat! — Winterstimmung „am stillen Herd“ und — im Herzen!

Cincinnatus hieß ein alter Römer, soweit mir erinnerlich. Der saß daheim und düngte seinen Kohl. Man kam und brauchte ihn. — Und aus seinem Revier, vom Vogelherd, hat man einst Herrn Heinrich herausgeholt. Es ist schon anderen Leuten so gegangen. Vergleiche hinken freilich, denn beide genannten Männer haben Karriere gemacht und sind in die Geschichte eingegangen. Das wird mir nicht beschieden sein.

Immerhin! Um die Jahreswende 1912/13 schnallte ich den Kürassierpallasch ab und wollte frisch gewonnene landwirtschaftliche Kenntnisse auf väterlicher Scholle erproben. Der Lebenslauf lag so klar vorgezeichnet vor mir. Der Weltkrieg flirrte hinein — nach fünf Jahren erst kam ich heim. Kurze Spanne vor neuen Aufgaben wirtschaftlicher Umstellung — kurze Unterbrechung durch den Polenputsch — dann kam das lange schwere Jahrzehnt, in dem man mit sehenden Augen den Niedergang der heimatlichen Scholle wie des Vaterlandes überhaupt erlebte.

Zugleich mit der innergeistigen Wandlung zum Nationalsozialisten rief mich der Dienst in der G. L. wieder hinter dem Pfluge hervor, heraus aus Familie und Vaterhaus, hinein ins junge pulsierende Leben des Kampfes um Deutschland. — Unvergessliche Kampfsjahre, unvergesslicher Umbruch der Zeit, in der sich das neue Deutschland zu formen begann.

Wieder konnte ich am eigenen Herd einkehren, zogen zwei Jahre ins Land, in denen ich wieder sesshaft war, ungestört durch meinen Wald und meine Felder wandern konnte und wieder mit hellen Augen meine Freude haben durfte am neuen Blühen und Leben des eigenen Anwesens.

Es erschien mir unwahrscheinlich, daß wie bei jenem Cincinnatus der reitende Bote erscheinen würde mit dem Rufe: „Wir brauchen dich noch einmal.“ — Es ist also wohl verständlich, wenn ich in jener Periode mich philosophisch — wie gesagt — auf einen geruh samen Lebensabend vorzubereiten begann.

Ein „reitender Bote“ ist nicht gekommen, wohl aber wurde ich postalisch benachrichtigt. Und daraus entwickelte sich, daß ich — zum drittenmal, wider Erwarten und wider vorgezeichnete Lebenslinie — Abschied nahm, um wiederum als Kädchen mitzuschaffen „am tausenden Webstuhl der Zeit.“

Es ist eine eigenartige Zeit, in der wir leben — so himmelweit entfernt von der geruh samen Epoche, die unsere Väter genossen. Es scheint, als ob wir nicht richtig altern können und wollen. Die äußeren Erscheinungen — die sind freilich vorhanden, die „Jahresringe“ und der „Kahlfraß“ in den einst so dichten Beständen über dem Sitze meiner Intelligenz — aber innerlich geistig? Ich glaube, es geht allen so, die im Dienste einer jungen Bewegung wieder im Herzen jung geworden sind. Ich sage absichtlich „geworden“ und nicht „geblieben“, denn auch wir haben Perioden hinter uns, in denen wir nicht nur physisch, sondern geistig alterten. — Was kann einem denn das Leben Schöneres geben, als irgendwie, und sei es in noch so bescheidenem Rahmen, mitschaffen zu dürfen im Dienste der Ideale, denen wir dienen, im Glauben an unseres deutschen Vaterlandes Wiedergeburt und neue Größe.

Es ist also völlig müßig, darüber nachsinnen zu wollen, was das Leben uns vielleicht noch bescheren könnte und möchte. Es ist auch belanglos, es zu bedauern, daß der edlen Jagd und dem nun einmal innewohnenden Wandertrieb nicht mehr der Raum gegeben, den man sich vielleicht wünschen könnte. Es bleibt im Grunde genommen, wenn man Pflichten und Mußestunden richtig einteilt, noch genug Zeit für

die rein privaten Dinge, für ein paar Stunden im grünen Wald, für ein Fläschchen mit guten Freunden oder für die an sich weitans überflüssigste der genannten Beschäftigungen — die Muße, ein Buch zu schreiben. — —

Eintönig rauscht der Regen — — nach langer Trockenperiode trinkt die Ackerscholle gierig das Naß. Über den weiten Wiesen des Parkes brauen die ersten feinen Nebelschwaden. Urlaubstage daheim zur Spätsommerszeit. — Ob ich heute noch hinausgehe, im tropfender Wald einmal nach dem starken Bock zu schauen, der mir bisher noch nie die Ehre seines Anblickes gegönnt?

Ich habe mich eingesponnen in meiner Erinnerungen Zauber, von dem ich eingangs gesprochen. Ich möchte heute noch den Schlußstrich ziehen unter dies Buch, das allen im Herzen frohen und vergnügten Jägern gewidmet sein soll. Diana und Bacchus haben mir auch diesmal wieder Pate gestanden, und ein Klein wenig hob sich wohl der Vorhang über einer bunten Welt, die ich mit dankbaren Augen erschaut. Vielleicht zu viel — vielleicht zu wenig, das können andere entscheiden. — — Der Regen rauscht nicht mehr. Durchs grün-
umwachsene Fenster lacht plötzlich die liebe Sonne ins Zimmer. Ich gehe doch noch in den Wald!

Waidmanns Heil!

Jagd- und Reiserwerke

Die zwei Tibetexpeditionen Ernst Schäfers

Berge, Buddhas und Bären

Forschung und Jagd in geheimnisvollem Tibet. Von Ernst Schäfer. Mit 32 Tafeln nach photographischen Aufnahmen des Verfassers und 2 Karten. Geb. RM. 5,70

Unbekanntes Tibet

Durch die Wildnisse Osttibets zum Dach der Erde. Von Ernst Schäfer. Dritte Auflage. Mit 64 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen des Verfassers und 2 Karten. Gebunden RM. 6,50

Dach der Erde

Durch das Wunderland Hochtibet. Von Ernst Schäfer. Zweite Auflage. Mit 83 Abbildungen auf Tafeln nach Aufnahmen des Verfassers und 1 Karte. Gebunden RM. 8,40

Herren der Wildnis

Jagdfahrten im Westen Amerikas und Kanadas. Von Degenhard Graf Wurmbrand. Mit photographischen Abbildungen auf 32 Tafeln und 2 Karten. Geb. RM. 7,50

Auf Urwild in Kanada

Von Prof. Dr. Luz Heck, Direktor des Zoologischen Gartens in Berlin. Mit 48 Kunstdrucktafeln. Gebunden RM. 6,80

Berge der Verheißung

Auf Elch, Bär und anderes Hochwild in Kanada. Von Woldemar Graf von Schwerin in Bohran. Mit 24 Tafeln und 2 Karten. Gebunden RM. 6,—

Auf Hochwild in Kanada

Waidwerk in der Wildnis Britisch-Columbiens. Von A. Bryan Williams. Mit 60 Abbildungen auf Tafeln und 1 Karte. Gebunden RM. 9,—

Aus einem verschlossenen Paradiese

Von Dr. Arthur Berger. Vierte Auflage. Mit 121 Abbildungen auf Tafeln und 1 Karte. Gebunden RM. 6,—

In Afrikas Wildkammern als Forscher und Jäger

Von Dr. Arthur Berger. Dritte, neu bearbeitete Auflage. Mit 122 Abbildungen auf 80 Tafeln. Gebunden RM. 6,—

In Tälern und Höhen des Hima- laja

Jagden und Reisen in Kaschmir, Ladak und Baltistan. Von Hans Meyer, Illmersdorf. Nach den Tagebüchern herausgegeben von Dr. Arthur Berger. Mit 40 Abbildungen und Zierleisten. Gebunden RM. 6,—

In den Wildnissen Afrikas und Asiens

Jagderlebnisse. Von Hermann von Wissmann. Mit 28 Vollbildern und 42 Textabbildungen von Wilhelm Kuhnert. Dritte Auflage. Gebunden RM. 15,—

Von entlegenen Pfaden

Afrikanische Skizzen. Von P. C. von Gontard. Mit 93 photographischen Abbildungen und 26 Zeichnungen. Gebunden RM. 4,80

Verlorene Heimat

Als Schuttruppler und Farmer in Südwest. Von Wilhelm Mattenflodt. Mit einem Geleitwort von Hans Grimm und Textillustrationen von H. A. Aschenborn. Zweite Auflage. Gebunden RM. 4,80

Im Reiche des Kondor

Von Rudolf von Colditz. Mit 87 Abbildungen und Zierleisten von Karl Wagner. Gebunden RM. 10,—

Mit der Büchse in fünf Weltteilen

Von Paul Niedeck. fünfte Auflage. Mit 15 Kapitelleisten von Karl Wagner und 116 Abbildungen auf 62 Tafeln sowie 1 Karte. Gebunden RM. 14,40

Kreuzfahrten im Beringmeer

Neue Jagden und Reisen. Von Paul Niedeck. Dritte Auflage. Mit 15 Kapitelleisten von Karl Wagner und 55 Abbildungen auf 48 Tafeln. Gebunden RM. 7,—

Tiere, wie sie wirklich sind

Von Geh.-Rat Professor Dr. L. Heck. Mit 75 meist ganzseitigen photographischen Tierbildern. Gebunden RM. 4,80

Jagderinnerungen und Jagdhumor

Jagen — reisen — lustig sein

Aus grünem Wald und buntem Leben. Von Graf von Pückler-Burghaus, Friedland. Mit photographischen Abbildungen auf 16 Tafeln. Zweite Auflage. Gebunden RM. 6,50

Birschen und Böcke

Von Friedrich von Gagern. Mit 16 Tafeln. Dritte Auflage. Geb. RM. 6,50

Glückliche Tage

Jagdgeschichten aus fünf Jahrzehnten. Von E. Graf Silva Tarouca. Dritte, neubearbeitete Auflage. Mit 18 Abbildungen nach Aufnahmen des Verfassers. Gebunden RM. 6,80

Karpathenjagd u. Bergweltzauber

Von Curt Weigel-Rößler. Mit 24 Tafeln. Gebunden RM. 6,50

Im Zauber der Karpathen

55 Jahre Waldwerk von Oberst a. D. August von Spieß. Dritte Auflage. Mit 32 Tafeln. Gebunden RM. 7,—

Karpathenhirsche

Waldwerk aus 5 Jahrzehnten. Von Oberst a. D. August von Spieß. Mit 24 Tafeln nach photographischen Aufnahmen. Gebunden RM. 4,80

Der alte Jäger

Erinnerungen aus meinem Leben. Von Forstirat Dr. Georg Escherich. Dritte Auflage. Mit 16 Tafeln. Geb. RM. 7,50

Der alte Forstmann

Fahrten und Fährten in weiter Welt. Von Forstirat Dr. Georg Escherich. Mit 24 Abbildungen auf Tafeln und 2 Karten. Gebunden RM. 7,—

Sieben Kugeln und mehr

Aus meinem Jagdtagebuch. Von Maximilian von Rogißer. Zweite Auflage. Mit 24 Tafeln nach Aufnahmen des Verfassers. Gebunden RM. 5,50

Diana, Hubertus und Ich

Von O. Caminnecki. Zweite Auflage. Mit 32 Tafeln. Gebunden RM. 7,—

Bunte Strecke

Aus dem Leben eines ostpreussischen Jägers. Von Manfred von Kobylinski, Korbsdorf. Mit 24 Tafeln. Gebunden RM. 7,—

Kanadisches Scherzo

Mit lachenden Jägeraugen durch Prärie und Busch. Von C. Mehrhardt-Flow. Mit zahlreichen humoristischen Zeichnungen von Karl Wagner. Gesamtausgabe der drei Kanada-Bücher. Gebunden RM. 6,80

Das lustige Jägerbuch

Von Dr. Arthur Berger. 6.—10. Tausend. Mit 197 humoristischen Zeichnungen erster Künstler des In- und Auslandes. Gebunden RM. 8,—

Immer schlagfertig

Lustige Jagdgeschichten. Mit Beiträgen von E. v. Dombrowski, Ludw. Ganghofer, Julius R. Haarhaus, Arthur Schubart u. a. und Bildern von Heinz Geilfus. Herausgegeben von Wilh. Hochgreve. Farbige kartoniert RM. 3,80

Der lachende Wald

Von Wilhelm Hochgreve. Ein heiteres Buch mit Beiträgen von E. Ganghofer, H. Köns, A. v. Perfall, E. Thoma, E. v. Kapher u. a. Zweite Auflage. Gebunden RM. 4,—

Jäger-Paprika

Von Wilhelm Hochgreve. Ein Witz- und Würzbuch zum Schüsselstreiben. Über 300 der besten Jäger- und Fischerwitze. Vierte Auflage. Mit 8 Abbildungen auf Tafeln von Heinz Geilfus. RM. 2,60

Die verbogene Flinte

Von Wilhelm Hochgreve. Ein lustiges Buch für Jäger und Fischer, Leicht- und Schwermütige. Mit 16 Abbildungen auf Tafeln von Heinz Geilfus. Zweite Auflage. Steif broschiert RM. 2,80

Da kichert Diana

Neue Späße und Schnurren aus dem Jäger- und Anglerleben. Von Wilhelm Hochgreve. Mit 16 Abbildungen von Heinz Geilfus. Gebunden RM. 2,80

Es blies ein Jäger wohl in sein Horn

10 lustige vielfarbige Bilder für den Waldmann im Format 30×37,5 cm. Von Heinz Geilfus. In Mappe RM. 9,—

Lustige Jägerfibel

in Bildern. Herausgegeben vom Reichsbund „Deutsche Jägerschaft“. 63 Zeichnungen von Heinz Geilfus mit Begleitversen. Kartoniert RM. 4,—

Praktische Jagdbücher

Deutschlands Vogelwelt

Von Friedrich von Lucanus. Mit 43 farbigen Vogeltafeln von Karl Wagner und 13 farbigen Eiertafeln von Georg Krause und A. Dressel. Geb. RM. 22,—

Der deutsche Edelhirsch

Ein Lebensbild mit photographischen Natur-urkunden aus der Wildbahn. Von Prof. Dr. Eug. Hed. Mit 175 photographischen Abbildungen. Gebunden RM. 12,60

Vom Hohen Waidwerk

Anleitung zur waidgerechten Ausübung der Pirsch auf hohes Wild. Von Carl von Dombrowski. Mit 23 Textabbildungen und 13 Tafeln. Gebunden RM. 6,—

Das Schwarzwild

Naturbeschreibung, Hege und Jagd. Von K. Sneathlage. Mit Zeichnungen von Karl Wagner. Gebunden RM. 7,80

Das Niederjagd-Revier

Eine Anleitung zur zweckmäßigen Hege, Aufzucht und praktischen Jagdnutzung des Rehwildes, der Hasen-, Fasanen- und Rebhühnerbestände, einschließlich der Kurzhaltung des Raubwildes. Vom „Jäger vom Rhein“ (Hans Kuhlmann). Mit einem Geleitwort von Oberjägermeister Ulrich Scherping. Mit 89 Abbildungen. Gebunden RM. 6,80

Die Hebung der Niederjagd

in Pacht- und Eigenjagdrevieren. Von Hegen-dorf. Zweite Auflage. Mit 75 Textabbildungen. Gebunden RM. 8,10

Kein Heger, kein Jäger

Handbuch der Wildhege. Von E. Graf Silva Tarouca. Zweite Auflage. Mit 18 Textabbildungen. Geb. RM. 7,20

Jagdliches Brauchtum

Im Auftrage des Reichsbundes „Deutsche Jägerschaft“ herausgegeben von Forstmeister W. Frevert. Mit einem Vorwort von Oberjägermeister Ulrich Scherping und 33 Abbildungen. Zweite Auflage. Steif brosch. RM. 3,40. Gebunden RM. 4,50

Der waidgerechte Jäger

Grundzüge der Jagdkunde und Leitfaden zur Vorbereitung auf die Jägerprüfung. Von Hermann Schulze. Dritte, neubearbeitete Auflage. Mit 89 Abbildungen. Steif brosch. RM. 3,20. Gebunden RM. 4,20

Klaus Hansens erstes Jagdjahr

Von K. Sneathlage. Mit 37 Abbildungen und 1 Karte. Gebunden RM. 5,—

Ahnung und Deckung im Jagdrevier

Anleitung für die Anlage von Ahnungsgelegenheiten und Schutzgehölzen. Von Martin Herberg. Mit 35 Textabb. RM. 3,20

Neuzeitliche Fasanenzucht

Naturgeschichte und Aufzucht des Jagdfasans sowie die Anlage von Fasanerien. Von Robert Holze. Zweite, neubearbeitete Auflage. Mit 21 Textabbildungen. Steif broschiert RM. 3,20

Jagd und Fang des Raubwildes

Anleitung zur vernunftgemäßen Kurzhaltung im Interesse der Wildhege. Von Hermann Eiserhardt. Vierte, neubearbeitete Auflage. Mit 44 Textabbildungen. RM. 3,50

Fährten- und Spurenkunde

und Beschreibung sonstiger Gewohnheiten und Zeichen des Wildes, die dem Jäger den Standort, Wechsel oder Paß verraten. Von Karl Brandt. Fünfte Auflage. Herausgegeben von H. Eiserhardt. Mit 110 Textabbildungen. Gebunden RM. 5,—

Der Gebrauchshund

seiner Erziehung und Dressur. Von Hegen-dorf. Fünfte, neubearbeitete Auflage. Mit 75 Abbildungen. Gebunden RM. 8,75

Der Waldgebrauchshund

und seine Führung unter besonderer Berücksichtigung der Einführung des Junghundes in die Spuarbeit. Von Herm. Eiserhardt. Mit 16 Textabbildungen. Steif brosch. RM. 4,20. Gebunden RM. 5,20

Erbkunde für den Waidmann

Von Prof. Dr. Friedrich Kröning, Göttingen. Mit 35 Abbildungen. RM. 3,80

Handbuch der praktischen Schußwaffenkunde und Schießkunst

für Jäger und Sportschützen. Von Dr. Konrad Eilers. Vierte Auflage. Mit 212 Textabbildungen. Gebunden RM. 10,—

Anleitung zur Altersschätzung des Wildes

(Rot-, Dam-, Reh-, Schwarz-, Gams-, Muffel-, Auerwild.) Neue Richtlinien, bearbeitet von Forstmeister W. Bieger. Mit 82 Textabbildungen. Steif broschiert RM. 3,60

Die formelmäßige Bewertung unferer Jagdtrophäen

Von Wilhelm Bieger. Zweite Auflage. Mit einer Ergänzung „Die internationale Bewertung der Jagdtrophäen“. Mit 18 Textabb. Steif broschiert RM. 2,60

Verlag Paul Parey | Berlin SW II | Hedemannstraße 28/29



Die Jagdklassiker

Diezels Niederjagd

14. Auflage der Originalausgabe. Herausgegeben von Forstmeister Ernst Kluge. Mit 24 zum Teil farbigen Kunstdrucktafeln und 242 Textabbildungen. Gebunden RM. 19,80

Die Hohe Jagd

Herausgegeben von ersten deutschen Jagdschriftstellern. 5. Auflage. Mit 271 Textabb. und 32 z. T. farbigen Kunstdrucktafeln. Gebunden RM. 15,—

Das deutsche Waidwerk

Ein Lehr- und Handbuch der Jagd von Ferdinand von Raesfeld. Illustriert von Karl Wagner. 4. Auflage, herausgegeben von E. Graf Silva Tarouca. Mit 310 Textabbildungen und 18 zum Teil mehrfarbigen Tafeln. Gebunden RM. 22,—

Das Rotwild

Naturbeschreibung, Hege und Jagd des heimischen Edlwildes in freier Wildbahn. Von Ferdinand von Raesfeld. 3., neubearbeitete Auflage. Mit 180 Textabbildungen und 6 Farbentafeln. Gebunden RM. 15,—

Das Rehwild

Naturbeschreibung, Hege und Jagd der Rehe in freier Wildbahn. Von Ferdinand von Raesfeld. 3., neubearbeitete Auflage. Mit 8 Tafeln und 315 Textabb. nach Zeichnungen von Karl Wagner. Gebunden RM. 15,—

Waidwerk der Welt

Erinnerungswerk an die Internationale Jagd Ausstellung Berlin 1937. Herausgegeben vom Reichsbund „Deutsche Jägerschaft“. 484 Seiten im Format $26\frac{1}{2} \times 35\frac{1}{2}$ cm, mit 825 einfarbigen und 21 farbigen Abbildungen. Als Prachtband gebunden RM. 48,—

Wild und Hund

Illustrierte Jagdzeitschrift

Mit den amtlichen Nachrichten der deutschen Jagdbehörden und der Jagdgebrauchshund-Fachschaften

Erscheint jeden Freitag. Monatlich eine farbige Kunstbeilage. Monatlich RM. 1,— bei Jahresbestellung, zahlbar für 12 Monate im voraus oder auch in vierteljährlichen Raten, zuzüglich Postzeitungsgebühren. Probenummer unberechnet.

Seit über 4 Jahrzehnten dient „Wild und Hund“ der Pflege und Förderung der waidgerechten Jagd. Reich illustriert, bringt es laufend wertvolle Beiträge aus allen Gebieten der Hege und Jagd im In- und Ausland, der Fischwaid, der Zucht und Führung von Jagdhunden, über Fortschritte und Erfahrungen in der Waffen- und Schießtechnik, Romane, Novellen, Erzählungen und vieles andere mehr.

Verlag Paul Parey / Berlin SW 11 / Hedemannstraße 28/29

